BADISCHE HEIMAT



14. JAHRGANG: JAHRESHEFT 1927

Badische Heimat

Zeitschrift für Volkskunde, ländliche Wohl-
fahrtspflege, Heimat- und Denkmalschutz
14. Jahrgang ★ Jahresheft 1927

Mannheim

Im Auftrag des Landesvereins
Badische Heimat herausgegeben
von **Hermann Eris Busse**
Freiburg i. Br.



1 9 2 7

Verlag G. Braun in Karlsruhe

Inhaltsverzeichnis

Ganzseitige Bildtafeln

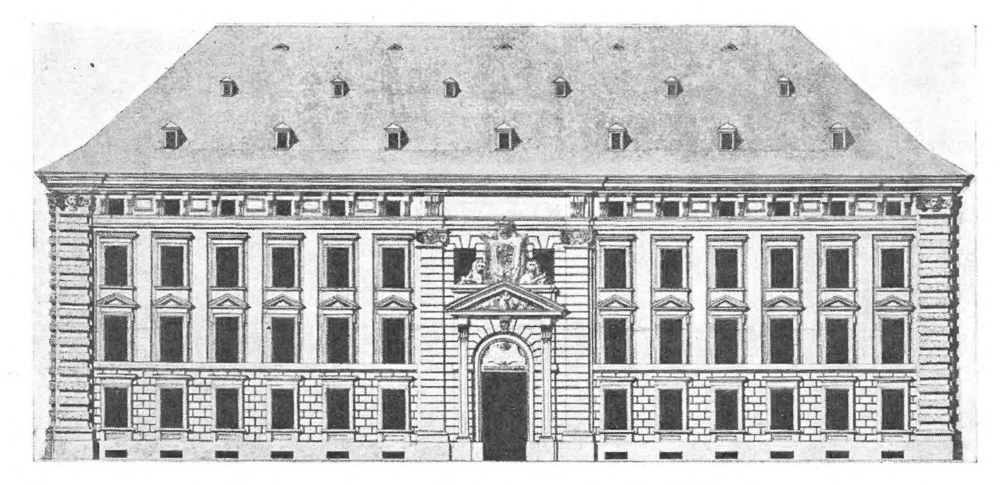


1. Linkes Rheinufer mit Blick auf die Jesuitenkirche und das Hotel Europäischer Hof, Stich von Chapuie 1845

Die Stadtpersönlichkeit Mannheims

Rundfunkrede von Theodor Kutzer, Mannheim

Wir sind moderne Menschen und wollen das Flugzeug nach Mannheim steuern. Von Nordosten kommend, überfliegen wir die Höhen des Odenwaldes, der uralte aber klein gebliebene Orte birgt, und haben vor uns die große Ebene, die zwischen Odenwald und dem Pfälzer Waldgebirge, der Haardt, gebettet liegt. Sie ist durchströmt vom breiten Rhein, dessen grüne Ufer sich auch in den Städten, die sich an ihn schmiegen, noch behaupten. Neben dem Rhein gewahrt unser Blick in das Land einschneidende Wasserstreifen; es sind die Häfen, die im Süden und Norden Mannheims, das wir als die größte Stadt dieser Ebene, als ihr Zentrum, leicht erkennen, sich vom Rheine abzweigen; darunter in eigenartiger Schwingung der breite Altrhein mit dem Wahrzeichen des Holzturmes der weitbekannten Zellstoffabrik und ihrer Trabantenbetriebe. Vor 100 Jahren war dieser Altrhein noch der Rhein und dort, wo unser geliebter Strom heute das kilometerlange Ufer mit den gewaltigen Anlagen der Badischen Anilin- und Sodafabrik bespült, war Land; ein großer Durchstich, in 50 Jahren vollendet, hat dem Strom ein neues geradliniges Bett gegeben. Solche Hafenanlagen finden wir auch auf dem linken Ufer, wo Ludwigshafen, der Vorort der bayerischen Pfalz, früher der linksrheinische Brückenkopf der Feste Mannheim, nun die jüngste Großstadt, sich erhebt. Die bekannte schwer lastende Gitterbrücke, über welche unzählige

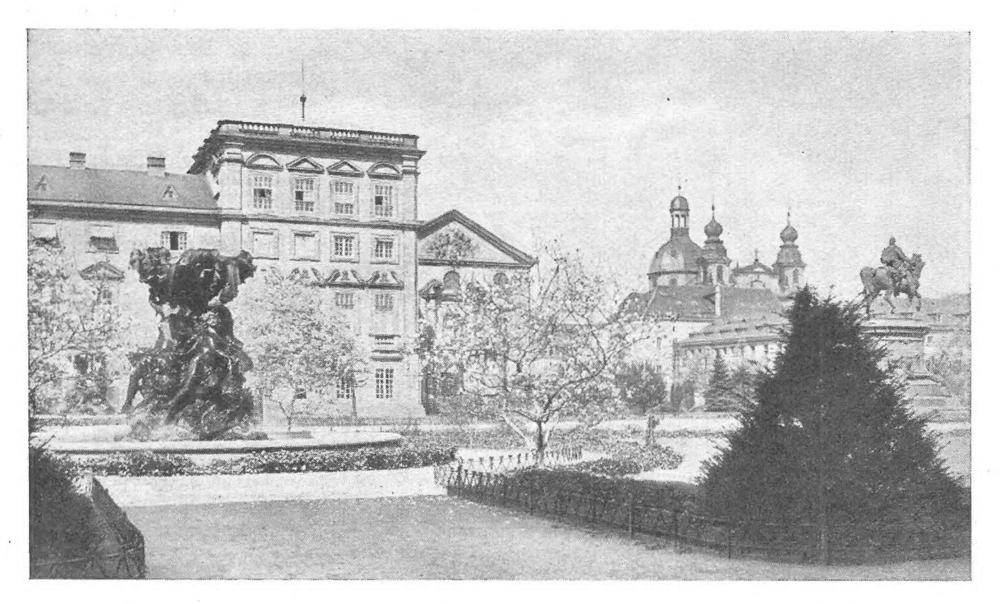


2. Das Zeughaus, nach einer Originalzeichnung von Verschaffelt um 1778

Bahnzüge vor 12 Jahren hunderttausende unserer Krieger trugen, verbindet als einzige — freilich unzulängliche — Verkehrsstraße beide nur durch den Rhein getrennte Städte, und durch sie Baden mit der bayerischen Pfalz. Aus dem Odenwald sehen wir den Neckar hervorbrechen, der Heidelberg durchströmt, dessen Stadtinneres in der Luftlinie vom Mannheimer Rathaus nur 18 km entfernt liegt; an gewerbereichen Orten windet sich der Fluß vorbei, um schließlich mitten durch Mannheim hindurch, das 3 Brücken über ihn geschlagen hat und den Fluß noch zum Tragen schwerer Kohlenschiffe nötigt, in den Rhein zu münden, dort wo die merkwürdigen Petroleum-Tanks die „Neckarspitze" kennzeichnen. Dieser ewig junge Neckar, der den Mannheimern den Blick zu den östlichen Bergen freihält, bringt einen frohen fast romantischen Ton in den Ernst der Arbeit unserer Stadt. Im Augenblick macht man ihn für die Großschiffahrt zurecht und legt zur Stromgewinnung zwei Kraftwerke an; aber Neckar und Heidelberg werden unserem großen Arbeitsgebiete immer Symbole der Schönheit und der Freude sein.

Gerade diese Lage an den zwei schiffbaren Flüssen hatte im Jahre 1606 den Kurfürsten Friedrich IV. von der Pfalz zur Gründung der „Feste" und Stadt Mannheim bestimmt, wie seine Gründungsurkunde ausdrücklich besagt. Mannheim ist ja eine der „gegründeten" Städte; auch sein erster Bebauungsplan entstammte fürstlichem Willen; die Häuser durften nur nach Modellen mit Genehmigung des Fürsten erbaut werden; und das war gut so, wie wir heute noch an so manchem schönen alten Hause der Altstadt zu erkennen vermögen.

Ein pfälzischer Fürst also, ein Wittelsbacher war ihr Gründer, — und Hauptstadt der Pfalz, die damals Heidelberg und das Land weit den Neckar hinauf, umschloß, ist das nach der Zerstörung durch Melac — damals, 1689, sank auch Heidelbergs herrliches Fürstenschloß in Trümmer —, wieder aufgebaute Mannheim in den Jahren von 1720 bis 1802 gewesen. Dann fiel es an Baden, dessen weitaus größte Stadt es heute ist. Aber Hauptort und Wirtschaftszentrum dieser ganzen Pfalz ist es geblieben. Wir sehen die Essen rauchen zu beiden Seiten des Rheines bis hinab über Frankenthal, der Zuckerstadt, deren Rathaus nur 10 km von dem Mannheimer entfernt liegt, wir erkennen das nahe Weinheim an den Hängen des



3. Im Schloßhof phot. Reinwarth, Mannheim

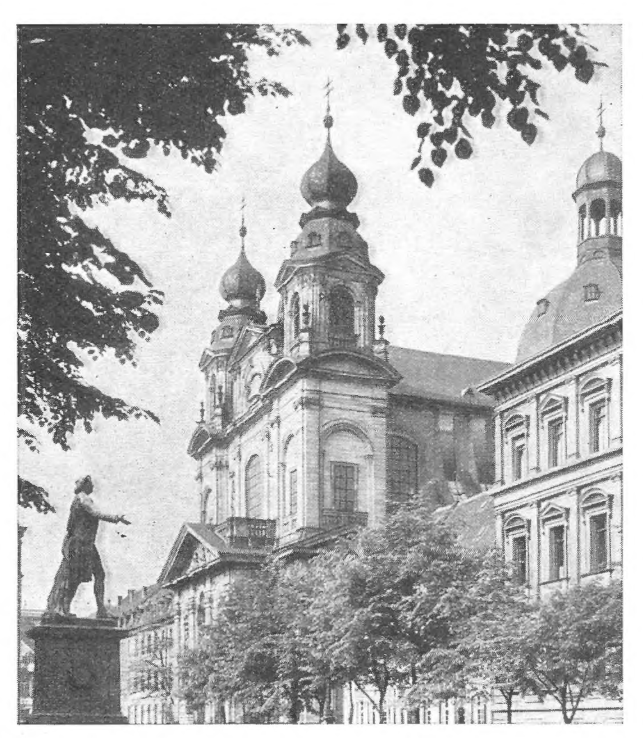
Odenwaldes mit größten industriellen Anlagen, Friedrichsfeld, wo die Bahnen sich merkwürdig verschlingen, und zahlreiche größere und kleinere Orte dazwischen.

Nach Osten, wo die Steinbrüche von Dossenheim eine grausame Wunde in die grünen Hänge des Odenwaldes gerissen haben, und nach Westen, wo Bad Dürkheim inmitten der Weinberge liegt, deren köstliche Labe die Mannheimer nicht bloß platonisch lieben, sehen wir Vorortbahnen aus Mannheim laufen, in Bälde wohl auch nach dem nahen Schwetzingen im Süden, wo die Kurfürsten ein prächtiges Lustschloß mit dem märchenhaften Park erbaut haben.

Ein Gebiet emsiger industrieller Arbeit liegt vor uns. Aber diese Ebene ist aufgeteilt in die Gebiete dreier Länder. 10 km im Umkreis des Rathausturmes Mannheim wohnen 450 000 Menschen, davon entfallen nur $^3/_5$ auf Baden, $^2/_5$ auf Bayern und Hessen. Landesgrenzen hemmen die Pläne der Siedlungen, die zweckmäßige Aufteilung des ganzen Gebietes, die Durchführung der größeren Verkehrswege.

Mannheim selbst ist rasch gewachsen; von nicht ganz 40 000 Einwohnern im Jahre 1871 stieg es zu fast 250 000 im Jahre 1926. Keine andere badische Stadt ist durch starken Geburtenüberschuß und noch stärkeren Wanderungsgewinn in solcher Weise groß geworden; die Eingemeindungen werden zur heutigen Bevölkerungszahl kaum $^1/_4$ beigetragen haben. Dagegen ist Mannheims Entwicklung sehr ähnlich jener der rheinisch-westfälischen Großstädte, die ihm ja auch hinsichtlich der wirtschaftlichen Art verwandter sind als die badischen Schwesterstädte.

Unser Flugzeug nähert sich — niedriger schwebend — dem Zentrum der Stadt. Den Blick nimmt gefangen das mächtige, in rötlichem Sandstein glänzende Schloß mit seiner symmetrischen, aber keineswegs langweiligen Anlage, den schönen Flügeln, den turmartigen Eckbauten, dem wundervollen Ehrenhofe, dem umgebenden Parke. Es ist das Schloß Karl Philipps und Carl Theodors, im 18. Jahrhundert



phot. Reinwarth, Mannheim

4. Jesuitenkirche 1733—60, Architekt Alessandro Galli Bibiena und Raballiati

als einer der größten und glänzendsten deutschen Fürstensitze errichtet, prächtig, früher auch im Innern mit Skulpturen, Gemälden, Möbeln reich geschmückt. Von ihm laufen senkrecht und parallel die Straßen der innersten Stadt, der alten Feste, mit den Sitzen des Handels und der Verwaltungen, und bilden die bekannten Quadrate, sauber und regelmäßig, reich an Grün in ihrem Inneren, das einzige, was manche im Reiche von Mannheim wissen, das doch Goethe die „freundliche" Stadt genannt hat, die „gleich" und „heiter" gebaut sei und die man neben Straßburg und Frankfurt im Süden Deutschlands kennen müsse. Von oben, aus der Luft, lassen sich die Regeln dieser Stadtanlage am besten erkennen, die gleichmäßig verteilten Plätze, die Türme, so jene des alten und des neuen Rathauses — letzteres ist aber das alte Kaufhaus — und die bizarren Brunnen. Zugleich aber wird man gewahr, daß diese Quadrate doch nur einen kleinen Teil unserer Großstadt bilden, deren Gebiet ja 10 630 ha = 106 qkm umfaßt.

Das Schloß mit seiner Vorderfront von 731 m Länge ist der Augenpunkt so vieler Straßen unserer City. Heute birgt es nicht mehr Fürstenpracht, aber eine ausgesuchte Büchersammlung mit seltenen Werken auch der spanischen und französischen Literatur in einem der schönsten deutschen Bibliotheksäle und ausgezeichnete kunsthistorische und archäologische Sammlungen. Jener Schloßflügel, in dem einst die kurfürstliche Oper meist französische Werke mit großem Prunk der bunten Schar adeliger Herren und Damen bot, die als echte Figuren der Rokokozeit, jener ersten Blütezeit Mannheims, in den Palais um das Schloß wohnten, diese Oper, die Mozart und Gluck als Gäste sah, ist später ein Raub der Flammen geworden. In der Nähe steht aber noch das im 18. Jahrhundert gegründete Nationaltheater, von der Stadt heute als kostbarer Schatz gehütet und gepflegt, das unter Dalbergs Leitung zuerst Schillers Räuber aufführte.

Unser Flug wendet sich südlich. Wir überschreiten den schönen grünen „Ring", ehemals die Feste begrenzend, mit modernen Bauten; in ihn tritt der Reisende vom Bahnhof her ein; der „Wasserturm" wird überflogen, ein feiner Augenpunkt für das Herz der inneren Stadt, der 1,5 km langen Planken, der breiten Geschäftsstraße Mannheims; der steht inmitten eines der besten modernen Plätze Deutschlands, des

Friedrichsplatzes, da wo der festliche Bau des „Rosengartens" zu Konzerten, Spielen, Tanz die Massen lockt; — nun erscheinen deutlicher die wohl geordneten fächerartig ausstrahlenden äußeren Stadtviertel, so der Lindenhof mit der Lanz'schen Maschinenfabrik, die Schwetzingerstadt mit großen Hallen der Straßenbahn und mit dem weit bekannten Milchhof, der die Milch für 250 000 Menschen hunderte von Kilometer weit erfaßt und verteilt, dann die elegante Oststadt mit den gartenreichen Villen der wohlhabenden Leute und einem schönen durch das „Planetarium" geschmückten Parke, dann die herrlich am Neckar gelegene Rennwiese, deren Mai- und Septemberrennen rasch größte Anziehungskraft gewonnen haben, und anschließend große Spiel- und Sportplätze. Noch einmal winken die Höhen der Berge, grüßen die nun klar sich abhebenden Häfen diesseits und jenseits des Rheins, die 388 ha Wasserfläche und 831 ha Landfläche bedecken, aufgeschlossen durch 58 km Straßen und 211 km Eisenbahngleise, mit all den unzähligen Werfthallen, Lagerhäusern, Kranen, Elevatoren und mehr als 300 industriellen und Umschlagsbetrieben, noch einmal grüßen Rhein und Neckar und drüben der große, bis nach dem alten Lorsch im Hessischen reichende dunkle Wald, der Mannheims Wasserwerk speist, ganz nah schon liegt am Rhein das Großkraftwerk, die große Dampfreserve für die badische Elektrizitätsversorgung — da landen wir auf einem ausgezeichneten im Osten der Stadt gelegenen Flugplatz, den fünf große deutsche Fluglinien berühren.

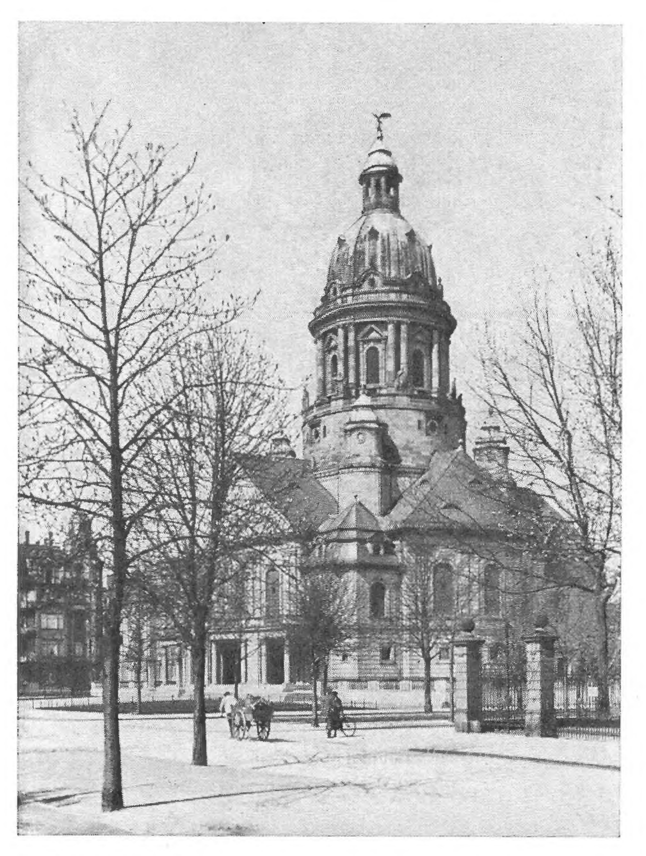


5. Der Wasserturm phot. Metzger, Mannheim

Nun aber stellt unser Fluggast, wie die Helden Homers, noch einige Fragen.

„Was sind das für Leute, diese Mannheimer?" Nun sie sind zumeist Pfälzer, also Franken, wenn auch viele Schwaben und Hessen da wohnen. Der Pfälzer ist lebhaft, geschätzt als Arbeiter mit Kopf und Hand, von froher Art, der leben will. Daher wird man bei uns auch in den leiblichen Genüssen und in der Unterhaltung nicht zu kurz kommen. Die Politik entflammt auch hier mitunter die Gemüter; die Organisationen zu politischen, wirtschaftlichen, wissenschaftlichen und wohltätigen Zwecken sind zahlreich.

„Aber was treiben diese Bewohner, von was leben sie?" Die meisten leben von der Arbeit in industriellen Betrieben; fast $^3/_5$ der Bewohner werden dahin zu zählen sein. Am stärksten ist die Maschinenindustrie und die Metallverarbeitung



6. Die Christuskirche phot. v. Frankenberg, Mannheim

vertreten; Mannheim besitzt eine Anzahl angesehenster Firmen dieser Art; auch die chemische Industrie ist sehr bedeutend; ganz besonders wichtig ist aber die Schiffahrt und das gesamte Verkehrswesen; über erstere selbst, insbesondere über die Partikulierschiffer wäre lange zu reden —; auch die Holz- und Gummifabrikation, das Baugewerbe, die Zigarrenfabriken ernähren Tausende. Die 12 größten Betriebe von mehr als 1000 Personen beschäftigten im Juni 1925 etwa 26 500 Menschen; unsere Krankenkassen zählen im ganzen 110—120 000 Versicherte. Jetzt freilich stehen wir im betrübenden Zeichen einer furchtbaren Arbeitslosigkeit; die Folgen des Versailler Diktates haben uns schwerer getroffen als andere Städte; die Schiffahrt und die Häfen sind verödet. Neben der Industrie ist der Handel, der vor 40 Jahren noch weitaus überwog, von großer Bedeutung; etwa $^1/_6$ der Erwerbstätigen werden ihm zuzuzählen sein; insbesondere müssen da die zahlreichen Banken erwähnt werden. Auch Handwerk und Gewerbe leisten gutes. Was die Form unserer Unternehmungen anlangt, so überwiegt die „Gesellschaft"; es sitzen hier 137 Aktiengesellschaften und 280 G. m. b. H.'s, mit einem „Eröffnungs"-Kapital von annähernd 300 Millionen RM. Aber auch als Wohnstadt ist Mannheim beliebt und setzt viele in Nahrung. So wohnen die Leiter der hiesigen Unternehmungen wohl fast alle hier, aber auch von Ludwigshafener Großbetrieben haben sich manche Direktoren bei uns niedergelassen.

„Das ist auffallend", meint unser Gast. „Ich weiß doch, daß das von den Dichtern besungene Heidelberg eine so starke Anziehungskraft ausübt?" Gewiß, auch auf alle Mannheimer, die in hellen Scharen mit Haupt- und Vorortbahnen, mit Rad, Motorrad und Auto häufig genug in das liebliche Neckartal und seine grünen Höhen ziehen, — übrigens auch hinüber in die bayerische Pfalz, zu dem schönen Bad Dürkheim und zu den berühmten Weinorten an der Haardt. Aber das geschieht zur Erholung an den Feiertagen und genug Leute gibt es doch, die in Mannheim selbst im Park am Rhein und am Neckar, auf den schönen Dämmen dieser Flüsse oder im nördlichen Wald sich ergehen. Man w o h n t aber gern bei uns. Mannheim bietet eben doch die Vorzüge einer Großstadt, ohne eine giftige Steinmasse zu sein; Wohn-



7. Im Mannheimer Hafen phot. Reinwarth, Mannheim

und Industrieviertel sind gut voneinander getrennt, die Siedlungen weiträumig und hell, die örtlichen Verbindungen ausreichend, die Hauptstraßen und die Bauten an ihnen großzügig. Unser Theater ist in ganz Deutschland bekannt; unsere moderne Kunstsammlung in einem schönen Bau ist von erlesenem Geschmack und von einem Meister fein zusammengestimmt, so daß jeder „genießen" kann. Es werden dort überdies jährlich immer wieder besondere Ausstellungen veranstaltet, die einen Ausschnitt aus dem künstlerischen Schaffen der Gegenwart oder der Vergangenheit mitunter unter einem kulturpolitisch besonders interessanten Gesichtspunkt bieten; Vortragsreihen im Winter über kunst- oder kulturgeschichtliche fesselnde Themen ziehen Tausende an, nicht minder die ständigen Führungen. Aber auch an anderen Museen ist Mannheim nicht arm; so besitzt es im Zeughaus, dem schönen klassizistischen Bau Verschaffelts aus der Carl-Theodor-Zeit eine besonders gute Sammlung völkerkundlicher und biologischer Art; das schon erwähnte Schloßmuseum birgt in den prachtvollen Sälen, die früher der Hof bewohnte, feine Werke aus der Glanzzeit Mannheims, sehr schöne Möbel, Gobelins, Porzellane, Gläser, Kostüme und stadtgeschichtliche Erinnerungen. — Dem Spiel und Sport wird eifrig gehuldigt; die Rennen fesseln schon durch das festliche Bild der teilnehmenden Gesellschaft von nah und fern. Jüngst war Mannheim für den süddeutschen Rundflug Start und Ziel; daß die Stadt der Benz-Werke mit allem verwachsen ist, was das Auto angeht, bedarf keiner Ausführung. Dem Rasensport und der Turnerei genügen große und kleinere Kampf- und Spielfelder, dem Wassersport wird auf Rhein und Neckar ausgiebig gehuldigt.



8. Waldpark, Franzosenweg phot. K. Hartmann, Mannheim

Schulen aller Art fehlen nicht. Seit etwa 15 Jahren gewinnt die Hochschule für Wirtschaftswissenschaften, die Handelshochschule eine wachsende Bedeutung; fast 1000 Studenten arbeiten an ihr und noch viel größer ist die Zahl der Hörer und Teilnehmer an den verschiedenartigen Vorträgen allgemein bildenden Inhalts.

„Und die Gesundheitsverhältnisse?“ Sie sind ausgezeichnet; die Lage an den zwei Flüssen und den vielen Wasserbecken, an Waldungen, Parks und großen Wiesenflächen, die weiträumige Bebauung wirken günstig. Alle modernen Einrichtungen der Gesundheitspflege sind vorhanden, unter anderem auch ein fast übergroßes Krankenhaus neuester Art in einem Park am Neckar, in ihm auch eine besondere Anstalt für Säuglinge.

„So ist Mannheim offenbar reich und kennt keine Not?“ Leider ist der früher vielleicht begründete Ruf von Mannheims Wohlhabenheit heute zur Sage geworden. Die Inflation hat auch bei uns einem wohlhabenden, wohltätigen und freigebigen Patriziertum den größten Teil seiner Kapitalien entrissen. Industrielle Anlagen arbeiten ohne Gewinn. Stilllegungen, Verkleinerungen, Fusionen sind an der Tagesordnung. Die Schiffahrt scheint in Schlaf versunken. Arbeitslosigkeit greift um sich und vermindert die Kaufkraft auch vieler, die noch arbeiten. Die Stadt hat Arbeitsgelegenheiten geschaffen, wie keine andere in Deutschland; Brücken, Straßen, Flug- und Spielplätze, Hallen für die Betriebe, Wohnhäuser werden errichtet. Aber das lindert nur, heilt nicht. Immerhin: wir haben Vertrauen in die Zukunft.

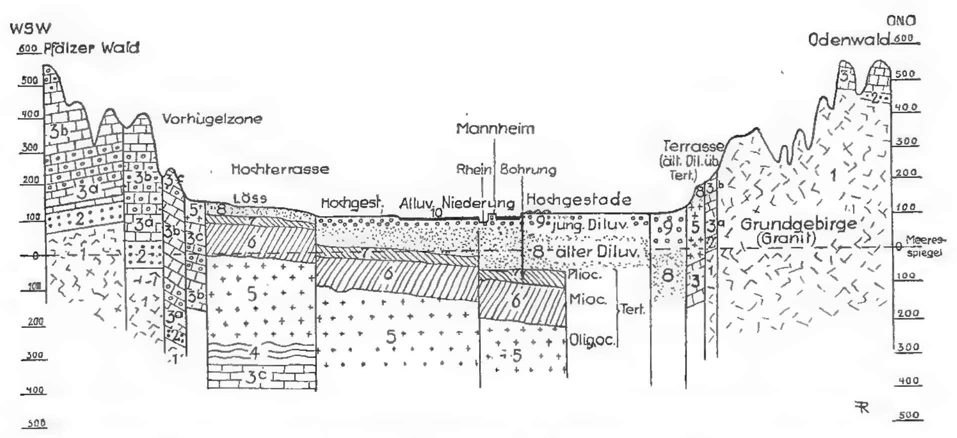
Und so bitte ich, sagen Sie Ihren Freunden zu Hause: Mannheim ist der wirtschaftliche und kulturelle Mittelpunkt eines schönen deutschen Gaues an Rhein und Neckar, Sitz einer fröhlichen, arbeitsamen und strebsamen Bevölkerung, leicht zu erreichen, gesund, eine Stätte vielseitiger Arbeit und reichen Lebensgenusses, eine Stadt, auf die Deutschland achten sollte, da sie von den Folgen des verlorenen Krieges außerordentlich schwer getroffen, sich zu neuer Leistung und Geltung aufrichten muß.



Schneeschmelze im Mühlauhafen (Ölbild)   Hanns Maria Barchfeld, Mannheim



Mannheim-Lindenhof (Zeichnung) — Karl Bertsch, Mannheim



1. Geologischer Querschnitt durch den Rheintalgraben bei Mannheim, etwa 25fach überhöht (schematisch)

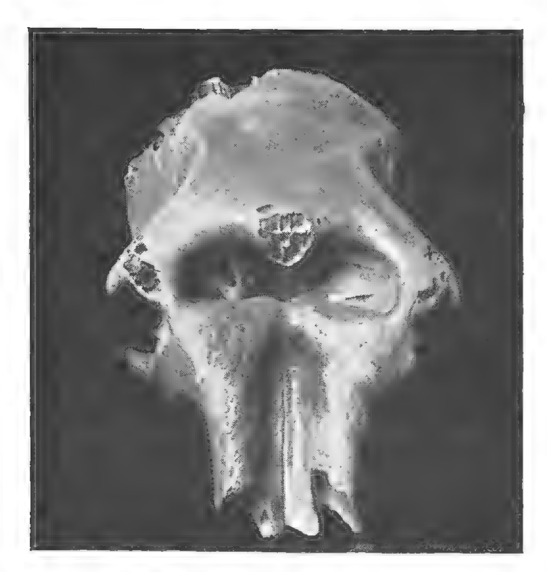
1. Grundgebirge; 2. Perm; 3. Buntsandstein, a) unterer, b) mittlerer, c) oberer; 4. Muschelkalk; 5. Oligocän; 6. Miocän; 7. Pliocän; 8. älteres Diluvium; 9. jüngeres Diluvium; 10. Alluvium.

Geologische Gestaltung der Landschaft um Mannheim

Von Adolf Strigel, Mannheim

Wenn der Himmel sich verschleiert, so scheint es, als ob eine weite Ebene, vergleichbar dem norddeutschen Tieflande, sich rings um uns dehnen würde. Zerteilt sich der Wolkenschleier, so tritt aus ihm im Westen und Osten eine Kette von Bergen hervor, die den Gesichtskreis begrenzt. Einen natürlichen Graben nennt man treffend diese zwischen den zwei Gebirgswällen, dem Odenwald im Osten, dem Pfälzerwald im Westen, eingesenkte Niederung. Wir stehen auf der Sohle dieses „Oberrheingrabens", der beiderseits des Rheinstroms sich als „Oberrheinische Tiefebene" in fast gleichbleibender Breite von 30—40 km, von den Gebirgsmauern des Schwarzwaldes und Odenwaldes einerseits, des Wasgen- und Pfälzerwaldes andererseits eingerahmt, von Basel bis Mainz erstreckt. Wollen wir aber einen lebendigen Eindruck dieser einzigartigen Landschaft gewinnen und ihren Zauber erleben, so müssen wir von der Höhe des Gebirgswalles, etwa vom Ölberge bei Schriesheim oder Wachenberge bei Weinheim, auf sie herabschauen. Wie über einen reichen, gepflegten Garten schweift der trunkene Blick über die Ebene hinweg bis dahin, wo die Silberbänder des Rheins und Neckars verschmelzen. Burgruinen und turmbewehrte alte Stadtmauern, die sich unter uns erheben oder drunten aus der Ebene aufragen und neben denen die qualmenden Schlote von Mannheim und Rheinau in der dunstigen Ferne eine ganz neue Note in die Landschaft bringen, verkünden uns, daß durch das Land zu unseren Füßen wie durch ein großes Bett der Strom ehrwürdigen geschichtlichen Werdens und Vergehens rauschte, nun aber auch durch das gleiche Bett der hastende Strom des rastlosen Gegenwartslebens hindurchbraust.

Und doch, forschen wir im Buche der Schöpfung nach den Zeugnissen der natürlichen Entstehung dieser Landschaft, so stoßen wir auf die Spuren noch viel gewaltigeren Naturgeschehens, vor dem die Werke des Menschen verblassen. Was lehrt uns darüber die Geologie? Nur die randlichen Gebirgswälle bauen sich aus Felsgestein auf; der Untergrund der Rheinebene dagegen besteht aus lockerem Schwemm-



2. Schädel des Mammut (Elephas primigenius) $^1/_{13}$ gef. 1825 im Rheinbett bei Sandhofen, Naturhistorisches Museum Schloß Mannheim

land (Gerölle, Sand, Lehm), das den jüngsten geologischen Zeitabschnitten, dem Alluvium und Diluvium, entstammt. Sandsteine, Kalksteine und Mergel des Tertiärs bilden die Unterlage des Diluviums. Der Odenwald erhebt sich in zwei Stockwerken, dem Grundgebirge (Granit, Diorit, metamorphe Schiefer) und dem Deckgebirge (Rotliegendes mit Porphyren, Zechstein, Buntsandstein). Nur im südöstlichen Teil des Odenwaldes ist das Deckgebirge noch über dem Grundgebirge erhalten, im nordwestlichen ist es bereits durch Abtragung verschwunden. Der Pfälzerwald ist ein reines Buntsandsteingebirge, aber an einzelnen Stellen, wie bei Albersweiler und Neustadt, schauen doch am Rande darunter die tieferen Schichten (Gneis, Tonschiefer, Rotliegendes, mit Porphyr und Melaphyr) hervor. Beide Gebirge zeigen also im Grunde übereinstimmenden Bau, nur daß im Odenwalde das Grundgebirge höher aufsteigt; sie ergänzen sich zu einem einheitlichen Gebirgskörper. Achten wir dann noch auf die Lagerung der Schichten des Deckgebirges, so sehen wir, wie sie und ebenso auch die Oberfläche des Grundgebirges im Odenwald von Süden und Osten her, in der Pfalz von Süden und Westen her pultartig nach der Rheinebene zu aufsteigen, fast als wollten sie sich über dieser zu einem Gewölbe zusammenschließen, aus dem aber an parallelen Spalten ein Streifen herausgebrochen ist.

Am Odenwaldrande treffen wir in tieferer Lage als das dahinter aufragende Grundgebirge eingebrochene Buntsandsteinschollen, so am Fuße der Starkenburg bei Heppenheim, unter der Windeck und am Judenbühl bei Weinheim, am Äpfelberg oberhalb Lützelsachsen. Bei Heidelberg, wo das Grundgebirge noch seine Sandsteindecke trägt, nimmt unterhalb der Molkenkur der Sandstein eine tiefere Lage ein als der Granit des Schloßberges, und an der Bismarckhöhe, am Gaisberg und Ameisenbuckel ist die Sandsteintafel noch tiefer abgesunken und hebt sich in deutlicher Stufe vom dahinterliegenden Gebirge ab. Eine ähnlich gestaffelte Abbruchzone haben wir am Haardtrande, wo sich sogar Kalmit und Hohes Weinbiet bei Neustadt bei näherer Untersuchung als abgesenkte Randschollen der Buntsandsteintafel des Pfälzerwaldes erweisen. Unsere Vermutung, daß der Rheintalgraben einem gewaltigen Absturz einer aufgewölbten Erdscholle seinen Ursprung verdankt, wird dadurch zur Gewißheit. Dieser Abbruch muß in einzelnen Staffeln vor sich gegangen sein, und die abgebrochenen Randschollen müssen Stücke von Schichtentafeln darstellen, die einst zusammenhängend das Ganze überdeckt haben.

Das Bruchfeld der abgesunkenen Erdschollen, das wir in der Grabenmitte zu erwarten hätten, ist unseren Blicken durch die Auffüllungsmassen des Tertiärs und Diluviums entzogen. Auch die Schichten des Tertiärs, die dem Oligocän, Miocän und Pliocän angehören, verbergen sich unter den diluvialen Anschwemmungen. Wir

können sie aber, da sie in der Nähe des Grabenrandes nachträglich emporgehoben wurden und heute teils in den den Odenwaldrand stellenweise begleitenden Terrassen zutage treten, teils wie am Haardtrande als breiteres hügeliges Vorland dem Gebirge vorgelagert sind, doch näher kennen lernen.



3. Unterkiefer des Mammut 1/8
gef. in einer Kiesgrube am Stengelhof 1910
Museum für Natur- und Völkerkunde Mannheim

Die zuerst abgelagerten Schichten (Oligocän) sind, wie die eingeschlossenen tierischen Reste mit Sicherheit beweisen, vom Meere abgelagert, und zwar haben die Randgebirge des Rheintalgrabens den Strand dieses Meeres gebildet. Die Glättung der Felsen durch die Brandung und die Strandgerölle sind zuweilen noch vorzüglich zu beobachten. Somit muß der Rheintalgraben im Oligocän eingebrochen sein. Der Einbruch gestattete dem Meere, in den Graben einzudringen und ihn in einen Meeresarm zu verwandeln.

Gegen Ende des Oligocäns aber wurde der Meeresarm abgeschnürt und in einen Brackwasser- und endlich Süßwassersee verwandelt, in dem die Schichten des Miocäns sich ablagerten.

Die jüngsten Schichten, von denen wir wissen, daß sie das gesamte Gebiet, nicht nur wie die tertiären das des Rheintalgrabens, überdeckt haben, sind solche des unteren und mittleren Juras. In der Jurazeit war ganz Südwestdeutschland noch vom Meere bedeckt. Zwischen mittlerem Jura und Oligocän bzw. Eocän klafft eine große Schichtenlücke. Was war in der Zwischenzeit? Das Gebiet muß am Ende des Juras aus dem Meere herausgehoben worden sein. Die Hebung ging also dem Einbruch zeitlich lange voraus. Das entstandene Neuland wurde sogleich von den Kräften der Abtragung angegriffen, die an den höchsten Stellen der Aufwölbung so energisch wirkten, daß alle Schichten bis zum Buntsandstein oder sogar Rotliegenden herunter zerstört wurden, so daß diese hier den Untergrund des späteren Rheintalgrabens und der tertiären Ablagerungen bildeten[1].

Eine lange, Zeiträume von vielen Jahrmillionen umfassende Entwicklung ging schon der Juraperiode voraus. Die geologische Geschichte unserer Gegend läßt sich

[1] Nur von wenigen Stellen sind uns Absätze aus dem ältesten Tertiär, dem Eocän, erhalten, die an tieferen, von Süßwasserseen erfüllten Stellen sich bildeten.



4. Stoßzahn des Mammut $^{1}/_{10}$
gef. im Neckarbett bei Feudenheim 1921
Museum für Natur- und Völkerkunde Mannheim

mit Sicherheit bis in das Devon zurückverfolgen. Eine Darstellung dieser Vorgänge würde indessen den Rahmen dieses Aufsatzes weit überschreiten. Wir richten unsere Blicke vorwärts auf die jüngeren Ereignisse und der Jetztzeit entgegen.

Der Süßwassersee des oberen Miocäns verlandete, und darüber breiteten Flüsse, Gerölle, Sande und Tone aus (pliocäne Sande, und Tone von Hettenleidelheim, Grünstadt und Eppelsheim).

Noch vermissen wir unter den Flußablagerungen dieser Zeit die Geschiebe aus den Alpen, die für die späteren Ablagerungen der Rheinebene so charakteristisch sind. Wohl durchströmte ein Quellfluß des Urniederrheins mit dem Neckar als Zufluß die Tiefebene, aber er nahm seinen Ursprung im Oberrheingebiet selbst. Der Alpenrhein hatte den Weg durch den Rheintalgraben nach Norden noch nicht gefunden, strömte vielmehr noch durch die Burgundische Pforte der Rhone zu.

Unrichtig wäre es aber anzunehmen, daß der Rheintalgraben in seiner heutigen Gestalt schon im Oligocän entstanden sei. Von der randlichen Emporhebung des Tertiärs in den Terrassen am Odenwaldrande und im Vorhügellande der Haardt war schon oben die Rede. Andererseits wurde im Bohrloch der Spiegelfabrik Waldhof in 175,5 m Tiefe (83,5 m u. d. M.) das Tertiär nicht mit Sicherheit erreicht[1] und in der Heidelberger Thermalbohrung nach Salomon das Pliocän in 397 — 500 m (285 — 388 m u. d. M.) und das Oligocän von 500 m abwärts angetroffen. Es sind also nach Ablagerung des Tertiärs noch ganz erhebliche Erdverschiebungen innerhalb des Grabens vor sich gegangen, bei denen ein Teil der tertiären Schichten zur Tiefe sank, ein anderer hochgehoben und dem Berglande angegliedert wurde. So wurden die pfälzische Vorbergzone und das rheinhessische Plateau, die ursprünglich einen Teil des Rheintalgrabens gebildet hatten, über das Niveau des Grabens herausgehoben. Von den schmalen Terrassen am Odenwaldrande abgesehen, haben wir am westlichen Grabenrande Hebung, gegen den östlichen

[1] Nach Thürach sollen im untersten Teil des Waldhofer Bohrlochs in 170—175,5 m Tiefe die Hydrobienmergel des Miocäns gerade noch erreicht worden sein.



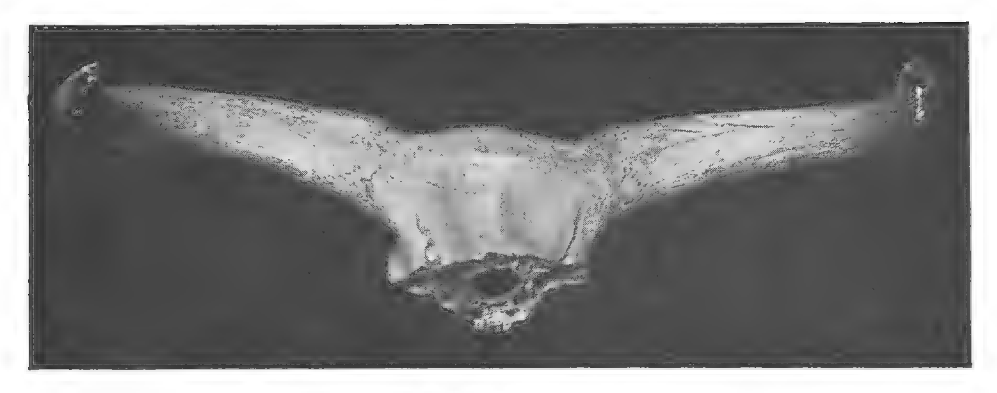
5. Geweih des Riesenhirsches, Cervus (Megaceros) giganteus 1/11
gef. im Rheinbett bei Altrip um 1850, Naturhistorisches Museum Schloß Mannheim

tiefe Absenkung. Daraus erklärt sich die auffallende Unsymmetrie des beiderseitigen Gebirgsrandes; hier schroffer Anstieg von der Ebene zum Gebirge, dort allmählicher in einem hügeligen Vorgelände. Auch die Gebirgsränder dürften dabei weitere Hebungen erfahren haben.

Die Rheinebene selbst, eine Bildung des Diluviums und Alluviums, ist keineswegs so einheitlich gebaut, wie es auf den ersten Blick erscheint. Sie zeigt eine topographische und geologische Gliederung in drei Stufen: 1. ältere Diluvialplatte mit Lößdecke (Hochterrasse); 2. jüngere Diluvialplatte (Niederterrasse) mit aufgesetztem Dünengebirge; 3. Alluvialniederung[1]. Auf der rechten Rheinseite nimmt die Niederterrasse (93—110 m) weitaus die größte Fläche ein. Anders auf der linken; hier heben sich die altdiluvialen Schichten westlich der Linie Speyer über Schifferstadt und Lambsheim nach Worms heraus, um langsam mit ihrer tertiären Unterlage gegen den Gebirgsfuß anzusteigen (105—150 m), und ohne scharfe Grenze in das hügelige Vorland des Haardtgebirges überzugehen. Auf der badischen Seite ist die ältere Diluvialplatte auf schmale Terrassen beschränkt, wie auf die Bergsträßer Diluvialterrasse mit tertiärer Unterlage bei Weinheim. Die Alluvialniederung, die den Rhein beiderseits begleitet, erreicht nur 90—97 m ü. d. M. Der mauerartige Anstieg von der Alluvialniederung zur jüngeren Diluvialplatte, der mehrere Meter (5—8 m) Höhenunterschied ausmacht, wird auch als Hochgestade oder Hochufer bezeichnet.

In der Eiszeit (Diluvium) verschlechterte sich das Klima im Gegensatz zum tertiären, das wärmer war als das gegenwärtige. Zwar trugen Odenwald und Pfälzerwald keine Gletscher, aber sicherlich viel stärkere Schneemengen als heute. Die Schmelzwässer wälzten große Mengen des durch die Frostverwitterung gelösten

[1] Siehe Abbildung 1.



6. Schädel des Auerochsen (Bos primigenius) 1/12
gef. im Rheinbett bei Altrip 1839, Naturhistorisches Museum Schloß Mannheim

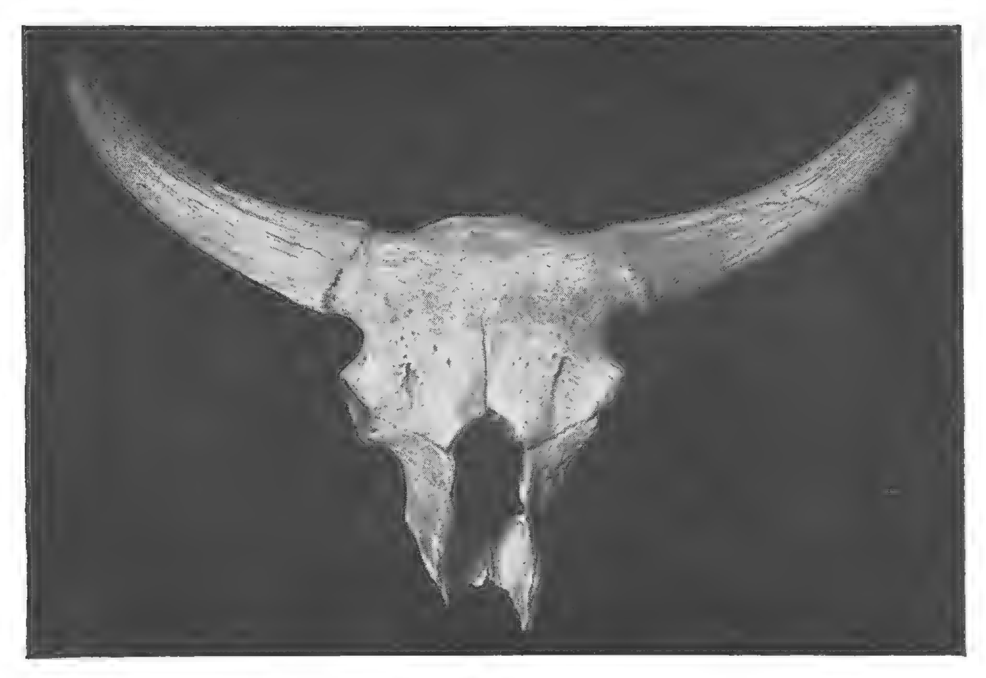
Abtragungsschuttes von den Randgebirgen nach dem Rheintalgraben und füllten ihn damit auf. Dazu kamen die Geröll- und Sandmassen aus den Alpen, mit denen die zum Rhein gesammelten Schmelzwässer der Alpengletscher vom älteren Diluvium ab die Rheinebene überschütteten. Mittlerweile hatte der Hochrhein nämlich, nachdem ihm der frühere Weg durch eine Hebung der Burgundischen Pforte verlegt worden war, den Weg nach Norden gefunden und den Anschluß an den Niederrhein gewonnen.

Aus den öden Kies- und Sandfeldern der waldarmen, rauhen Kältesteppe wirbelte der Wind Sand und Staub auf. Gewaltige Staubstürme insbesondere trugen den feinen Staub, der sich aus der Gletschertrübe der Schmelzwässer abgesetzt hatte, fort und brachten ihn über den Geröllen und Sanden der älteren diluvialen Ablagerungen (Hochterrasse) wie auch über den höher aufsteigenden Hängen der Randgebirge als Löß zur Ablagerung.

Von den diluvialen Ablagerungen nehmen nur die jüngsten, die Gerölle und Sande der Niederterrasse, an der Bildung der Erdoberfläche bei Mannheim Anteil. Es sind Anschwemmungen des Rheins und Neckars. Aus den darin angelegten Kies- und Sandgruben wurden zahlreiche Reste eiszeitlicher Säugetiere geborgen, wie vom Mammut, wollhaarigen Nashorn, Wisent, Auerochs, Riesenhirsch, Höhlenbär und Wildpferd[1].

Interessante Ergebnisse über den Untergrund der Niederterrasse lieferten die zwei tiefsten bei Mannheim niedergebrachten Bohrungen, die von der Spiegelfabrik Waldhof von 175,5 m Tiefe und eine solche des Mannheimer Wasserwerkes im Käfertaler Wald von 123 m Tiefe. Über den tiefsten Sanden und Mergeln traf man am Waldhof nach Thürach Klebsande und Tone, welche denjenigen von Eisenberg und Grünstadt i. d. Pfalz gleichen. In 146,7 m Tiefe (54,7 m u. d. M.) traf man die erste Bank von Rheinkies; bei 116,65 m Tiefe (24,6 m u. d. M.) zum erstenmal typischen Neckarkies an. Die Schichtenfolge besteht aus einer Wechsellagerung von Klebsanden, Tonen, Neckarkies, Rheinsanden und -kies, sowie Mergelzwischenlagen. Nach den eingeschlossenen Schnecken- und Muschelschalen gehören sie dem älteren Diluvium an, das nach Thürach in etwa 27 m Tiefe mit einer torfartigen Schieferkohle nach oben abschließt. Auch im Bohrloch des Mannheimer Wasser-

[1] Siehe Abbildung 2, 3, 4, 5, 6 u. 7.



7. Schädel des Wisent (Bison priscus) 1/10
gef. am Rheinufer bei Erfelden vor 1840, Naturhistorisches Museum Schloß Mannheim

werkes reichen die Neckarkiese bis 118,75 m (etwa 20 m u. d. M.). Daraus geht hervor, 1) daß die Rheinebene im älteren Diluvium nicht mehr von einem See erfüllt war, da eine solche Schichtenfolge am Grunde eines Sees undenkbar und besonders eine Verschleppung von alpinen Geröllen am Grunde eines solchen unmöglich wäre; 2) daß im Laufe des Diluviums bedeutende Absenkungen in der Rheinebene stattgefunden haben müssen, da Rhein und Neckar nicht unter dem Meeresspiegel geflossen sein können. Während im Westen, in der Pfalz, das ältere Diluvium zutage ansteht, sinkt es nach Osten tiefer und tiefer [1].

Die starken Absenkungen des Diluviums im östlichen Teil der Rheinebene entsprechen den früher geschilderten des Tertiärs. Auch in so junger Zeit waren demnach die Erdbewegungen im Rheintalgraben noch nicht zur Ruhe gekommen; ja die Erdbeben der Rheinebene zeigen, daß das Gleichgewicht auch in der Gegenwart noch nicht völlig hergestellt ist. Mit dem Absinken in der Ebene muß ein Aufsteigen der Ränder parallel gegangen sein, denn nur so erklärt sich, daß die diluvialen Ablagerungen Grundgebirgstrümmer enthalten, während das Tertiär bei Weinheim und Heidelberg nur solche des Buntsandsteins führt.

Während sich das Hochgestade des Rheins, von den Dünenhügeln abgesehen, dem Gefälle des Flusses entsprechend unmerklich mit nur etwa 0,2 $^0/_{00}$ von S. nach

[1] Die tiefste Absenkung haben wir am Odenwaldrande, wo, nach freundlicher mündlicher Mitteilung von Geheimrat Prof. Dr. Salomon-Calvi in Heidelberg, das Diluvium bei Laudenbach a. d. Bergstraße mit 200 m noch nicht durchbohrt war und in der Heidelberger Thermalbohrung sogar bis 397 m Tiefe reichte. In der Bergsträßer Diluvialterrasse steigt andererseits wieder das ältere Diluvium bis 160 m an.



8. Flugsanddünen bei Rheinau phot. H. Gropengießer

N. senkt, hat der Neckar von seinem Austrittspunkte aus dem Gebirge bei Heidelberg aus einen Schuttkegel von etwa 7—15 km Radius und 0,8—1,2 ‰ mittlerem Gefälle weit in die Ebene vorgeschoben, dessen Fuß etwa mit den Ortschaften Leimen, Sandhausen, Schwetzingen, Käfertal, Viernheim und Großsachsen zusammenfällt.

Die größte Überraschung in der sonst nicht eben reichen vertikalen Gliederung der Landschaft bringt der dem Hochgestade aufgesetzte D ü n e n z u g. Aus der einförmigen Aufschüttungsebene der Flußanschwemmungen erheben sich plötzlich die auf- und abwogenden Hügelwellen des Flugsandes, die Aufschüttungsformen des Windes. Zwar verstecken sich die Dünen heute im Kiefernwald[1], und gelangen als Landschaftsform erst da zur lebendigen Wirkung, wo dieser entfernt ist[2]. Rheinauer- und Dossenwald, Käfertaler Wald (Exerzierplatz) und Viernheimer Heide gehören dazu. Auch Dorf Feudenheim steht auf Dünen[3]. Wir haben es mit einem Teile eines größeren Zuges zu tun, der im Süden etwa an der Murg bei Rastatt beginnt und nach Norden bis zum Main reicht. Echte Flugsanddünen nach Form und innerem Aufbau sind es, die in einer Kette oder zuweilen zu mehreren Parallelketten gereiht aus der weiten, fast ebenen Flugsandfläche mit 8—16, ausnahmsweise sogar 22 m Höhe sich erheben, mit der typischen flachen Böschung auf der Luvseite, der steilen auf der

[1] Die Bestockung mit Kiefernwald an Stelle des früheren Laubwaldes gehört der neueren Zeit an.
[2] Siehe Abbildung 8.
[3] Siehe Karte Seite 37, Gropengießer, Aus der ältesten Geschichte des Neckardeltas.

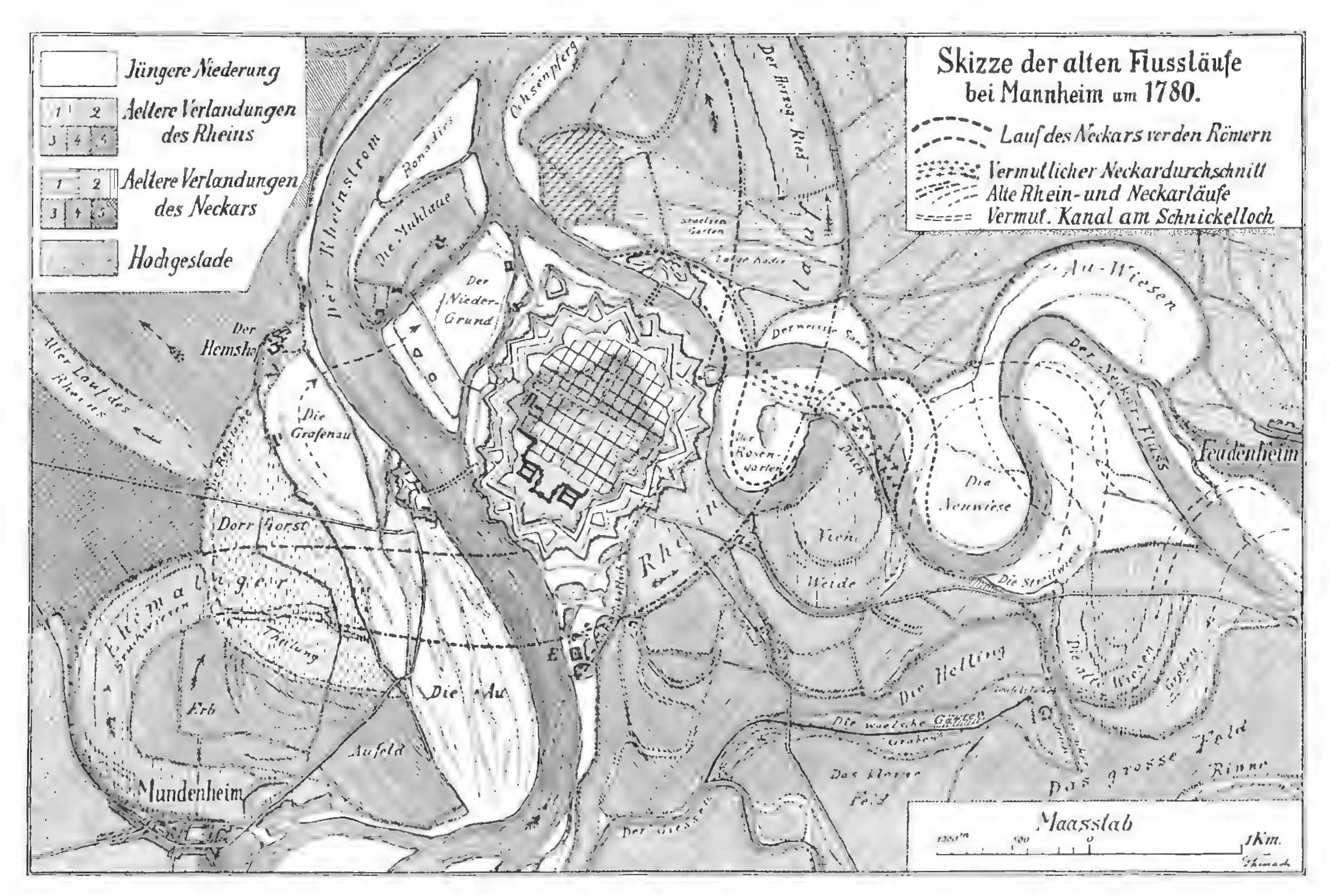


9. Natürliches Hochufer des alten Rheinbettes am Herzogenried — Phot. H. Gropengießer

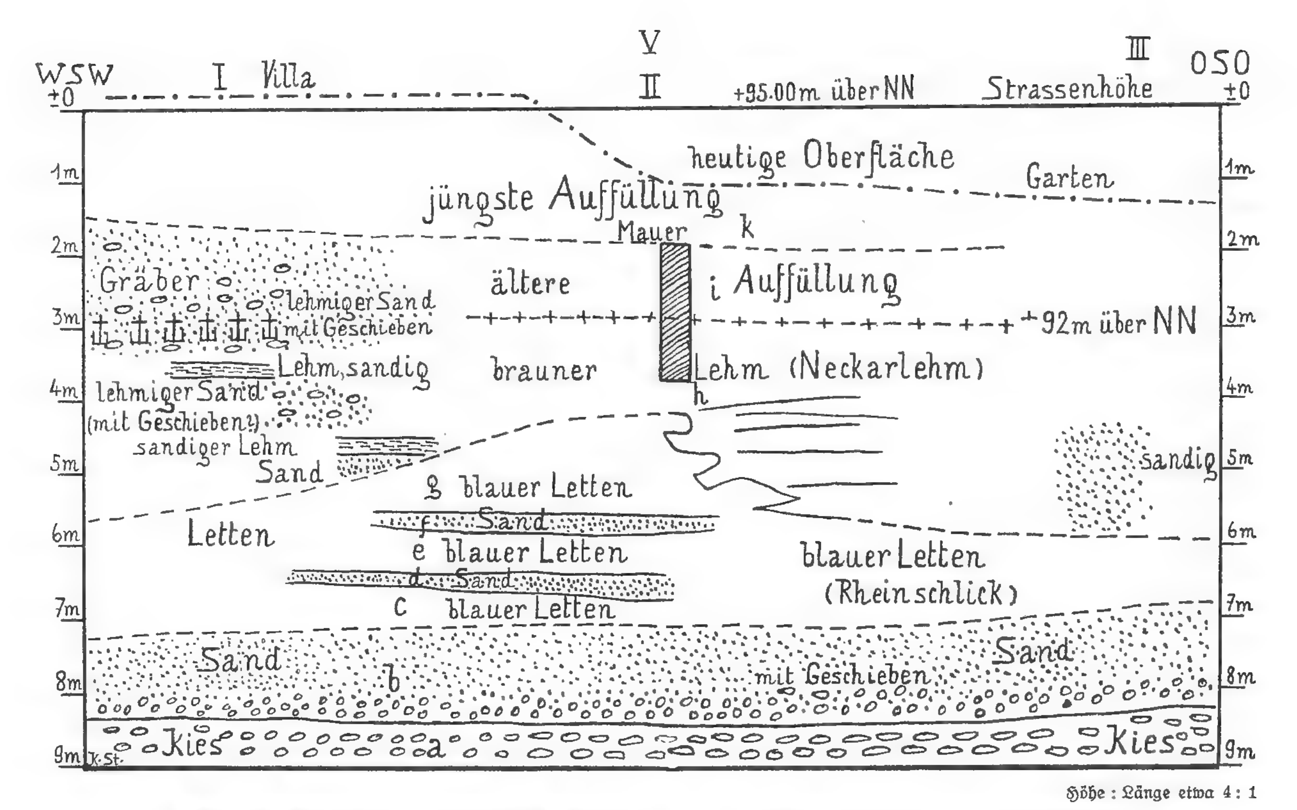
Leeseite. Der i. a. Nord—Süd oder Nordwest—Südost gerichtete Verlauf der Dünenwälle, die ihren Steilabfall nach Osten oder nach Nordosten kehren, läßt darauf schließen, daß es in der Hauptsache westliche oder südwestliche Winde waren, von denen sie aufgeschüttet wurden. Aus der mineralogischen Übereinstimmung mit dem Rheinsand ergibt sich der Ursprung aus Ablagerungen des Rheins, wahrscheinlich aus einer westlich sich entlang ziehenden Stromrinne des Rheines. Voraussetzung für die Entstehung solcher Binnenlandsdünen ist natürlich, wie für diejenige des Lösses und mitteldiluvialen Flugsandes, wiederum ein vegetationsfeindliches Klima, diesmal aber keine Kältesteppe, wie zur Bildungszeit des Lösses, sondern ein trocken-warmes Steppenklima, wie es aus hier nicht näher zu erörternden Gründen in der älteren Alluvialzeit geherrscht haben muß. Für die Entstehung zu Beginn der Alluvialzeit, nachdem die Bildung der Niederterrasse abgeschlossen war, spricht ja auch die Lagerung der Dünen auf der Niederterrasse und das Hindurchgehen des Neckarschuttkegels unter der Düne[1]. Die Kiefernheide, wie sie sich heute uns darbietet, ist zur toten Landschaft geworden, da sie aus dem Kräftespiel der gestaltenden Naturkräfte der Gegenwart ausgeschaltet und ihre Bildung nur unter den andersartigen klimatischen Verhältnissen einer vergangenen Zeit begreiflich ist.

Ein Gebilde wie die Niederterrasse konnte natürlich nur so entstehen, daß der Rhein, von den eigenen Aufschotterungen hin und her geworfen, sein Bett dauernd verlegte oder als Wildstrom in zahlreiche Arme zerfasert durch die Ebene zog. So-

[1] Mit Ausnahme des jüngeren Decklehms.



10. Aus H. Thürach, Erläuterungen zu Blatt Mannheim der geolog. Spezialkarte von Baden



Höhe : Länge etwa 4 : 1

11. Ein altes Rheinbett im Untergrunde der Altstadt (N 7. 18); von Rheinschlick erfüllt und von Hochwasserlehm des Neckars überdeckt (Aus A. Strigel, ein altes Rheinbett im Stadtgebiet, Mannheimer Geschichtsblätter 1922)

gar der rechtsseitige Gebirgsrand bei Sandhausen und St. Ilgen wurde von einem Bogen des Rheins erreicht. Ein anderer beschreibt die Linie Speyer—Schifferstadt—Worms. Genau so konnte der Neckarschuttkegel nur durch Spaltung des Flusses in zahlreiche Arme oder häufige Flußverlegungen zustande kommen. Der Rhein mußte durch diesen Schuttkegel naturgemäß nach Westen abgedrängt werden. Am Rande des Schuttkegels, wo sich beide Ströme um den Raum stritten, findet man Rhein- und Neckarabsätze in Wechsellagerung, so noch bei Käfertal. Der Neckarkies, den man in den Kiesgruben bei Schwetzingen und Rheinau unter Rheinsand und Flugsand findet, zeigt, daß Arme des Neckars im Diluvium auch den kürzesten Abfluß zum Rhein gefunden hatten.

Die Hauptmasse des Neckarwassers ging indessen in jungdiluvialer Zeit einen anderen Weg, nämlich von Ladenburg aus nach Norden der Bergstraße entlang bis Zwingenberg und von hier über Groß-Gerau und Trebur zum Rhein. Man nimmt in der Regel an, daß die Aufschüttung des Dünengebirges den Neckar nach Norden abgedrängt habe. Nachdem aber durch Tiefbohrungen die starke Absenkung am Gebirgsrande in diluvialer Zeit erwiesen ist, liegt es nahe, die Ablenkung des Neckars damit in Beziehung zu bringen.

Als nach dem Rückzuge der Gletscher die Wassermenge abnahm, zogen sich Rhein und Neckar auf ein engeres Bett zurück. Während der Neckar noch seinen Lauf der Bergstraße entlang nahm, begann sich der Rhein vermutlich infolge einer Hebung des Oberlaufes oder Senkung des Unterlaufes ein tieferes Bett in den lockeren Grund der Niederterrasse einzunagen, wobei die Felsschwelle im Rheinbett bei Nierstein als Basis der Erosion diente. In der Gegend von Mannheim verminderte sich dadurch das Gefälle von 0,2 ‰ auf 0,08 ‰, das aber für den Abfluß der Wassermassen immer noch zu groß war, weshalb der Fluß Schlingen zu bilden und seine Ufer buchtenförmig auszunagen anfing. Durch weiteres Ausziehen und schließliches Abschneiden, durch häufige Verlegung dieser Schlingen verbreiterte er unter Ausräumung seiner eigenen früheren Ablagerungen sein Bett zur 5—8 km breiten Alluvialniederung, die bei normalem Wasserstande mit einem Netz von Stromschlingen und toten Flußarmen erfüllt und nur noch bei Hochwasser vollständig überschwemmt ist. Ein 5—8 m hohes Steilufer, Hochufer genannt, führt von hier auf die diluviale Niederterrasse hinauf, die dadurch zum Hochgestade wird[1]. Die Alluvialniederung ist somit ein in die Niederterrasse, also die früheren Aufschüttungen des Rheins, eingetieftes, gleichsam eingeschachteltes, sehr breites und flaches Sohlental. Die Tieferlegung des Flußbettes bewirkte natürlich auch eine Senkung des Grundwasserspiegels und Trockenlegung im Hochgestade. In tiefen, durch seitlich ausbiegende Flußschlingen entstandenen Buchten schneidet die Niederung in das Hochgestade ein, so linksseitig in der Bucht zwischen Neuhofen und Rheingönnheim oder der von Maudach, rechtsseitig in der von Sanddorf[2]. Denkt man sich den Hals eines zwischen zwei Buchten vorspringenden Sporns noch weiter verschmälert, so würde er vom Flusse durchbrochen und in eine aus der Alluvialniederung aufragende Insel des Hochgestades verwandelt. Eine derartige, aus eiszeitlichen Ablagerungen des Rheins bestehende Insel war es auch, die Dorf, Festung und Stadt Mannheim

[1] Deutlich zu sehen ist das Hochufer u. a. am Stengelhof, Seckenheimer Staatsbahnhof, Friedhof und an der Hochuferstraße (s. Abb. 9). — Bei Waldhof (Industriehafen), wie bei Rheinau (Rheinauhafen) bespülte der Rheinstrom vor der Korrektion das Hochufer.

[2] Siehe Karte S. 37.



12. Alter Neckar zwischen Mannheim und Feudenheim
Aus J. Ruska, Geolog. Streifzüge in Heidelbergs Umgebung

zur Anlage diente[1]. Kies und Sandbänke auf der Innenseite der Stromschlingen, in den toten Armen Feinsand und Schlick als Hochwasserabsatz und bei fortgeschrittener Verlandung Moor und Torf erhöhten und verebneten die Niederung neben dem Strombett zur Stromaue, auf der sich das Urwalddickicht des Auwaldes ausbreitete.

Inzwischen hatte der Neckar bei der Umbiegung aus der nordwestlichen in die nördliche Richtung seine Schleifen zwischen Edingen und Heddesheim immer weiter nach Westen, bis Ilvesheim und Wallstadt, ausgezogen, ohne dabei sein Bett viel tiefer einzuschneiden, so daß sein Spiegel mehrere Meter höher lag als der des Rheins. Er mag sich bei Feudenheim einer Rheinschlinge stark genähert haben, bis er, wohl bei Hochwasser, den letzten Damm, der ihn noch von der Rheinniederung trennte, durchbrach. Damit war die stärkste Bresche in den Dünenwall gelegt. Von Wallstadt über Straßenheim nach Heddesheim gegen Lützelsachsen läßt sich sein letztes Bett vor dem Durchbruch noch heute gut erkennen. Beim Eintritt in die Rheinniederung begann sich sein Lauf in Schlingen zu legen. Eine weit ausgreifende Schlinge schnitt sich zwischen Feudenheim und Mannheim halbkreisförmig in das Hochgestade ein. Die Eintrittsstelle in die Rheinaue erweiterte er so zwischen Seckenheim, Altrip und Mannheim zu einem Deltatrichter, in dem die Niederung des Neckars mit der des Rheins verfließt. Von hier aus schob er auch einen jün-

[1] Es läßt sich ein alter, von Rheinschlick erfüllter Rheinlauf im heutigen Stadtgebiet nachweisen, der vom Lindenhof über den Hauptbahnhof und die Seckenheimer Stadt nach dem Hochgestade beim Friedhof und durch das Herzogenried nach dem Waldhof führte. Das Gebiet der Altstadt lag also damals auf der linken Rheinseite. Der Neckar mündete wahrscheinlich in der Gegend des Rosengartens in den Rhein. Ein Durchbruch der Rheinwasser, vermutlich am „Niederen Grunde" zwischen Mannheim und der Mühlaue brachte das Stadtgebiet wieder auf die rechte Rheinseite. Vor einigen Jahren war dieses alte Rheinbett beim Neubau der Rheinischen Siemens-Schuckertwerke in mehreren Metern Tiefe unter der Straßenhöhe bloßgelegt (siehe Abb. 10 und 11).

geren Schuttkegel vor, durch den der Rhein nach Westen gedrängt wurde. Über die Schotter, Kiese und Sande der verschiedenen Betten breitete er seinen fruchtbaren, kalkreichen, braunen Hochwasserlehm aus. Das Netz der sämtlich verlandeten Schlingen des Neckars innerhalb dieses Deltas im einzelnen zu entwirren, kann hier nicht unsere Aufgabe sein. Aus dem Namen Neckarau ist zu schließen, daß auch in geschichtlicher Zeit noch seine Mündung weiter südlich lag. Noch nicht lange trocken gelegt und als Altwasser noch in aller Erinnerung ist das letzte natürliche Bett des Neckars vor der Korrektion (1794), das sich zwischen Feudenheim und Mannheim mit einer nördlichen Schleife bei der Riedbahn und einem südlichen Bogen bei den Rennwiesen hin und her wand[1].

Spät erst wagte sich der Mensch in die wenig verlockende Stromwildnis der Alluvialniederung. Nahe dem unentbehrlichen Wasser und doch geborgen vor der Hochwassergefahr, ließ er sich zunächst auf dem Hochufer als Fischer und Jäger nieder, besonders wo ein fischreiches Gewässer an einen Hochuferspon stieß. Von hier aus drang er in die sumpfige Niederung vor, wo ihm die schwere Arbeit der Rodung der Auwälder oblag.

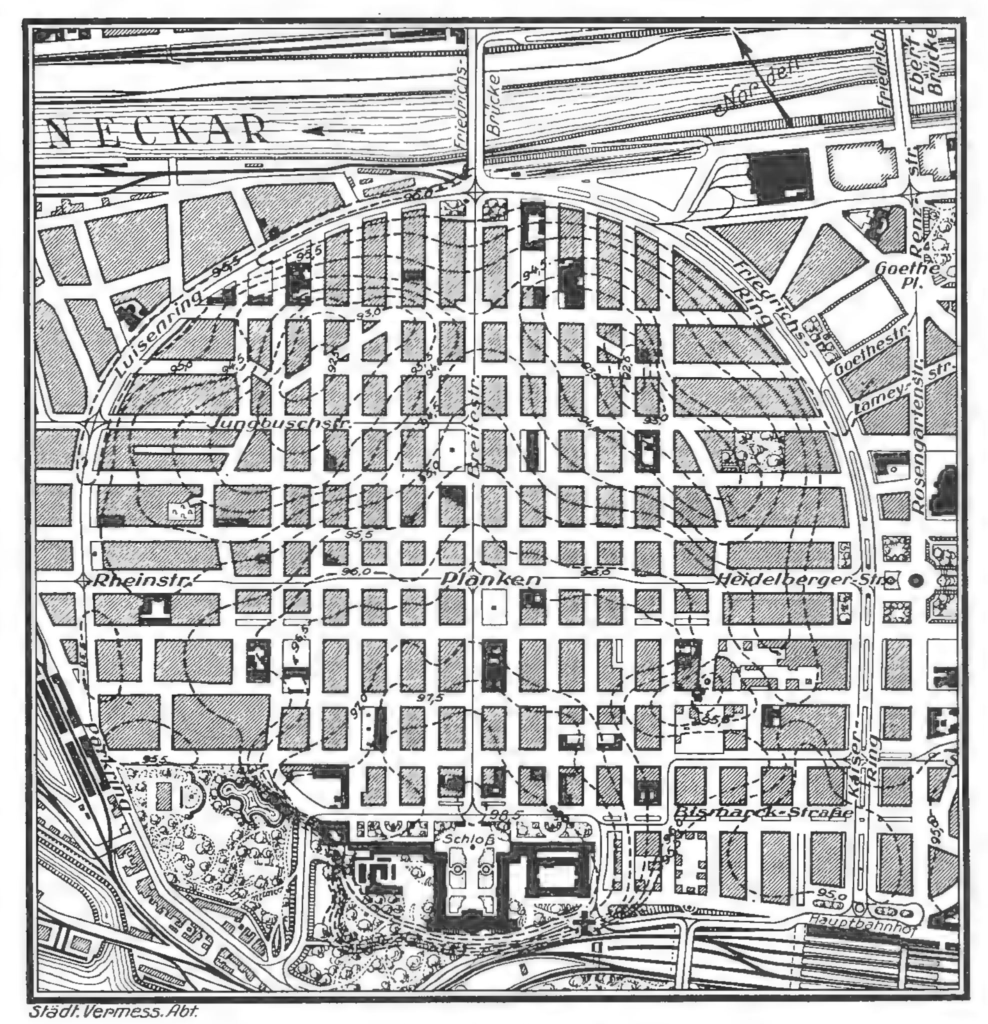
Das Fischerdorf Mannheim war wohl durch seine Lage auf einer Hochuferinsel, die von den gerade hier weit vorspringenden Spornen des Hochgestades von Wohlgelegen („Galgenhöhe"), das heute den Friedhof trägt, und von Rheingönnheim nur durch einen schmalen Niederungsstreifen getrennt war, begünstigt; allein es war bei hohem Wasserstand schwer zugänglich, und seiner Ausdehnung waren von der Natur enge Schranken gezogen. Noch lange dauerte es, bis Mannheims Stunde geschlagen hatte, zu Beginn der Neuzeit erst, als der Weitblick eines Kurfürsten die strategische Bedeutung und günstige Handelslage der Hochuferinsel im Mündungswinkel zweier Ströme erkannte.

Der Raum der Hochuferinsel reichte knapp aus, um die Zitadelle an der Stelle des heutigen Schlosses und die Altstadt bis etwas über den heutigen Paradeplatz hinaus zu fassen[2]. Bei der Weiterentwicklung der Stadt war eine Sprengung des natürlichen Rahmens, ein Vorschieben des Festungs- und Stadtgürtels über das Hochufer hinaus in die sumpfige, hochwasserbedrohte Alluvialniederung unvermeidlich. Während das Hochgestade durch seine natürliche Aufschüttungshöhe von 98 m geschützt war, lag dagegen die Niederung mit nur 92 m natürlicher Aufschüttung im Überschwemmungsbereich. Die Hauptgefahr für die Stadt bildete der Neckar, der sie von Osten her durch Hochwasser und Eisstauungen ständig bedrohte. Die sumpfige Niederung im Osten und die Druckwasseransammlungen an allen tieferen Stellen bildeten als Seuchenherde eine dauernde Gefahr, zumal bei der hygienisch ungenügenden Trinkwasserversorgung und Abwasserbeseitigung der damaligen Zeit. Die ersten Versuche zur Abwendung der Gefahr durch Uferschutzbauten gehen auf die Zeit der Römer zurück. Viel später erst, in der Festungszeit, wurden sie wieder aufgenommen und wurde auch die Verlegung und Eindeichung der Stromläufe in Angriff genommen. Der Uferschutz durch den Menschen bewahrte die Hochuferinsel überhaupt vor vollständiger Zerstörung durch die beiden Ströme. Vor allem die Festlegung des Neckarlaufes war eine Lebensfrage für Mannheim. Der vorgeschrittenen Technik der Neuzeit blieb es vorbehalten, diese Arbeiten nach einheitlichem Plane

---

[1] S. Abb. 10 u. 12; auf der Denis'schen Karte von 1782 (Abb. 10) sind noch die Rosengarten- und Viehweidenschleife im Gebiet der heutigen Oststadt außerdem deutlich erkennbar. — Weiter südlich gelegene Arme des Neckars („Gießen") siehe auf der Gropengießer'schen Karte der Umgebung Mannheims.

[2] Sog. Oberstadt.



13. Höhenunterschiede im Gebiete der Altstadt Mannheim

zu vollenden und auch, durch Ausnützung des Grundwasserstromes im Untergrunde des Hochgestades, eine einwandfreie Trinkwasserversorgung durchzuführen. Die Rheinregulierung senkte den mittleren Wasserspiegel des Flusses um 1,40 m und damit auch den Grundwasserspiegel in der Niederung, wodurch die schädlichen Druckwasseransammlungen verschwanden. Bei den neuen Stadtteilen, die sich immer weiter in die Alluvialniederung ausbreiten, wurde und wird heute noch das Niveau durch Auffüllung erhöht und so das natürliche Niveau der Hochuferinsel künstlich in die Niederung hinaus vorgeschoben. Der Friedhof wie auch Feudenheim, Käfertal, Waldhof und Sandhofen liegen dagegen auf dem natürlichen Hochgestade. So kommt es, daß der östliche und nördliche Hochuferrand sich mitten durch die innere Stadt hinzieht, wenn auch der Verlauf im einzelnen schwer zu verfolgen ist, da man

die Höhenunterschiede der an sich vielleicht nicht allzu schroffen Böschung tunlichst auszugleichen suchte. Immerhin sind innerhalb dieser nicht unerhebliche Höhenunterschiede, bis zu 6,50 m, vorhanden, die auf der ungleichen natürlichen Aufschüttungshöhe des diluvialen Hochufers (98—98,5 m) und der Alluvialniederung (91 bis 93 m) beruhen[1].

In jahrhundertelangem zähem Kampfe mit der Ungunst der natürlichen Verhältnisse und mit den natürlichen Gefahren haben sich unsere Vorfahren siegreich behauptet und ein Kulturwerk ersten Ranges geschaffen. Den Enkeln ziemt es, das Andenken schlimmer Nöte längst vergangener Tage festzuhalten und dem Werke der Väter, die eine Wildnis zum Garten umgeschaffen, die Ströme in Fesseln geschlagen und den Sumpf trocken gelegt, die an Stelle einer früheren Stromwildnis ein blühendes und gesundes menschliches Gemeinwesen aufgebaut haben, die verdiente Hochachtung zu zollen.

---

[1] Siehe Abb. 13; auch der südliche und westliche Hochuferrand sind durch Festungsbauten und jüngere Anlagen stark verändert. An der Sternwarte dürfte vielleicht das natürliche Hochufer noch am besten erhalten sein. Die Niederung um die Altstadt war nach Schleifen der Festung noch bis nach 1870 zu Grünanlagen verwendet und vom Stadtgraben durchzogen. Der Hochwasserdamm des Ringes schied sie vom Garten-, Wiesen- und Sumpfgelände der außen liegenden Niederung.

Mannheim am 5. Oktober 1807

Durch abgelegene, fast öde Straßen verirrten wir uns gleichsam in das schöne Mannheim hinein und befanden uns plötzlich an dem Hofe des ungeheueren und herrlichen, von Karl Theodor ganz im alten französischen Geschmack erbauten Residenzpalais, das fast die ganze Stadt von der Rheinseite umschließt. Von hier wandten wir uns rechts in das Innere von Mannheim und fühlten uns ganz eigen erfreut durch den fast ganz neuen und einzigen Anblick einer so durchaus modernen Stadt. Große, breite und reine Straßen nämlich, die von einem Ende der Stadt zum andern laufen und sich überall perspektivisch, teils mit der Aussicht auf einen fernen blauen Berg, teils mit der Ansicht eines Teils der Residenz endigen, teilen, sich durchkreuzend, die ganze Stadt in gleichgroße regelmäßige Karrees. Die Häuser sind niedrig, aber schön, und wenige Paläste ausgenommen, durchaus von einerlei Höhe. Von hier begaben wir uns auf einer Allee vor der Stadt zum Rheine, der hier schon beträchtlich breit ist. Hier stellten wir uns auf eine Schiffbrücke, die eine kleine Strecke in den Rhein hineingeht. Das äußerste Ende dieser Brücke, das auf zwei großen Schiffen ruht, ist ringsum mit Bänken und einem Geländer umgeben und mit einem galgenartigen Gerüste versehen, an welchem es durch ein großes Seil an mehrere Kähne befestigt ist, die mitten im Rheine vor Anker liegen. Wie erstaunten wir, als wir diesen Teil der Brücke sich plötzlich ablösen und ganz von selbst, ohne Ruderschlag, mit allem darauf befindlichen bunten Gewimmel von Menschen und Wagen wie einen schwimmenden Markt über den Strom schweben sahen. Von hier gingen wir an der Sternwarte, wo man eben durch einen langen Tubus observierte, vorbei, durch das Schloß wieder in die Stadt zurück, durchliefen die Butiken am Kaufmannshause, schwärmten einzeln auf den Planken (eine schöne Akazienallee in die Stadt), wo ein buntes, lustiges Gewühl von bel monde, Musiken, Orgeln und Nachtvögeln einen wahren Jahrmarkt zu Plundersweilern bildet, bis in die dunkle Nacht auf und ab und begaben uns darauf nach mancherlei Irrsalen in den Gasthof zum Goldenen Schaf. . . . .

Aus einem Reisebrief von Joseph von Eichendorff.



1. **Glockenbecher:** links Feudenheim, Kiesgrube Wolf, rechts Mannheim

Aus der ältesten Geschichte des Neckardeltas

Von Hermann Gropengießer, Mannheim

Wie eine Fügung des Schicksals will es erscheinen, wenn inmitten der vielfachen Umwühlung, die der Mannheimer Stadtboden für Dorf, Festung und Stadt erfahren hat, ein Fleck unberührt geblieben ist, um durch fast vier Jahrtausende hindurch die heutige Stadt mit den Anfangszeiten der Menschheit in unserer Gegend zu verbinden. Das tat mit einem Schlage am 20. Dezember 1907 die Entdeckung eines steinzeitlichen Hockergrabes bei der Anlage der Wegunterführung nach dem Lindenhof, gegenüber dem Beckerdenkmal. Das 1,4 m tief im Dünensande liegende Skelett hatte nur einen Topf (Abb. 1) bei sich, der in die Gattung der „Glockenbecher" vom Ende der Steinzeit gehört. Was hatte diesen ältesten (und vielleicht nicht alleinstehenden[1]) Zeugen für die Besiedelung des Ortes um 2000 v. Chr. hierhergezogen? Denn wo heute die Oberstadt mit ihren Häusermassen und das Schloß liegt, ragte ehemals eine kleine, von Flugsand bedeckte Insel aus der sie umgebenden, von Rheinarmen durchzogenen Niederung auf. Schon damals bildete also das Wasser das lebenspendende Element für die Bewohner, denen der lockere Sandboden trockene, Temperaturunterschiede leichter ausgleichende Wohngelegenheit hoch über dem Wasser bot. In der Tiefe floß der Rhein und standen die Altwasser in toten Rinnen, von „Galeriewäldern" umsäumt, in denen vierfüßiges und geflügeltes Wild sich tummelte: ein Bild, wie es vor Jahrzehnten der „Neckarauer Wald" noch bot.

Rings um diese Niederung, in die auch der Neckar nach dem Durchbruch der Dünenkette sich südlich von Mannheim ergoß, ragte um 6—8 m das Hochufer empor, auf welches das über die Niederung hinauswachsende Weichbild der Stadt im

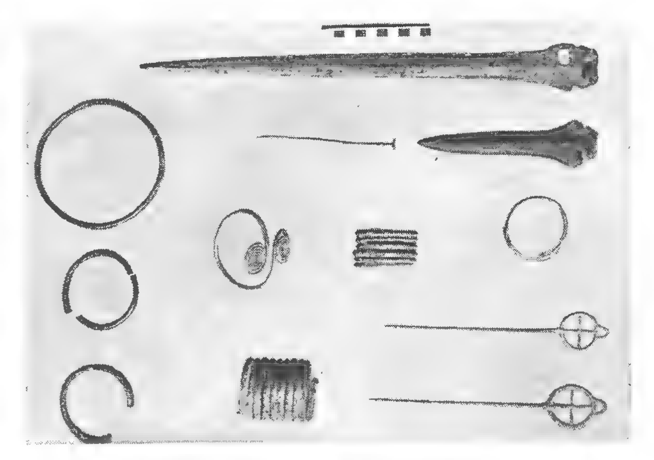
[1] Ein 7 m davon entfernt gefundenes Hockergrab ohne Beigaben wurde aus anthropologischen Gründen in die frühere Bandkeramik verwiesen.



2. Schnurverzierter Becher aus Feudenheim (Kiesgrube Wolf)

Süden, Osten und Norden übergegriffen hat. Überall dort bildet das Land einen Teil des Dünengebietes, bot also die gleichen Bedingungen wie das Eiland draußen in der Niederung, nichts für den stofflichen Kulturbesitz außer Holz; nur den Lebensunterhalt stellte es sicher und gewährte dazu noch Schutz vor Gefahren, die von dem unten strömenden Wasser hätten drohen können. Da aber die Genügsamkeit der Urbewohner des zufrieden war, hat der Hochuferrand um das Neckardelta zu allen Zeiten Siedler gesehen. Das vordem feuchtere Klima wich im vierten und dritten Jahrtausend während der jüngeren Steinzeit immer größerer Trockenheit, die dann während der Bronzezeit im zweiten Jahrtausend ihren Höhepunkt erreichte. Wald fehlte oben so gut wie völlig auf dem unfruchtbaren Dünensand. Dafür lagen in den Auen der Niederung saftige Wiesen für das Weidevieh, während die höheren Striche auch schon zum Ackerbau benutzt werden konnten. Ihn brachten wohl, wenn auch zuerst noch in der Form des Hackbaues, schon die ersten Siedler der Steinzeit in unser Land, deren ausgeprägte Kultur an den mit Spiralen und Mäandern verzierten Töpfen erkennbar ist. Scherbenfunde dieser Gattung von einer Wohnstelle am Westrand von Feudenheim führen uns zu diesen Leuten, deren Volk an der mittleren Donau und in Böhmen seine Kultur zuerst zur Entfaltung gebracht hatte, so daß seine Wanderscharen die Donau hinauf und dann durch den Kraichgau an den Rhein und ihn hinab drangen. Auch in den Friedrichsfelder Dünen lag eine Ansiedlung von ihnen mit Gräbern, und Steinbeilfunde vom Friedhof und nördlich von Sandhofen gehören diesen Bandkeramikern an. Völlig vereinzelt steht der Fund eines Brandgrabes der gleichen Stufe am Westrand von Feudenheim, da allgemein die Sitte der Bestattung in gestreckter Hocker oder Lage damals üblich war.

Noch drei andere Völkerwellen streifen im Verlaufe des dritten Jahrtausends unser Gebiet. Die erste kommt aus dem Norden, nach dem ersten Fundort Rössen bei Merseburg benannt. Von dieser „Rössener" Gattung sind Scherben in der Wolf'schen Kiesgrube hinter Feudenheim aufgetaucht, wenn auch die Hinterlassenschaft nicht so reich ist, wie auf dem viel fruchtbareren Boden der Heidelberger Ge-



3. Schmuck und Waffen der Bronzezeit
links oben Feudenheim; Dolch und Nadel von Sandhofen; Schwert von Mannheim; 3 Ringe vom Isolierspital



4. Urnenbrandgrab von Feudenheim

gend am Neckar. Die folgende Welle drang vom fernen Westen her durchs Land, das Volk der „Glockenbecher". Dem seit 1907 alleinstehenden Fund aus dem Mannheimer Hockergrab hat sich in den letzten Jahren ein zweiter und dritter von der Wolf'schen Kiesgrube zugesellt. Aus Spanien kamen sie, Leute mit entwickeltem Geschmack; denn gar fein sind die Linien mit dem Punktierrädchen oder Kamm in lauter kleine nebeneinandergereihte Punkte aufgelöst, aus deren ornamentaler Gliederung um den Gefäßkörper ein strenger Sinn für Ordnung spricht (Abb. 1). Unvermittelt tauchen sie auf mit ihren schönen, technisch hochstehenden Glockenbechern, breiten am Rhein sich aus und stoßen die Donau entlang bis nach Ungarn vor. Vielleicht sind es bogenbewehrte Wanderhirten gewesen, weil bislang nur Gräber und keine Wohnstellen von ihnen sich gefunden haben. Sie wurden abgelöst durch das Volk mit den schnurverzierten Gefäßen, das wieder aus dem Norden, aus Thüringen an den Rhein und ihn aufwärts zog. Sechs Gräber mit drei Tongefäßen von der „Hochstätt" südwestlich von Seckenheim und eines von der Wolf'schen Kiesgrube, zeugen von ihnen; Wohnstellen sind auch hier nicht bekannt (Abb. 2).

Reich bewegt erscheint somit das Bild der jüngeren Steinzeit am Neckardelta, von fast allen in Südwestdeutschland beobachteten Stufen sind Zeugen vorhanden. Siedlungsgeschichtlich hat sicher schon damals das Wasser und die dadurch geschaffenen Naturverhältnisse mit ihren biologischen Grundlagen für den Menschen eine aus-



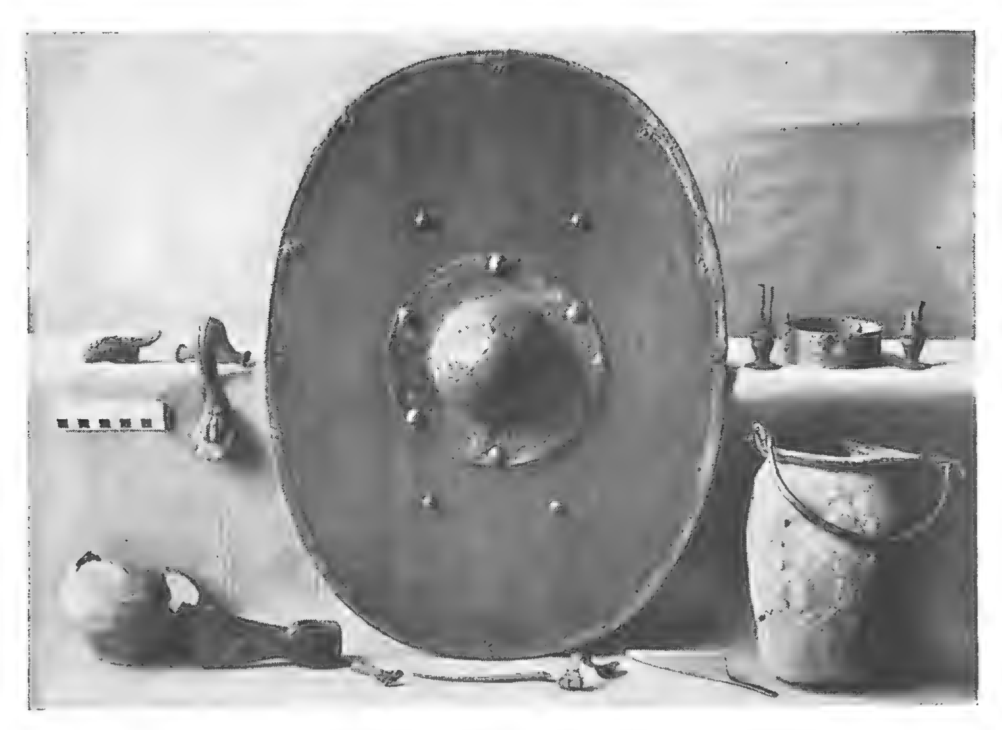
5. Tongefäße aus den Brandgräbern der Sueben von Feudenheim, der Hochstätt und Ladenburg

schlaggebende Rolle gespielt. Ergänzend trat der Hackbau und Ackerbau hinzu. Die Form der Wohnungen ist vorläufig noch unbekannt.

Der Übergang zur B r o n z e z e i t, in anderen Gegenden schon bei den Leuten der Glockenbecher und Schnurkeramik feststellbar, läßt sich infolge des Fehlens ihrer frühesten Stufe am Neckardelta noch nicht erkennen. Erst aus der voll entwickelten Kultur dieses vielleicht aus Mitteldeutschland stammenden Volkes sind wieder Reste vorhanden. Die großen Grabhügel zwar, die die bezeichnende Bestattungssitte dieser Zeit darstellen, sind verschwunden durch den regen Ackerbau des Mittelalters und der Neuzeit. Aber die noch flach im Boden liegenden Gräber erscheinen am Hochuferrand: so ein Grab mit drei Ringen von 1888 beim „Isolierspital", eine Reihe von Gräbern am Westausgang von Feudenheim, in denen die bei den Skeletten gefundenen Radnadeln (Abb. 3) und Armringe die Zeitstellung erweisen. Auf Schmuck in dem neuen glänzenden Metall, dem sie gefällige Formen zu geben verstanden, waren diese Leute der Hügelgräberbronzezeit besonders eingestellt, so daß die Beigabe von Töpfen ganz zurücktritt.

Mit dem Eintreten des Metalles in den Kreis handwerklicher Betätigung mußte naturgemäß auch der Handel erhöhten Aufschwung nehmen. Schon für die Steingeräte konnte die Gegend so gut wie keinen Werkstoff liefern, so daß die fremden Steinarten der Beile und Hämmer auf Bezug im Handelswege weisen. Doch die Fundstellen des neuen Metalles hatte die Natur auf wenige Plätze beschränkt, von denen nun der Werkstoff in rohen Gußbrocken, zerbrochenen oder zerworfenen Altsachen und fertigen Neugeräten nach den verschiedensten Richtungen ausstrahlte. Der große Fernweg ging am richtungweisenden Gebirg entlang, während die Siedlungen nur durch örtliche Wege verbunden waren. Die Schmucksachen der Feudenheimer Gräber bieten keine Besonderheiten, wohl aber weist das einzige Bronzeschwert (Abb. 3), das „in der Gegend von Mannheim" gefunden sein soll, nach dem Westen, wo in Nordfrankreich und England diese Form in der älteren Bronzezeit besondere Verbreitung zeigt. In diese ältere Zeit gehört auch noch der Dolch und die Nadel von Sandhofen (Abb. 3).

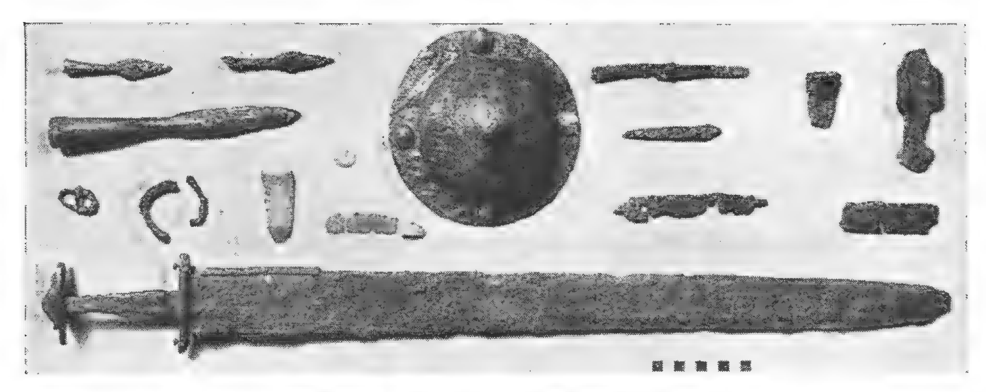
In auffallender Häufigkeit treten uns am Ausgange der Bronzezeit die Brandgräber entgegen, in denen große bauchige Urnen die verbrannten Knochenreste mit



6. Beigaben aus dem Brandgrab eines suebischen Reiters von Feudenheim

reichen Beigaben an Tongeschirr bergen. Diese „Urnenfelder“, wie die Stufe genannt wird, lassen auf eine dichtere Besiedelung um die Wende vom zweiten zum ersten Jahrtausend schließen. So würden sich auch hier größere Gruppen ergeben, wenn man den bisherigen Zufallsfunden näher nachginge, die auf dem Exerzierplatz (zwei Gräber), am Westrand von Feudenheim (mehrere Gräber) und auf der Hochstätt (mehrere Gräber) gemacht worden sind. Das Feudenheimer Grab (Abb. 4) ist von besonderer Bedeutung durch sein vieles Geschirr, unter dem die beiden Deckeltöpfchen eine Seltenheit darstellen, da ähnliche außer einmal in der Eifel in der Harzgegend wieder erscheinen. Es ist eine Zeit lebhafter Völkerverschiebungen in Mitteleuropa, in der diese Leute wahrscheinlich von der ostalpinen Randzone her südlich des deutschen Mittelgebirges nach Westen zum Rheine hin sich ausbreiteten. Das Siedelungsbild dieses Stammes weist auf regen Ackerbau hin. Immer stärker hat die Bronze die Herrschaft gewonnen, daß sie auch die Formen der Tongefäße in ihren Bann zwingt. Das führt mit den großen Urnen zu erneutem Aufschwung der Töpferkunst.

Noch lange ins erste Jahrtausend hinein waren die Urnenfelderleute am Neckardelta seßhaft, während, im östlichen Teil der Ebene besser erkennbar, mit der Hallstattkultur ein anderes Volkstum ins Land gezogen war. Aus den Ostalpen, wo seine Wurzeln liegen, trugen diese Illyrier die Kenntnis des Eisens und seiner Verarbeitung nach dem Westen. Aber der in Schwaben und im südlichen Baden erkennbare Glanz einer reichen Kulturblüte, die mit dem neuen Metalle anhob, strahlt nicht bis in unsere Gegend hinein. Der Name des vorbeifließenden Rheins



7. Fränkisches Kriegergrab vom Hermsheimer Bösfeld

(ob auch des Neckars?) dagegen scheint ein Rest von Überlieferung aus jener Zeit der illyrischen Hallstattbevölkerung zu sein, den die späteren keltischen Einwanderer den Geschichtsschreibern der Griechen und Römer vermittelten.

Wo diese um die Mitte des ersten Jahrtausends aus Frankreich hereinziehenden Kelten am Neckardelta gewohnt haben, lehren noch keine Funde. Aber in dem gesteigerten Verkehr dieser Zeit hatten sie weiter aufwärts am Neckar in der Erkenntnis der Wichtigkeit eine Übergangsfeste unter ihrem Häuptling Lopos geschaffen, von der der Name Lopodunum, durch die folgenden Römer dem Mittelalter weitergegeben, über mehr denn zwei Jahrtausende mit germanischer Endung als Ladenburg in unser Heute und in alle Zukunft hineinragt. Deutlicher denn je zuvor zeigt diese Tatsache, daß das Neckardelta abseits der Bahnen lag, die der Fernverkehr des Altertums bis ins Mittelalter einschlug, und wo für ihn im unteren Neckarland die natürliche Gunst der Lage am einfachsten und sinnfälligsten gegeben war.

Nicht lange saß das Keltenvolk herrschend in unserem Lande. Schon im zweiten Jahrhundert v. Chr. brachte der germanische Druck vom Norden her es in Bewegung, und der in der Oberrheinebene sitzende Stamm der Helvetier zog südwärts. Das jetzt nur dünn bevölkerte Land lag den neuen Einwandererscharen offen, die nach den meteorartigen Vorstößen der Kimbern und Sueben unter Ariovistus aus dem germanischen Norden kamen, wo von der Saale bis zur Oder der volkreiche Stamm der Sueben saß. Immer stärker mehren sich die Siedlungszeugen für diese ersten Germanen, die um die Wende unserer Zeitrechnung in unserer Gegend in großer Dichte sich festsetzten und am Westausgang von Feudenheim, an der Wolf'schen Kiesgrube und auf der Hochstätt und südlich davon kleine Dörfer bildeten. Diese Bauern wohnten in einfachen, aus Stangenwerk gebauten und mit Lehm verkleideten Hütten über Erdgruben und lebten in den alten Gewohnheiten der Heimat ruhig weiter, wie es die Forschung immer deutlicher zu erkennen vermag (Abb. 5). Manch kostbares Handelsgut aus dem Norden, liebgewordene Formen der Heimat in Bronze und Eisen, bei den Männern besonders die Waffen, wurden den Toten nach der Sitte der Vorfahren auf den Scheiterhaufen mitgegeben, und wanderten mit den Knochenresten in die Aschenurne. Das Feudenheimer Grab eines suebischen Reiters (Abb. 6) zeigt dies besonders klar um die Mitte des ersten Jahrhunderts n. Chr. Da zerriß gegen Ende des Jahrhunderts der römische Limes die Verbindung mit der nordischen Heimat; um so stärker ergaben sie sich nun der von der anderen



8. Fränkische Tongefäße aus Feudenheim

Rheinseite herüberdringenden römischen Kultur, in deren Umarmung ihre völkische Sonderart sich äußerlich bald verlor, so daß das Bild des zweiten und dritten Jahrhunderts alles in römischem Gewande zeigt, Geräte und Schmuck, Wohnbau und Wirtschaft, wobei auffallend bleibt, daß in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts die Siedelungszeugen am Hochuferrande verschwinden. Doch das germanische Volkselement der Sueben blieb im unteren Neckarlande das vorherrschende und bestimmende, daß auch die römische Provinzialverwaltung es anerkannte, wenn sie den ganzen Gau nach diesen Neckarsueben benannte. Vielleicht ist damals auch die Hochuferinsel Mannheim besucht worden[1]. Sicher aber war südlich von Neckarau ein Bauernhof entstanden, wie in der Gewann Kastenfeld entdecktes römisches Mauerwerk mit Estrich beweist. Auch die Verehrung des höchsten einheimischen Gottes hatte hier bildlichen Ausdruck in einer Juppitergigantensäule gefunden, von der wohl zwei in einem Neckarauer Hause ehemals eingemauerte Sockelreliefs stammen werden. Die Anlage der Siedelung wird sich durch die Beziehung zum nahen römischen Alta ripa erklären. Denn da, wo der Südrand des Neckardeltas mit seinem Hochufer an den Rhein stieß, kreuzte der einzige wichtige Fernweg die Gegend; bei Altrip überschritt er, von Westen herkommend, den Rhein nach Ladenburg und Heidelberg zu, und wurde als Straße ausgebaut, als die Römer kurz nach 74 n. Chr. ihren militärischen Stützpunkt von Rheingönheim nach Ladenburg verlegten, das so mit der linksrheinischen Hauptetappenlinie in kürzester Verbindung stand. Dies ist dann auch die Stelle an der damaligen Mündung des Neckars in den Rhein, wo der große Kaiser Valentinianus den wenig erfolgreichen Versuch machte, die rechtsseitige Rheinebene wieder zu gewinnen, indem er auf beiden Ufern des

[1] Römische Sigillatascherben, die bei einem Kellerbau in der Brauerei Löwenkeller zutage kamen, könnten darauf hinweisen.

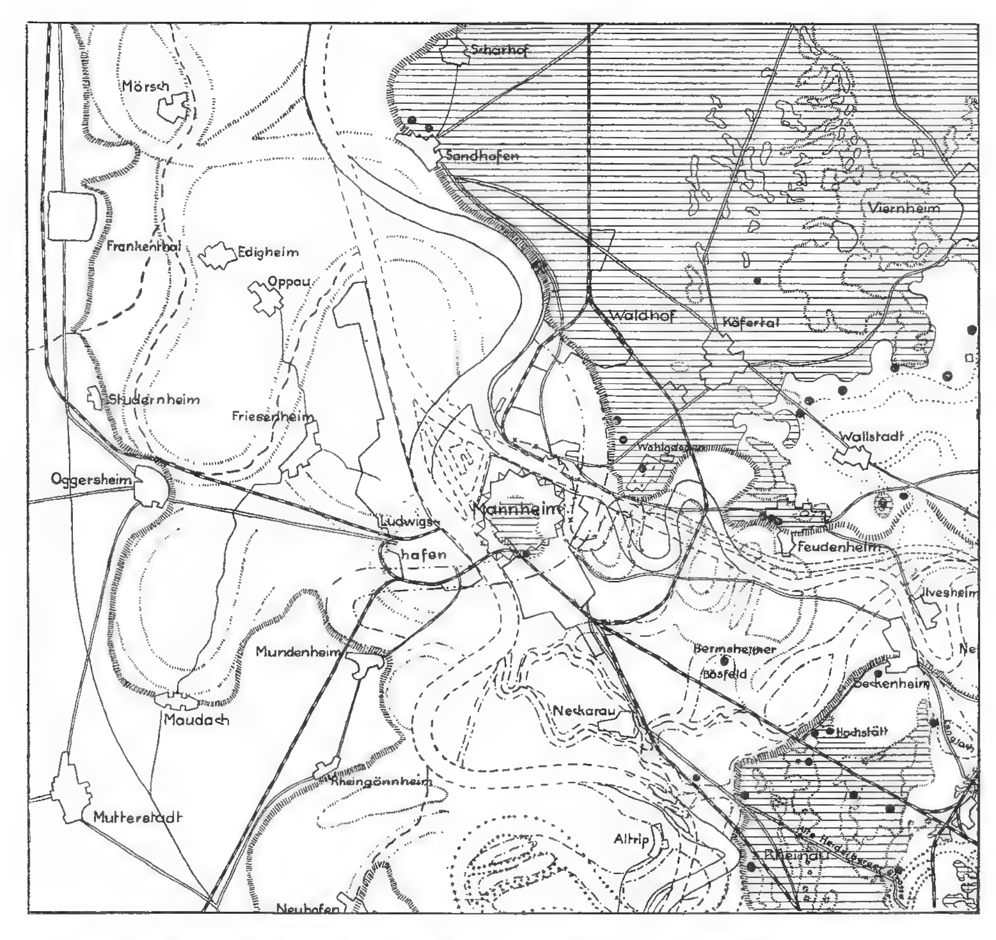


9. Fränkischer Holzeimer aus Feudenheim

Rheins befestigte Brückenköpfe anlegte, von denen der linksseitige unter dem Dorfe Altrip in seinem Grundriß vor einigen Monaten wiedergefunden ist. Es war das einzige Mal, daß unsere Gegend zur römischen Zeit, wenn auch nur in kurzem Aufleuchten, in der großen Politik des Jahres 369 eine Rolle spielte und auch in der Überlieferung des Altertums erwähnt wird.

Die Nacht der folgenden Jahrhunderte können uns wieder allein die Urkunden der Bodenfunde erhellen. Als um 260 das Bollwerk des Limes fiel, ergossen sich die Alemannenscharen in das freie Land. So ist auch die Neckargegend durch die von Norden eindringenden Scharen besetzt worden, und die auf alemannische Edelinge zurückgehenden Dorfnamen auf — ingen wie Edingen und Schwetzingen zeugen von der Landnahme der Alemannen. Als einziger Rest der frühen Völkerwanderungszeit kann ein 1916 gemachter Grabfund am Südwestrand von Neckarau gelten mit Bronzeschmuck, dessen technische Ausführung noch die Eigenheiten des spätrömischen Kunsthandwerks aufweist, so daß er möglicherweise in die Zeit des Valentinianus hineingehört.

Erst die Besetzung des Landes durch die merowingischen Franken zu Beginn des 6. Jahrhunderts brachte Siedelungsverhältnisse, die in steter Fortentwicklung bis in unsere Zeit führen; das Hin und Her wandernder Völker, das die vorangegangenen Jahrtausende erfüllt hatte, war zum Abschluß gekommen. Lassen sich auch die Spuren fränkischer Wohnbauten, wie auch anderswo, nicht mehr erkennen, so haben wir doch die zugehörigen Gräber in großer Zahl als einzigen Kulturrest, und da sie teilweise unter oder neben den heutigen Dörfern liegen, wird auch die Siedlungsstätte mit der Lage des heutigen Dorfes sich decken. So bei Wallstadt, Seckenheim, Edingen, Schwetzingen, zu dem in unserem Gebiete Sandhofen und besonders Feudenheim (ehemals Vitenheim = Heim des Vito) kommen, wo die fortschreitende Bebauung in den letzten Jahrzehnten mehrere Dutzend Gräber zutage gefördert hat. Da liegen die Männer in ihrer Wehr, mit Spatha, Skramasax, Sax, Speeren, Schild, Pfeil und Bogen, und die Frauen im Schmuck der bunten Perlen und Bronzegeschmeide. Töpfe (Abb. 8) und Holzgefäße (Abb. 9) bargen die Wegzehrung für das Jenseits, immer noch wie seit Jahrtausenden. Beigabenlose Plattengräber stehen auch hier am Ende der Entwicklung, als das Christentum und das deutsche Recht mit ihren Lehren diesen Menschen eine geistigere Ewigkeit schufen. Auch in die Niederung stiegen die Leute jetzt herunter, wo nördlich der Haltestelle Rangierbahnhof im Hermsheimer Bösfeld mehrere Gräber auf eine Niederlassung weisen, die das im Mittelalter ausgegangene Dorf Herimuntesheim (= Heim des Herimunt) gewesen ist. Von ihnen ist ein Kriegergrab (Abb. 7) besonders hervorzuheben wegen seines Schwertes mit silbertauschiertem Griff und der Beigabe einer



Karte der Umgegend von Mannheim (entworfen von H. Gropengiesser).
Gebiet der Flugsanddünen; Flussläufe: von heute; um 1780; und andere: frühere; vermutlich zur römischen Zeit; spätdiluvialer Neckarlauf. Hochufer der Niederterrasse.
• Urgeschichtliche Fundstätten. ⚒ Bohrloch.

Goldmünze des oströmischen Kaisers Justinianus (527—565), die das Grab wohl als frühestes in die zweite Hälfte des 6. Jahrhunderts datiert.

In diesen Jahrhunderten haben sich auch auf dem Düneneiland im Deltagebiet die ersten ständigen Siedler niedergelassen; nach ihrem Führer Manno wurde das neue Heim genannt, das 764 zum ersten Male in einer Lorscher Urkunde als Manninheim erwähnt wird. Erhalten hat sich von diesem Fischerdorf nichts als Name und Kunde in der Überlieferung des Mittelalters.

Wie uns in den Edelingsnamen der Siedelungen die ersten, wenn auch noch nicht faßbaren Persönlichkeiten dieser Frühzeit entgegentreten, so erkennen wir auch allmählich infolge des Hinzutretens der geschichtlichen Überlieferung zum erstenmal

das Gefüge des Staates, auf dessen Grundlagen wir heute noch stehen. Denn so wie diese wehrhaften Bauern im Grabe liegen, traten sie im Waffenschmuck auf der Dingstätte Stahlbühel hinter Ladenburg zur Volksversammlung der Gaugemeinde des Lobdengaues an. Und wenn man vom Rande des Hochufers sinnend nach Norden schaut, dann mögen in Gedanken die Recken des Nibelungenliedes vor uns auftauchen, dessen einer Schauplatz in dieser Zeit gar nicht so weit in der nordwärts sich dehnenden Ebene lag.

Überblicken wir die durchlaufene Entwicklung, so führt zu dem Fischerdorf Manninheim keine ununterbrochene Linie von dem großen Wendepunkte in der Kulturgeschichte der Menschheit, an dem zur Glockenbecherzeit schon das erste Metall den lange Jahrtausende allein herrschenden Stein in der Werkzeugbearbeitung zu verdrängen begann. Aber noch galten eine Zahl von Jahrhunderten hindurch für das Fischerdorf fast die gleichen natürlichen Bedingungen wie vor Jahrtausenden, nur daß der Ackerbau immer mehr in die Niederung sich ausdehnte. Aber im hohen Mittelalter war der Rheinverkehr bereits so gewachsen, daß das Fischerdorf als Zollstätte eine weitere Daseinsberechtigung erhielt, in deren Entwicklung dann die Anlage der Festung einen Griff der absolutistischen Faust in die Natur darstellt, der, was hier neu war, aus dem Nichts entstehen ließ. Wenn nun die durch gänzlich veränderte Verkehrs- und Wirtschaftsverhältnisse heraufgeführte Entwicklung der Stadt ihr Gebiet in den letzten Jahrzehnten immer weiter in die Niederung und über sie hinaus auf das Hochgestade des Neckardeltas hinausgeschoben hat, so faßt sie damit siedelungstechnisch wieder zur Einheit zusammen, was die Bodenfunde in und am Rande dieses Gebietes siedelungsgeschichtlich als eine Einheit durch Jahrtausende erwiesen haben.

Die Wolfsangel, Mannheims Stadtzeichen

„Wie eine Harpune sieht sie aus, wie ein Speer mit beißendem Widerhaken. Die Wolfsangel! Je mehr es mir vergönnt war, in dieser Stadt zu wirken, den Geist unserer Bevölkerung zu erfassen, mit ihm und durch ihn erfolgreich an einem Werk zu arbeiten, das unsere eigene Generation überdauern soll, desto mehr erfüllt sich für mich das Wappenbild Mannheims mit sieghafter Bedeutung, desto klarer wuchs es für mich zu einem Sinnbild von begeisternder Kraft empor. Das ist in Wahrheit das Zeichen Mannheimer Wesensart. Wie eine Harpune scharf und schneidend, das Ziel energisch suchend! Mit spitzen Widerhaken sich festbeißend, in Haß und Liebe zäh, das ist das Wesen des Mannheimers, wie es mir erscheint. Mit eiserner Schärfe und Kraft wird sich auch fortan Mannheims Handel und Industrie im Wirtschaftsleben der Welt seinen Weg bahnen, mit Widerhaken wird sich Mannheims Geistigkeit im Bewußtsein der Welt verankern."

Fritz Wichert,
Gründer des „Freien Bundes zur Einbürgerung
der bildenden Kunst in Mannheim".



Stromansicht vom linken Rheinufer aus 1788

Das Wachstum des Mannheimer Wirtschaftskörpers[1]

Von Helmut Bartsch, Mannheim

Es ist etwas Allzumenschliches um den Ruhm. Auch Städte geizen um ihn. Da sie nicht alle die schönsten sein können, behaupten sie alle zum mindesten ganz besondere Reize, Werte, Schätze oder Sehenswürdigkeiten zu besitzen. Die meisten rühmen sich einer ehrwürdigen Tradition, eine Ehrwürdigkeit, die auch in der neuen Staats- und Gesellschaftsordnung noch gilt.

Die Stadt Mannheim kann sich solchen Alters und solcher Tradition wie die meisten andern Städte in West- und Süddeutschland nicht rühmen. Straßburg, Augsburg, Nürnberg, Frankfurt, Mainz, selbst die viel kleineren Worms oder Speyer stellen es weit in den Schatten. Mannheim war weder alte Kaiser-, noch Hansestadt. Das Fischerdorf, das an seiner Stelle einmal gestanden haben soll, ist nicht geeignet, Träger einer vielen Jahrhunderte alten Geschichte zu sein. Selbst das erste Jahrhundert der im Jahre 1606 gegründeten Stadt schuf keine große Vergangenheit, da die Stadt von Ludwig XIV. bei der Pfalzverwüstung — übrigens zum zweiten Male in diesem ersten Jahrhundert ihres Bestehens — vollständig zerstört wurde.

Man versteht, wenn es von dieser Stadt heißt, sie sei „gemacht, nicht geworden". Aber die das hämisch und herabsetzend meinen, ahnen gar nicht, welches Lob sie damit von diesem Gemeinwesen künden. Es gibt sicherlich nur ganz wenige deutsche Städte, in deren Aufbau der auf Klarheit und Planmäßigkeit gerichtete Geist des

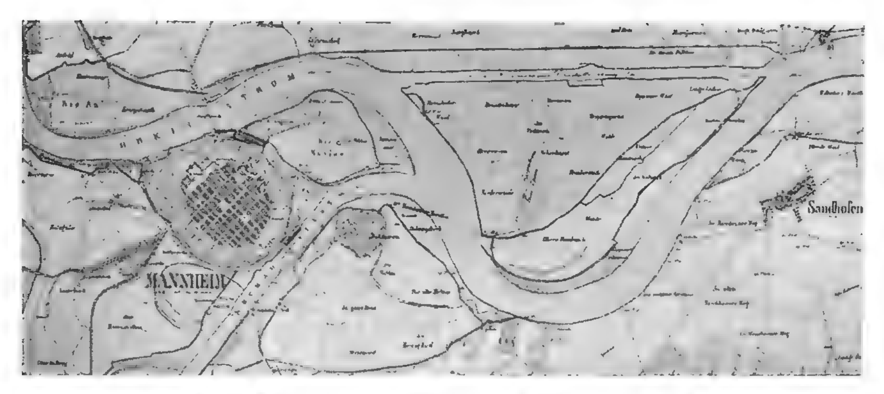
[1] Die eingefügten Abbildungen sollen verdeutlichen, wie sich das Wirtschaftsbild Mannheims gewandelt hat, und wie es der Künstler heute gestaltet.

Schöpfers sich so durchgesetzt und so sehr auf die Bürgerschaft übertragen hätte wie hier. Dieser Geist hauptsächlich ist das, was die junge Tradition Mannheims ausmacht. Neben ihm steht noch die bewundernswerte Lebenszähigkeit und Lebensenergie, mit der fürstliche oder staatliche Gewalt und Stadtbürger in gegenseitigem Vertrauen die mehrmals zerstörte Wohnstätte immer wieder rascher, schöner und größer aufgebaut haben. Es sind Eigenschaften, die die Mannheimer Bevölkerung auch im letzten Jahrhundert des Aufstieges glänzend bewährt hat, und die sie jetzt in den durch den Ausgang des Weltkrieges über das Gemeinwesen heraufbeschworenen ungemein kritischen Zeitläuften von neuem zeigen muß.

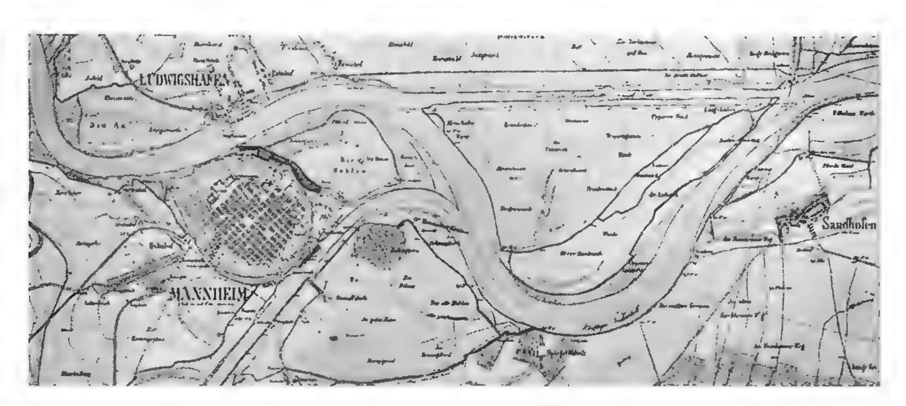
Viele meinen wohl, daß eine große wirtschaftliche Entwicklung der Stadt Mannheim sozusagen von der Natur bestimmt gewesen sei. So dachte auch der fürstliche Gründer der Stadt, Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz, als er in den Gründungsprivilegien von 1607 verkündete, er wolle das Dorf Mannheim zu einer Handelsstadt erheben, weil sie wegen der daselbst zusammenfließenden, vornehmen schiffbaren Wasserströme zum Kaufhandel sehr wohl gelegen sei. Aber zugleich bestimmte er die Siedlung zum Waffenplatz und zur Aufnahmestätte für Flüchtlinge, die ihre Heimat aus religiöser Not verlassen mußten. Diese dreifache Zweckbestimmung barg in sich gefährliche Widersprüche. Zwar waren die Zuwanderer von fremden Völkern, die für ein Ideal und für die freie Persönlichkeit sogar ihre Heimat zum Opfer brachten, wertvolle Elemente bürgerlicher Arbeit und Gesittung. Aber wirtschaftliches Wachstum eines Gemeinwesens braucht Eintracht im Innern und Frieden nach außen. Es kann daher nicht wundernehmen, daß der Waffenplatz Mannheim schon kurz nach seiner Gründung der Zerstörung durch Tilly anheimfiel und daß die vom Enkel des Gründers, von Karl Ludwig, mutig wiederaufgebaute und mit Scharen fremder Kolonisten besiedelte Stadt über die Anfänge eines wirtschaftlichen Lebens nicht hinauskam. Die nochmalige Verwüstung, diesmal durch die Soldateska Ludwigs XIV. bei der systematischen Verwüstung der Pfalz, hat also wirtschaftliche Fundamente nicht zerstört, einfach weil solche nicht vorhanden.

Die wiederum neu aufgebaute Stadt aber erhält in immer steigendem Maße durch die Kurfürsten Karl Philipp und Karl Theodor einen ganz ausgesprochenen, dem Wirtschaftlichen im Grunde fremden Charakter; sie wird nicht nur moderne Festung, sondern zugleich Residenz. Die glänzende Hofhaltung prunk- und kunstliebender Fürsten und das dazugehörige militärische Gepränge bringen mit den einheimischen Adelsfamilien, Kavalieren, Offizieren, hohen Beamten, berühmten Künstlern, vornehmen Fremden und Abenteurern eine an Lebensluxus gewohnte Gesellschaft in die Stadt, die ungleich mehr als der noch im Schatten stehende, spärliche Kaufmannsstand der Wirtschaft des Gemeinwesens den Stempel aufdrückt. Wie schon in der Stadtanlage zum Ausdruck kommt, daß die Bevölkerung mit ihren Wohn- und Arbeitsstätten dem beherrschenden Schloß und Hof des absoluten Fürsten eingegliedert und untergeordnet ist, so ist es mit der wirtschaftlichen Tätigkeit der Bevölkerung. Sie ist fast ausschließlich in den Glanz und Luxus des Hofes und in den Dienst des Militärs gestellt und wird in der Hauptsache von Handwerkern und Kleingewerbetreibenden ausgeübt[1]. Die Vorläufer oder Anfänge der

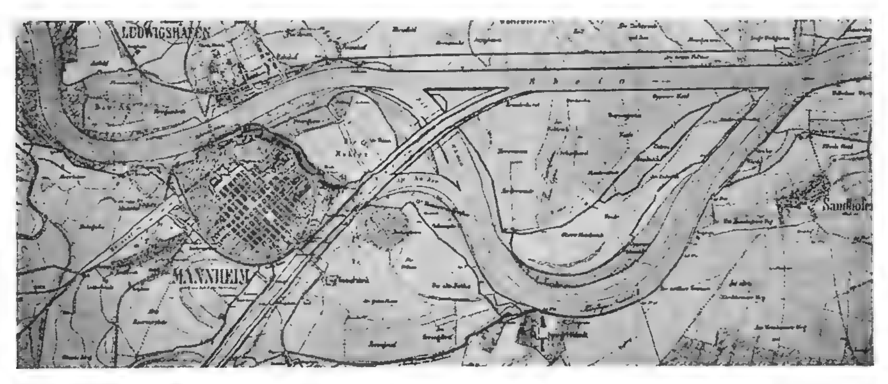
[1] Bezeichnend ist folgende Aufzählung der im Jahre 1745 vorhandenen Zünfte, die C. Haußer im Stadtwerk Mannheim von 1923 gibt: Bäcker, Bierbrauer, Chirurgen, Glaser, Gold- und Silberschmiede, Gürtler und Zinngießer, Hafner, Hutmacher, Knopfmacher, Kübler, Küfer, Kürschner, Leineweber, Maurer, Metzger, Schieferdecker, Schmiede, Schneider, Schreiner, Schuhmacher, Seiler, Spengler, Strumpfwirker, Tüncher, Ziegler, Zimmerleute.



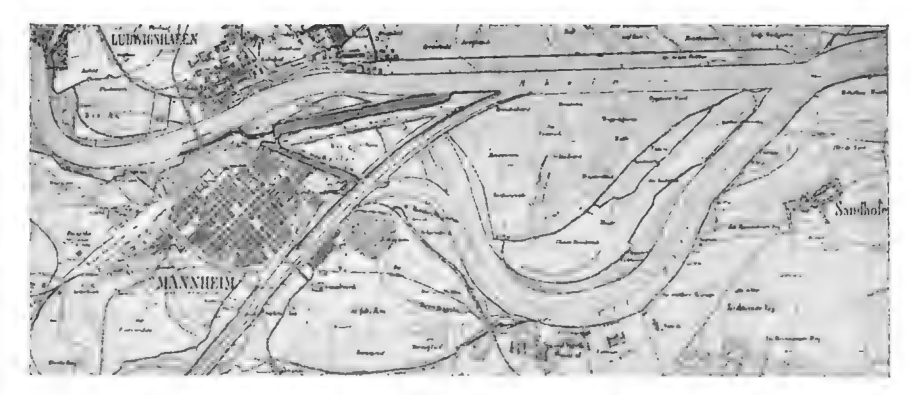
Älteste Hafenanlagen am Rhein und Neckar im Jahre 1840



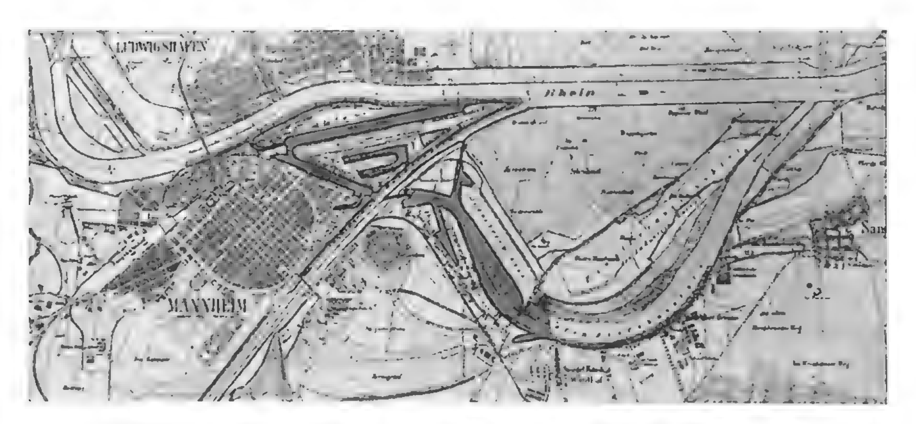
Zustand nach Erweiterung der Hafenanlagen im Jahre 1856



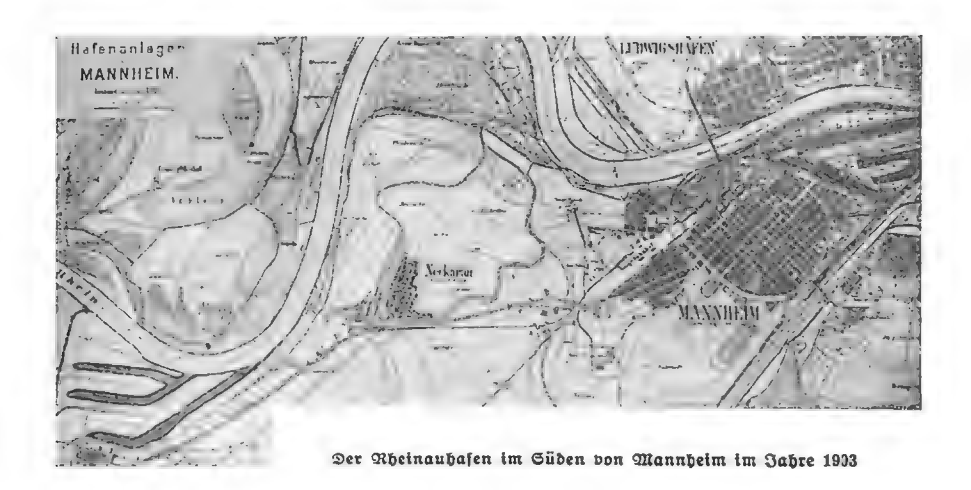
Zustand im Jahre 1870 nach Fertigstellung des Friesenheimer Durchstichs
und der neuen Neckarmündung



Zustand im Jahre 1835 nach Herstellung des Mühlauhafens und des Verbindungskanals



Zustand im Jahre 1903 nach Vollendung der Staatshäfen und des Industriehafens



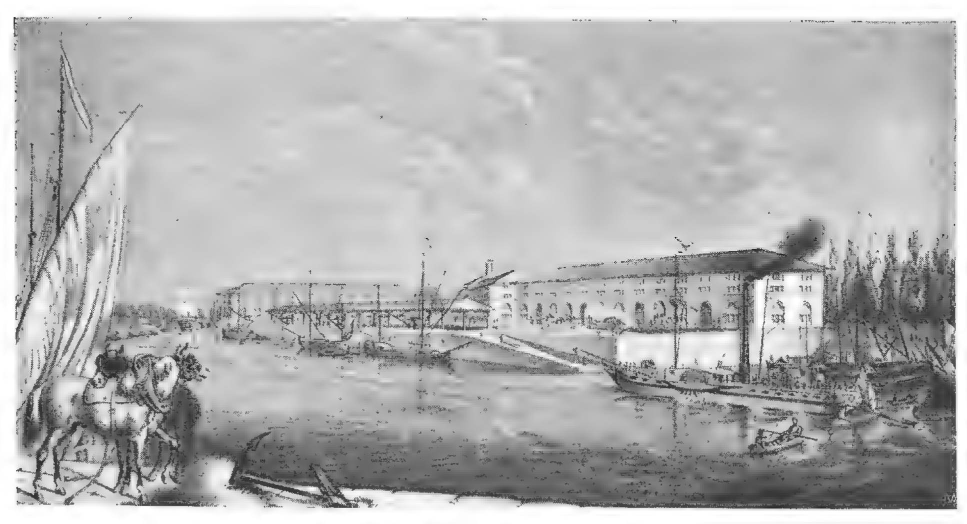
Der Rheinauhafen im Süden von Mannheim im Jahre 1903

späteren großen industriellen Entwicklung Mannheims (Seiden- und Tabakindustrie) bilden nur kleine Teile der Wirtschaft. Die Bemühung des Kurfürsten Karl Philipp, durch Erbauung des Kaufhauses (jetzt Neuen Rathauses) die Residenzstadt Mannheim zugleich zu einer Stätte des Handels, zu einem großen Messeplatz (wie Frankfurt) zu machen, bereichert zwar die Stadt um ein wundervolles Bauwerk, bleibt aber wirtschaftlich ein verfehlter Versuch. Diesem Status des Handels von der kurfürstlichen Zeit des 18. Jahrhunderts entspricht das Maß der Ausnützung der beiden Ströme zur Schiffahrt: es ist kümmerlich. Für einen planmäßigen Merkantilismus, wenn auch kleinen Formats, reichen an diesem Hofe Kräfte und Zeit nicht mehr aus.

Es würde also den historischen Tatsachen nicht entsprechen, wenn man Mannheims große Kurfürstenzeit des 18. Jahrhunderts in irgendeiner Beziehung als Vorläuferin oder Auftakt des großen wirtschaftlichen Aufschwungs im 19. Jahrhundert hinstellen wollte. Man kann im Gegenteil vielleicht sagen, daß der Charakter der Residenz der Entwicklung eines die politisch-soziale Form des Gemeinwesens mitbestimmenden Wirtschaftslebens nicht günstig war, ja daß die Abwanderung des Hofes nötig war, damit sich selbstbewußtes Bürgertum mit politischen und wirtschaftlichen Freiheitsidealen entfalten und in der Hoffnung auf soziale Geltung in größerer, über die Enge fürstlicher Machtgrenzen hinausreichender Form betätigen konnte. Residenzen sind eben nur selten günstige Standorte für wirtschaftliches Wachstum gewesen.

Merkwürdig ist die Rolle, die der Rhein im kurfürstlichen Zeitalter spielt. Zwar war er wie für jedes Gemeinwesen, das ihn suchte, auch für Mannheim von vornherein Schicksal, aber er war erst lange Zeit lediglich militärisches Bollwerk, natürlicher Schutzwall vor den künstlichen Erd- und Steinwällen der jungen Stadt und wurde bald genug auch an dieser Stelle wie seit Jahrhunderten an so vielen anderen politisches Streitobjekt. Als wirtschaftliche Kraftquelle bleibt er noch ungenutzt.

Der Wegzug des Hofes (1778) nach München bedeutete für Mannheim wirtschaftlich begreiflicherweise einen schweren Schlag, da er den Einwohnern zum guten Teil den Boden gewinnbringender bürgerlicher Tätigkeit entzog. Und doch hatte das pfälzische Kurfürstengeschlecht für Mannheim die Grundlagen bürgerlichen Wohlstandes geschaffen. Sonst wäre es nicht denkbar gewesen, daß sich Mannheims Bürgerschaft in den Zeiten der Revolution, der Revolutionskriege und der Herrschaft Napoleons so viel materielle, geistige und moralische Kraft bewahrt hätte, um sich der neuen Zeit, die nach der Befreiung Europas die technischen Erfindungen zunächst auf wirtschaftlichem Gebiete heraufführten, in einem Maße anzupassen, das Staunen erregen muß. Die führenden Kreise besaßen offenbar ebensoviel empfänglichen Sinn für die befreiende und fortschrittfördernde Wirkung der Technik wie für die politischen Freiheitsideale. Die Schleifung der Befestigungen im Jahre 1799 kann als Symbol für den Umschwung in dem die Bevölkerung beherrschenden Geist gelten. Gewiß genießt der Bürger in biedermeierischer Behaglichkeit die Festungsfreiheit vorläufig nur in Spaziergängen durch die auf den ausgeebneten Wällen und Gräben angelegten Gärten, die sich am Rhein und Neckar ausbreiten. Aber mit der Zeit geht ihm die größere Aufgabe auf, die ihm diese beiden Ströme auferlegen. Er begreift mit kaufmännischem Instinkt den tiefen Sinn und zunächst noch verborgenen Zweck der Tätigkeit des genialen Wasserbauingenieurs Oberst Tulla im jungen badischen Staat, dem Mannheim durch napoleonische Willkür zu-



Der Freihafen im Jahre 1840

geschlagen war. Es ist eigentlich der „Friesenheimer Durchstich", eine in der Wasserbaukunst berühmte Strombegradigung mit weitreichenden Folgen für die Landeskultur und Schiffbarmachung, durch die Mannheim seinen Anschluß an den Rhein findet, den Strom eigentlich erst für sich gewinnt. Damit ist für die Geschichte Mannheims ein neues Zeitalter angebrochen: das wirtschaftliche, und zwar die erste Phase, die des Verkehrs. Mannheim hat seine Bestimmung erreicht, und der Rhein ist der Stadt in einem neuen, größeren Sinne wiederum zum Schicksal geworden.

Allerdings hatte der Rhein schon in der napoleonischen Epoche eine neue Bedeutung erlangt, die der Wiener Kongreß auch nach dem Sturze Napoleons bestätigte: die der internationalen, von den einzelstaatlichen Stapelrechten und Zöllen befreiten Wasserstraße. Was die Wiener Kongreßakte zunächst programmatisch festlegte, erhielt seine genauere rechtliche Formulierung durch die Rheinschiffahrtskonvention vom Jahre 1831, die unter dem ebenso gebräuchlichen Namen „Mannheimer Akte" den Ruf Mannheims als eines wichtigen Schiffahrtszentrums international begründete, zumal da das zur Anwendung dieses Rechtsinstrument berufene internationle Verwaltungskollegium, die Zentralkommission für die Rheinschiffahrt, in Mannheim seinen Sitz erhielt. Der Beitritt Badens zum Zollverein im Jahre 1835 wies der Stadt und ihren durch weitschauende Männer vertretenen Wirtschaftskreisen noch eindeutiger und entschiedener den Weg zum Strom in eine große Zukunft.

Die Bändigung und Verlegung der beiden Stromläufe, die Anlage von Hafenbecken und befestigten Verladeufern und der Bau von Eisenbahnlinien gestalten das Stadtbild in wenigen Jahrzehnten in einem Maße um, wie es andere deutsche Städte kaum je erlebt haben. Wie die pfälzischen Kurfürsten in den beiden voraufgegangenen Jahrhunderten die bauliche Anlage der Stadt und ihrer Wohnstätten bestimmten, so war es auch im 19. Jahrhundert die Staatshoheit des neugeschaffenen Großherzogtums, nach deren Plan die Anlagen des Schiffahrts- und Eisenbahnverkehrs gebaut wurden. Aber die Zeiten hatten sich doch gründlich geändert. Mochte auch aufs Zeitalter der Revolution das der Restauration gefolgt sein, so viel Geltung



Westliche Ansicht des Freihafens mit Schiffsbrücke im Jahre 1840

hatte sich das schaffende Bürgertum schon erstritten, daß es von der Staatsobrigkeit gehört wurde, zum mindesten in wirtschaftlichen Fragen. Die Mannheimer Bürger- und Kaufmannschaft konnte ihre Wünsche bezüglich der Errichtung eines den Anforderungen der Zeit entsprechenden Hafens und der Erbauung der ersten Eisenbahnlinien bei der Regierung und der Kammer zu Gehör bringen und hatte einigen Erfolg damit.

Es ist selbstverständlich im Rahmen dieses Aufsatzes ganz unmöglich, auch nur skizzenhaft die bauliche Entwicklung der Mannheimer Verkehrsanlagen, der Häfen und der Eisenbahnen, im Laufe des 19. Jahrhunderts im einzelnen zu verfolgen. Wir müssen uns damit begnügen, uns das System dieser Verkehrsanlagen, wie es im Laufe der Zeit geworden ist, zu vergegenwärtigen und zunächst festzustellen, wie sie das Stadtbild veränderten. Dabei wird sich erweisen, wie die großen Verkehrsbänder, den Blutgefäßen des menschlichen Körpers vergleichbar, unter ihnen der Rhein als Hauptschlagader, den Stadtkörper zu einem mächtigen Wachstum bringen, und wie dieser Körper Fülle und Rundung bekommt. Es wird sich auch zeigen, wie er andere fördernde Einflüsse zu nutzen versteht und einen Charakter und eine Geistigkeit ausbildet, die man in übertragenem, aber bestem Sinne als Stadtpersönlichkeit bezeichnen kann.

Es ist selbstverständlich, daß der alte Hafen, der in den Jahren 1834—1840 entsteht, am Rhein, nicht am Neckar, gebaut wird, in unmittelbarem Anschluß an die vorhandene Zoll- und Schiffsanlegestelle mit Kran unterhalb der links hinterm Schloß nach der jenseitigen „Rheinschanze“ (dem heutigen Ludwigshafen) führenden Schiffs- (später Eisenbahn-) Brücke. Er wird unter Benutzung eines Stromarms angelegt, der die Mühlauinsel von der Stadt abtrennt. Damit ist die Mühlau als Hafenentwicklungsgebiet festgelegt. Auf dieser Mühlauinsel entsteht im Laufe der nächsten Jahrzehnte gemäß den Anforderungen technischen und wirtschaftlichen Fortschritts ein System von Hafen- und Eisenbahnanlagen des badischen Staates, das fast wie ein kunstvolles mathematisches Gebilde anmutet.

Wir stehen etwa am Ende der 70er Jahre und halten kurz Umschau. Der Tulla'sche Friesenheimer Durchstich, die Sehne des nördlich der Stadt und der Neckarmündung stark nach Osten führenden Strombogens, ist zur Schiffahrtsstraße geworden. Sehne und Bogen haben eine Insel (die „Friesenheimer Insel") gebildet. Die Neckarmündung ist von diesem Bogen weggezogen und in Dämme gezwungen worden, die sie in nordwestlicher Richtung quer durch den alten Strombogen, die Mühlau und die Südspitze der Friesenheimer Insel in den neuen gradlinigen Rheinlauf führen. Der alte Strombogen bleibt als Altrhein östlich von der Friesenheimer Insel zunächst tot liegen. Auf der Mühlau ist im Anschluß an den ältesten Hafenteil in nördlicher Richtung und in spitzem Winkel zum Stromlauf ein mächtiges Hafenbecken ausgehoben worden, 2 km lang, 120 m breit, der Mühlauhafen. Die Basis dieses Hafens, eben den alten Rheinhafen, hat man auf der andern Seite in spitzem Winkel zum Mühlauhafen (als „Verbindungskanal") zum neuen Neckarmündungslauf fortgeführt und den letzteren auf der Stadtseite gleichfalls als Verladeufer ausgebildet. Dieses, zwischen Rheinstrom und der Neckarmündung ausgebaute Hafengebiet ist etwa so groß, wie die alte, von Schloß und Ring umgebene kurfürstliche Stadt. Die beiden Schiffsbrücken über den Rhein und Neckar sind durch feste Brücken ersetzt. Im Süden haben sich der Stadt gegen den Rhein hin etwa parallel zum Neckarlauf mit der Zeit breite Bahnhofsanlagen vorgelagert. Damit hat der Großverkehr die Stadt fast wortwörtlich in seine Bande gezwungen. Der Verkehr und die mit ihm verbundenen Wirtschaftszweige, Schiffahrt, Spedition, Umschlags- und Werftbetrieb, Lagerei, Warengroßhandel, beherrschen — auch äußerlich — das Stadtbild. Die Stadt hat bewußt die Entwicklung schöner Wohnstraßen an den Ufern der beiden Flüsse der Ausbildung ihres Wirtschaftskörpers geopfert.

1880 hat der Güterumschlag in den Häfen 1 Million t erreicht. Das Stadtgebiet umfaßt damals rund 2400 ha, die Bevölkerungszahl beträgt rund 54 000.

1913 zählte die Stadt Mannheim 227 000 Einwohner. Der Güterumschlag betrug 1913 in sämtlichen Mannheimer Häfen 7,4 Mill. t

Was erklärt diesen beispiellosen Aufschwung in der Zeitspanne einer Generation?

Mannheim hatte Ende der 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts eine neue Phase seiner Entwicklung angetreten: die zur großen Industriestadt. Wohl hatten schon in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts einige wagemutige und weitschauende Kaufleute auf der durch die kräftig emporblühende, junge Rheinschiffahrt geschaffenen Handelsbasis, die in klug geleiteten Privatbankgeschäften eine weitere Stütze fand, Betriebe nach der neuen industriellen Organisation und Technik errichtet. Es entstanden auf diese Weise die Vorläufer der heutigen Großmühlen und die Anfänge der heutigen großen Fabriken für landwirtschaftliche Maschinen, Schiffbau, Kranen, Eisenbahnbedarf, Armaturen, chemische Erzeugnisse. Da sie damals außerhalb der Wohnstadt, einige im Hafengebiet, andere wieder an der äußersten Peripherie lagen, stellen sie, soweit sie sich später nicht eine günstigere Lage im Weichbild suchten, mit ihren im Laufe der Jahrzehnte zu großen Komplexen ausgedehnten Baumassen einige Industriereste im jetzigen Wohngebiet dar. Aber die große Entwicklung dieser älteren Industriebetriebe und die Ansiedlung und das überraschend schnelle Emporblühen zahlreicher neuer, die Ausbildung ganz neuer Industriezweige — das alles ging erst vor sich, als im neuen Deutschen Reich die staatsmännische Kunst und die kluge Wirtschaftspolitik Bismarcks die Voraussetzungen dafür geschaffen hatte. Allerdings gehörte dazu, daß diese Führung durch einen großen Staatsmann und

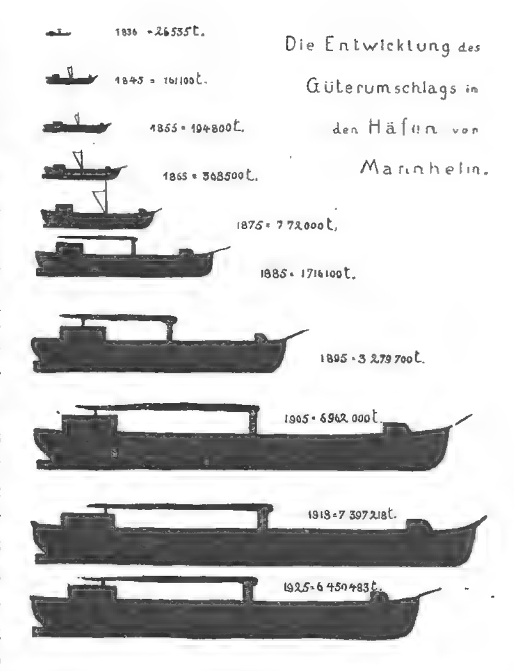


Mannheim aus der Vogelschau vom Süden aus gesehen. 1869



Mannheim aus der Vogelschau von Norden aus gesehen im Jahre 1926

die wachgerufene Initiative des privaten Unternehmertums bei der badischen Staatsregierung und nicht minder, ja erst recht bei der städtischen Verwaltung Verständnis und Unterstützung fanden. Das war erfreulicherweise in hohem Grade der Fall. Der badische Staat hat zunächst und vor allem beim Ausbau des Rheins zur Großschiffahrtsstraße bis Mannheim zu seinem Teile mitgewirkt, gewiß im wohlverstandenen eigensten Interesse des Landes, weil auf diese Weise die badischen Staatshäfen in Mannheim im Umschlagsverkehr den badischen Bahnen immer größere Frachtmengen nach Süddeutschland, der Schweiz und den noch weiter südlich gelegenen Ländern vermittelten. Und als dann der badische Staat in selbstverständlicher Wahrung der Gesamtinteressen des Landes und des Reichs an einer Fortführung der Regulierung des Rheins bis Karlsruhe und weiter bis Straßburg nach Kehl teilnimmt und die in diesen Städten entstehenden neuen Häfen nach und nach Teile der von den Rheinsee- und Ruhrhäfen kommenden Schiffsgütermengen zum Umschlag übernehmen, also die Steigerung des Mannheimer Umschlagsverkehrs sich bedenklich verlangsamt, da schafft die Mannheimer Stadtverwaltung, in völligem Einklang mit den führenden Wirtschaftskreisen der Industrie neue günstige Entwicklungsbedingungen in größtem Stil.



Sie nimmt in rascher Folge im letzten Jahrfünft des vorigen Jahrhunderts die Eingemeindung der unmittelbar an sie angrenzenden, wirtschaftlich schon stark von ihr abhängigen großen Dörfer vor, wodurch sie ihre Gemarkung von 2400 ha auf 6600 ha vergrößert. Sie gewinnt damit weitere Siedlungsflächen, deren planmäßige Ausnützung für die Schaffung von gesunden Wohngebieten, in der Hauptsache für die arbeitende Bevölkerung, und von geschlossenen Industriebezirken mit günstiger Lage an Wasser und Bahn ihr dadurch erleichtert wird, daß sie beträchtliches Gemeindeeigentum miterwirbt. Ihre Fortsetzung und ihren vorläufigen Abschluß findet diese Eingemeindungspolitik im letzten Jahrzehnt vor dem Kriege durch eine Ausweitung im Osten an beiden Neckarufern, die die Stadt um neue gesunde Wohngebiete bereichert, und durch Angliederung des nördlichsten und südlichsten Vororts, die beide am Rhein liegen. Mannheim erfährt auf diese Weise eine Erhöhung seiner Längsausdehnung am Strom auf 23,5 km und schafft sich nahezu unbegrenzte Möglichkeiten zur Anlage neuer Häfen. Die Stadt hat heute — 1927 — eine Gemarkungsfläche von rund 11 000 ha und $^1/_4$ Million Einwohner.

Die stärkste Aktion für die Fortentwicklung zur industriellen Großstadt unternimmt die Stadt um die Jahrhundertwende mit der Schaffung eines besonderen städtischen Industriehafens. An dem durch den Friesenheimer Durchstich entstandenen toten Rheinarm nördlich der neuen Neckarmündung, dem Altrheinbogen, hatte sich in der nördlichen Hälfte schon Großindustrie angesiedelt. Die Stadt baute nun in der südlichen, dem Stadtkern nächstgelegenen Hälfte in mehreren Etappen im Laufe von



Kran- und Lagerhallenfront am Mühlauhafen (Aquarell von Dillinger 1926)



Speicher am Mühlauhafen (Photographie 1926)



Die Rheinbrücke (Ölbild von Xaver Fuhr 1927)

etwa 10 Jahren vor und nach der Jahrhundertwende mit einem Aufwand von annähernd 10 Millionen Mark den „Industriehafen“ als ein besonderes Hafensystem (das zweite neben den Staatshäfen) aus, das in erster Linie der Ansiedlung von Industriebetrieben, nicht von Umschlagsunternehmungen, dienen soll. Heute umfaßt dieses Gebiet über zweihundert Firmen von sehr verschiedener Größe. Etwa zu gleicher Zeit ist durch die private Initiative der rheinisch-westfälischen Schwerindustrie im äußersten Süden der Stadt das dritte Hafensystem, der „Rheinhafen“, ausgebaut worden, in der Hauptsache für die Zwecke des Kohlenumschlags, aber auch zur Aufnahme besonders ausgedehnter Betriebe der chemischen Großindustrie. Im übrigen haben sich in den beiden Jahrzehnten vor und nach der Jahrhundertwende in der weiten städtischen Gemarkung auch abseits der Wasserstraßen, an den Eisenbahnlinien, Komplexe der Maschinen-, Motoren-, Elektrizitäts-, chemischen Industrie ausgebildet, zum großen Teil auf ursprünglich städtischem Geländebesitz, sodaß die Stadt auch bei diesen Ansiedlungen auf Planmäßigkeit bei der Erschließung durch Straßenzüge und der Scheidung von Arbeitsstätten und Wohnvierteln Bedacht nehmen konnte. Hand in Hand mit der Industrie hat sich das Bankwesen entwickelt, sodaß heute außer den alten heimischen Banken die meisten deutschen Großbanken in Mannheim bedeutende Zweigniederlassungen unterhalten. Auch zum Sitz großer Handelskonzerne ist die Stadt geworden. Das Ruhrkohlenkontor hat seinen Hauptsitz nach Mannheim verlegt. Das rheinische Braunkohlensyndikat unterhält sein süddeutsches Verkaufskontor in Mannheim, und der erst jüngst gebildete Konzern der süddeutschen Zuckerfabriken hat gleichfalls Mannheim zu seinem Sitz erwählt.



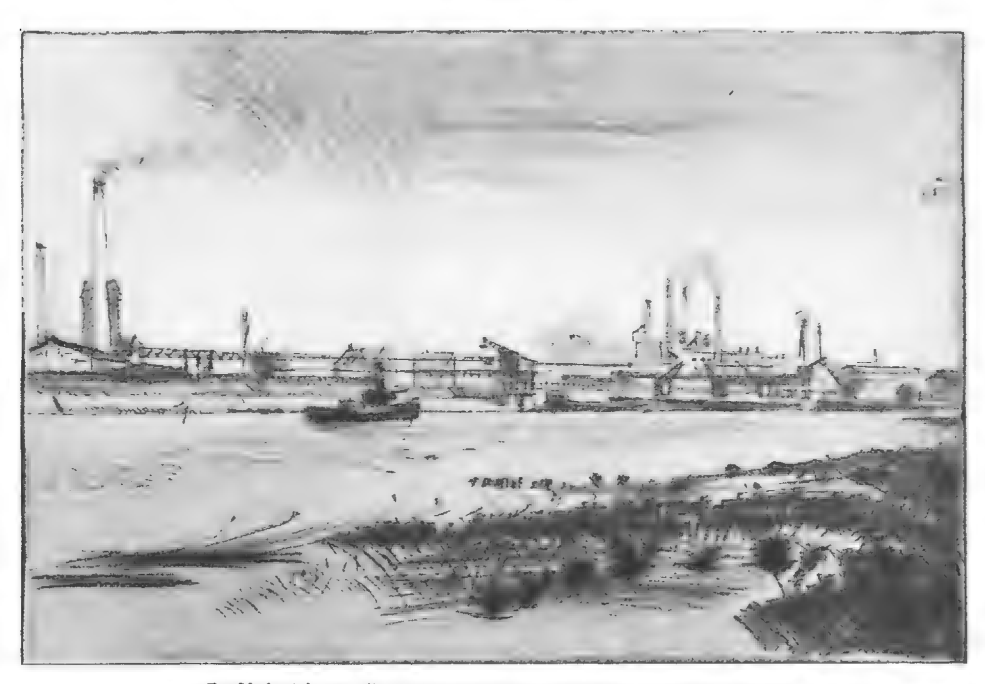
Der städtische Industriehafen (Ölbild von Xaver Fuhr 1927)

Als zwingende Folge der großen Eingemeindungen, der Schaffung neuer Hafenbezirke und des Wachstums der Industrie ergibt sich für die Stadt die Notwendigkeit, ganz abgesehen von dem erforderlichen Ausbau des Straßennetzes, der Wasserversorgung und Entwässerung, genügende lokale Verkehrsmöglichkeiten vor allem zur Beförderung der Arbeiterschaft zu schaffen. Sie erfüllt dieses Bedürfnis durch den Ausbau eines verzweigten Straßenbahnnetzes, den Bau von Vorortbahnen nach Weinheim an der Bergstraße und in die Pfalz bis nach Bad Dürkheim, neuerdings durch die Einrichtung einer Autoomnibuslinie nach Schriesheim an der Bergstraße. Die Versorgung mit Licht und Kraftstrom regelt sie durch die Anlage eines städtischen Elektrizitätswerks und die nach dem Kriege auf städtische Initiative und unter starker städtischer Beteiligung erfolgte Anlage eines Dampfgroßkraftwerkes am Rhein in der großzügigsten Weise. Zugleich baut sie das städtische Gaswerk so vollkommen aus, daß sie in der Lage ist, die Ferngasversorgung der Orte bis zur Bergstraße zu übernehmen.

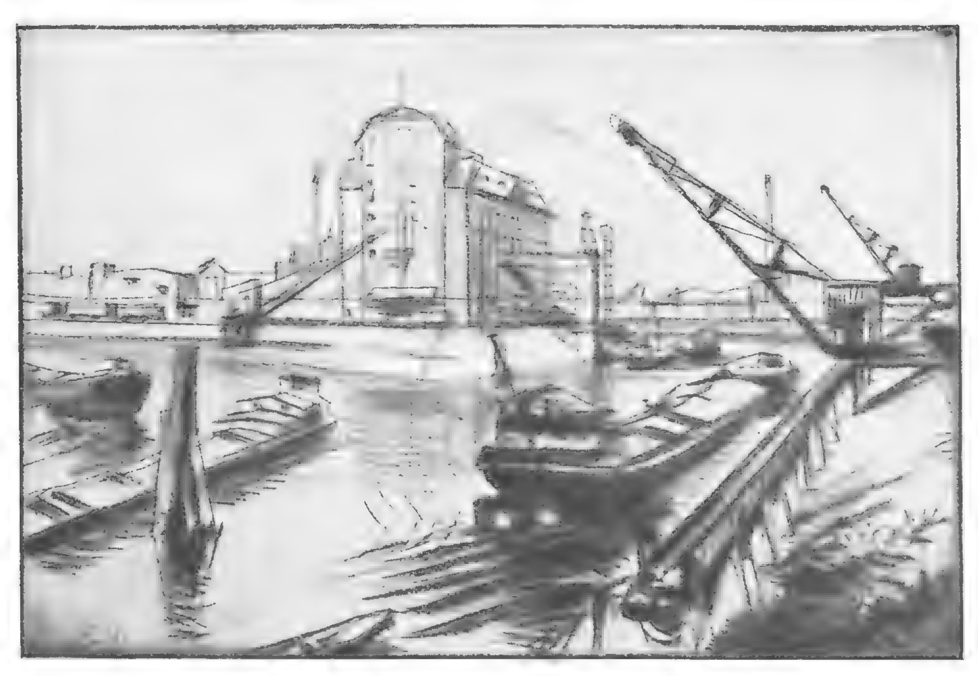
Aber die Stadt versteht es auch, den fortschreitenden Wohlstand für ihren Ausbau zur schönen und gesunden Wohnstadt zu nützen. Es entsteht im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts durch Erschließung und Verwertung eines großen städtischen Geländekomplexes das große, vornehme Villenviertel der Oststadt und im Norden am Wald für Kleinsiedlungen noch vor dem Kriege die Gartenvorstadt Waldhof. Eine neue, noch vor dem Kriege in Kraft getretene Bauordnung sorgt dafür, daß die neuen Wohngebiete, auch die geschlossenen, reichlich Luft und Licht erhalten, und in dem Jahrzehnt nach dem Kriege hat sich die Wohnbauförderung der Stadt Mannheim



Der Rhein zwischen Mannheim und Ludwigshafen (Radierung von W. Otto 1926)



Großindustrie am Sandhofer Altrhein (Radierung von W. Otto 1926)



Vor der Industriehafenschleuse (Radierung von W. Otto 1926)



Die Mannheimer Schleuse des Neckarkanals im Bau (Radierung von W. Otto 1926)



Abendstimmung vor dem Waldpark am Rhein (Radierung von W. Otto 1926)

nach Ausmaß, Organisation und Form unter den deutschen Städten einen Platz in der vordersten Reihe gesichert. Auch an der Schaffung von Park- und Sportanlagen hat es die Stadt nicht fehlen lassen. Der Mannheimer Waldpark am Rhein gehört mit der — geflissentlich und nach dem Sinn des Stifters möglichst im Urzustande erhaltenen — Reißinsel zu den reizvollsten Parkanlagen, die in der Ebene gelegene Städte aufweisen können. Ein großes Stadion steht unmittelbar vor der Vollendung.

In treuer Bewahrung seiner Tradition als Zentrum des Verkehrs hat Mannheim in den letzten Jahren noch zwei neuen Verkehrsanlagen Raum geschaffen. Zunächst hat es sich in dem festen Vertrauen, daß die Wasserstraßen trotz aller gegenwärtigen Bedrängnis durch die Eisenbahn wieder einmal zur Geltung kommen werden — um so mehr, je weiter sie gespannt sind — für die Neckarkanalisierung als wesentliches Stück einer Rhein—Neckar—Donau—Großschiffahrtsstraße eingesetzt. Der Neckarkanal hat dem Mannheimer Stadtbild eine neue bezeichnende Linie eingegraben. Vor allem aber hat es Mannheim verstanden, sich auch im Luftverkehr schon einen Platz unter den ersten 10 deutschen Flughäfen zu erobern. Es hat im Osten der Stadt, nahe dem Wohnstadtkern, mitten im Weichbild, einen Flughafen geschaffen, der gelände- und flugtechnisch bei Fachleuten als einer der besten gilt. Es ist Mitbegründerin und Hauptbeteiligte an der Badisch-Pfälzischen Lufthansa, die ihren Sitz in Mannheim hat. 7 Fluglinien, darunter wichtige internationale, führen über Mannheim. 1825 Fluggäste sind im Sommer 1925 im Mannheimer Flughafen angekommen oder abgeflogen.

Es ist in Wahrheit staunenswert, dieses Wachstum eines Stadtkörpers im letzten halben Jahrhundert. Der Vergleich der Vogelschaubilder aus den verschiedenen Generationen gibt eine anschauliche Vorstellung davon. Man sollte nicht glauben, daß die wirtschaftliche Grundlage dieser Stadt je gefährdet sein könnte. Und doch ist es so, weil ihre Hauptlebensader, der Rhein, infolge der Tarifpolitik der Reichsbahn nicht mehr so schlagen und nähren kann wie früher. Das zu ändern ist ein Teilproblem der großen deutschen Wirtschafts- und Verkehrspolitik. Es kann hier nicht zur Erörterung gestellt werden. Das Verhängnis ist sein Zusammenhang mit dem Versailler Vertrag und seinen Folgen. Diese bloßen Feststellungen müssen hier genügen.

Damit wäre die Skizze des äußeren Bildes des Stadtkörpers ungefähr beendet. Sie zeigt einen überaus weiten Raum, der von einem Brennpunkte aus planmäßig und mit fortschreitend gesteigerter Energie und in immer größeren Formaten mit Leben ausgefüllt worden ist. Das Bild zeigt unbestreitbar eine starke geistige Beherrschung des Raumkörpers, den es zu gestalten gilt. Dem entspricht — und dieser kurze Seitenblick auf den Geist, der diesen Körper bewegt, sei noch verstattet — der geistige Reflex dieses lebendigen wirtschaftlichen Wachstums: klar, sachlich, nüchtern, von eisernem Willen beseelt, aber ins Weltweite gerichtet, beweglich, streitbar, erfüllt vom möglichen Zukünftigen und um dessen Gestaltung immer bemüht, dem Zeitgeist genügeleistend und doch stets unvollendet. Mannheim und seine Bewohner suchen in einem fort nach neuen Daseinsharmonien.



Historischer Saal der Handelskammer Mannheim
früher Kurpfälzische Lotterie-Direktion, später Palais Herding, Kösters, Oberrheinische und Mannheimer Bank

Der industrielle Aufbau Mannheims

Von Arthur Blaustein, Mannheim

Mannheim hat schon in der kurfürstlichen Zeit Industrie besessen, so die Seidenindustrie, ferner in dem damals auch politisch zu Mannheim gehörenden Frankenthal die berühmte Porzellanmanufaktur und vor allem die Tabakindustrie. Deren staatliche Fabrik des Spaniers Pancorbo von 1736 ging zwar nach kurzer Zeit ein, aber die Privatindustrie entwickelte sich derart, daß sie die französische Revolution überstand und wohl als älteste bodenständige Industrie betrachtet werden kann. Heute sind in der Stadt allerdings in der Hauptsache nur die Kontore und Sortieranstalten, die Fabrikation erfolgt im Landgebiet bis in die bayerische und hessische Pfalz, deren Zentrum in Tabakhandel und -Verarbeitung Mannheim geblieben ist. Sie beruht eben auf dem Klima der gesegneten oberrheinischen Tiefebene, das Maulbeer- und Feigenbäume, eßbare Kastanien und Weintrauben von unerhörter Süße sich entwickeln läßt, in dem Spargeln und Hopfen neben zahlreichen anderen Pflanzen und Handelsgewächsen gedeihen wie sonst kaum wo anders in Deutschland. In diesem Garten Deutschlands hat der Pfälzer Tabakbau die Industrie entwickelt, so sehr sie sich auch später, namentlich für Zigarrenherstellung, überseeischer Tabake bedient hat. Hier war auch die Grundlage für eine Reihe anderer Nahrungs- und Genußmittelfabriken gegeben, vor allem der Kon-

serveninduſtrie, deren Hauptſitz Schwetzingen wurde, und der Zuckerinduſtrie. Die landwirtſchaftlichen Grundlagen der Lage Mannheims, die ſich auch in der Bedeutung des Mannheimer Viehmarktes darſtellen, zeigen ſich auch darin, daß der Verwaltungsſitz der ſüddeutſchen Zuckerfabriken hierher verlegt wurde, daß die landwirtſchaftliche Maſchinen- und Motoreninduſtrie, Verkehrsmittel für die Landwirtſchaft, Mühlen und Teigwarenfabriken, Getreide- und Nahrungsmittelgroßhandel, holzverarbeitende Induſtrie und Handel ſich hier beſonders entwickelt haben, wenn auch ihre Erzeugniſſe und ihre Bedarfsartikel zum großen Teil einen viel weiteren Umkreis und Abſatz benötigen. Es genügt jedoch nicht, günſtige natürliche, klimatiſche Verhältniſſe zu beſitzen, neben den Naturgegebenheiten müſſen auch die politiſchen, Verkehrs-, Zollverhältniſſe günſtig ſein. Namentlich aber die perſönliche und die Gewerbefreiheit, die Zuzugsmöglichkeiten, freier Handel, freier Wettbewerb, freie Bewegung im In- und Auslande von Ort zu Ort ſind die Grundlagen wie anderer ſo auch der Mannheimer Induſtrie- und Handelsentwicklung geweſen, ſo ſehr man in den heutigen Zeiten wachſender Gebundenheit dies auch zu vergeſſen beſtrebt iſt. Aber ſchon das Drängen zur Freiheit, wie es ſich ſeit der franzöſiſchen Revolution mehr und mehr trotz zahlreicher Rückſchläge im öffentlichen Leben wie in der privaten Wirtſchaft ausprägt, brachte viele Entwicklungskeime zum Reifen. Sowohl aus dem Handel als auch aus dem Handwerk hat ſich in Mannheim Induſtrie entwickelt, und ſchon aus der alten Handelszunft entſtand 1808 das Handlungskomitee zur Schaffung einer Mannheimer Spedition und Schiffahrt.

In Mannheim ſollte der Zunftzwang beſeitigt ſein, das war die Abſicht des fürſtlichen Gründers, der an dieſer alten rheiniſchen Zollſtätte ein neues pfälziſches Handelszentrum ſchaffen wollte. In erſter Linie war es bei den Handels-Privilegien auf die Zuziehung von Ausländern, flämiſchen und walloniſchen Koloniſten abgeſehen, die Textilinduſtrie ſchaffen ſollten, den Tabakbau brachten und tatſächlich in nicht geringer Zahl aus Frankreich und den Niederlanden, woher ſie um ihres Glaubens willen auswanderten, ankamen. In vier Sprachen waren die Zollprivilegien gehalten. Mit Recht weiſt Profeſſor Walter in ſeiner Geſchichte Mannheims darauf hin, daß politiſche, militäriſche, religiöſe und wirtſchaftliche Erwägungen zuſammenwirkten, um das Experiment des neuen Waffen- und Handelsplatzes in die Wege zu leiten. Die militäriſchen Erwägungen vernichteten bald die junge Stadt, aber nach ihrer Neugründung 1652 waren Gewerbe- und Zollfreiheit mehr noch als bei der erſten die Grundlage der Stadtbildung. Diejenigen Kräfte, durch die Mannheim entſtanden iſt, haben es auch immer wieder groß werden laſſen. Es hat ſich entwickelt im Gegenſatz zu den zünftleriſchen Neigungen ſeiner eigenen Handelsleute und Gewerbetreibenden durch immer neue Heranziehung von Perſönlichkeiten und Unternehmungen, nicht nur, wie urſprünglich, aus dem Auslande, ſondern vor allem aus den verſchiedenſten Teilen Deutſchlands. Nord- und ſüddeutſche Elemente in gleichem Maße, von den letzteren die benachbarten Württemberger, Badener, Pfälzer und Heſſen, dann im weiteren Niederrheiner, Saarländer und Elſäſſer, auch Frankfurter und rechtsrheiniſche Bayern haben an der wirtſchaftlichen Entwicklung der Stadt und ihrer Induſtrie mitgewirkt. Es iſt ein Hort der Glaubensfreiheit geblieben. Chriſten und Juden, Evangeliſche, Katholiſche und Altkatholiſche, auch Freireligiöſe ſind in einer Miſchung vertreten wie ſelten ſonſt und kommen gut miteinander aus. Die zunftfreien Gewerbe, im Handel vor allen Dingen der Getreidehandel, entwickelten ſich hier ſtärker als anderswo. Aus den benachbarten pfälziſchen, heſſiſchen, württembergiſchen und badiſchen Orten ſind Betriebe der Induſtrie und des Handels, des Verkehrs- und Bankweſens nach Mannheim verlegt worden.

Mannheim hat aber auch wiederholt Abwanderungen selbst industrieller Werke, nach noch günstiger gelegenen Plätzen erfahren müssen, doch immer wieder kam neuer Zuzug.

Aus dem Getreidehandel und aus den Kundenmühlen, ja zum Teil Großmühlen, die von Weinheim, Schifferstadt, Neckargemünd usw. kamen, entwickelte sich an der Rheinstraße die Mühlenindustrie neben Neugründungen, die gleich den Rhein-Neckarplatz bevorzugten. Der Grenzcharakter Mannheims mit seiner Lage in der politisch und religiös zersplittertsten Ecke des alten Reiches, dem auch heute noch so mannigfaltigen Südwestdeutschland, kommt auch in seiner Industrie zur Auswirkung. Französischen Ursprungs ist die Spiegelmanufaktur Waldhof, in den fünfziger Jahren gegründet, mit eigener Arbeiterkolonie, die französische Straßennamen, Schulen usw. noch bis Kriegsausbruch führte, desgleichen die Gummiwarenfabrik Etablissement Hutchinson. Englischen Charakter trug die Sunlicht-Seifenfabrik, amerikanischen die Pfaudler-Werke A.-G., Schwetzingen. Der weitaus überwiegende Teil der Industrie aber trägt heute wie sonst rein deutschen Charakter, irgendwelche Überfremdung hat nicht stattgefunden. Wohl sind aber immer mehr Filialbetriebe der großen niederrheinischen Werke (Haniel, Thyssen — der südlich Rheinau einen eigenen Thyssenhafen baute —, Harpen, Stinnes usw.) des Kohlensyndikats und des Braunkohlen-Brikett-Vereins, des Mülheimer Kohlenkontors, Umschlags- und Lagerungsanlagen und Kohlenverarbeitungsstätten hier errichtet worden, sowie Umschlagsplätze für Hüttenerzeugnisse.

Ohne die Entwicklung des Rheins in technischer Beziehung als freie Verkehrsstraße und Hauptlebensader Mittel- und Westeuropas wäre die Entwicklung Mannheims nicht möglich gewesen. Mit der Rheinfreiheit, der Gewerbefreiheit, der politischen Freiheit Deutschlands entwickelt sich Mannheim und seine Industrie. Darum ist Lebensfrage für Mannheims weitere Entwicklung die Wiederherstellung des freien Rheins, des freien Handels, der Freizügigkeit — in erster Linie der Freiheit Deutschlands. Der Rhein und die auf ihm beruhenden großen, oberrheinischen Schiffahrtsgesellschaften und die Kohle als Hauptverkehrsgut, bilden Grundlagen der Mannheimer Industrie, desgleichen die Eisenerzeugnisse von der Saar und dem benachbarten Lothringen, Luxemburg und der Ruhr, an die sich große Eisenhandelskonzerne anschließen.

Aus den verschiedensten Kraftquellen hat sich die Metall- und Maschinenindustrie Mannheims entwickelt. Aus dem Handwerk entstand Vögele mit seinen Eisenbahnbedarfsartikeln und Mohr & Federhaff, die berühmte Kranenfabrik, aus dem Handel und der Spedition von englischen landwirtschaftlichen Maschinen die große Fabrik landwirtschaftlicher Maschinen des Friedrichshafners Heinrich Lanz (1859), die ursprünglich eine Reparaturwerkstätte englischer Maschinen war. Erfinderische Köpfe, wie der Freiherr von Drais und Karl Benz sind als die geistigen (nicht wirtschaftlichen) Väter der inzwischen verschwundenen Fahrradindustrie und der zu großer Entwicklung gelangten Automobil- und Motoren-Industrie hier anzusehen. Die Entwicklung der Industrie stand in Wechselwirkung mit der Zunahme des Verkehrs, dem Wegfall des Rheinstapels und dem Beitritt Badens zum Zollverein. Denn die Industrie war vom Transport auf der Rheinstraße abhängig und diente anderseits dem Verkehr. Durch Zusammenwirken einer hiesigen und einer Mainzer Werft ist die Schiffs- und Maschinenbau-A.-G. entstanden. In Verbindung mit der Brauereiindustrie bildete sich aus einem Mannheimer, einem Frankfurter und später Wormser Unternehmen die Enzinger Unionwerke A.-G., die aber weit über ihre ursprüngliche Aufgabe hinaus andere Maschinenfabrikation aufnahm, ähnlich wie Vögele, Lanz

und Benz. Von Mainz her kamen die Hommelwerke (Werkzeugmaschinenfabrik), von den Armaturenfabriken ist die bedeutendste Bopp & Reuther, die wie andere Betriebe der Metall- und der chemischen Industrie auch im Auslande Filialfabriken besitzt. Auch ein eigenes Stahlwerk besteht in Mannheim-Rheinauhafen neben zahlreichen Eisengießereien. Heinrich Lanz ging während des Krieges auch zum Flugzeugbau über.

Im Anschluß an frühere textilindustrielle Unternehmungen entwickelt sich die Seilindustrie, aus der die Kabelindustrie entsteht, die mit einem Frankfurter Kupferwerk vereinigt wird, während von Frankfurt in Verbindung mit der elektrotechnischen Entwicklung Brown, Boveri & Cie., das große Schweizer Unternehmen seine deutsche Hauptfiliale nach Mannheim legt. Der andere große Schweizer Konzern, Gebrüder Sulzer, hat zwar seinen Fabrikbetrieb in Ludwigshafen, seine geschäftliche Zentrale aber jetzt in Mannheim. Zunächst als Filiale eines Hamburger Werkes wurde das Strebel-Heizkesselwerk gegründet. Die elektrotechnischen Unternehmungen (Rhein. Siemens-Schuckertwerke, Rhein. Elektrizitätsgesellschaft, Brown, Boveri & Cie., Stotz, Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft usw.) stehen alle in Verbindung mit den großen Elektrizitätskonzernen, deren einer — Brown, Boveri & Cie. — hier seinen deutschen Hauptsitz hat.

Nicht immer sind rein wirtschaftliche Gründe maßgebend, um hier Unternehmungen ins Leben zu rufen. Der Zug nach dem Süden ist nach wie vor auch in deutschen Unternehmerkreisen stark, trotz der standortmäßig günstigeren Lage im Norden. Verwandtschaftliche und sonstige persönliche Beziehungen spielen bei Errichtung von Unternehmungen eine Rolle. Ein Hauptanziehungsmittel aber war in Mannheim stets die großzügige Kreditgewährung, wie sie die alten, großen, nunmehr in Gesellschaftsformen übergegangenen Privatbankgeschäfte, besonders von Ladenburg und Hohenemser (Südd. Disconto-Gesellschaft und Rheinische Creditbank) seit dem Ausgang des 18. Jahrhunderts als Spezialität, möchte man sagen, pflegten. Ohne ihre Hilfe hätte manches Unternehmen über Krisenzeiten, die ja früher noch häufiger waren als im jetzigen Zeitalter der Scheinkonjunkturen, sich nicht über Wasser halten können. Die großzügige Hilfe, die Mannheim oft erfahren hat, gewährt es auch seinerseits gegenüber Unglücksfällen, wie dem von Oppau und dem Pfalzbank-Krach. Es beweist damit aber auch den engen Zusammenhang, den es nach wie vor mit seinen benachbarten, politisch getrennten Wirtschaftsgebieten, besonders Ludwigshafen und der Pfalz, bewahrt hat. Trotz manchen Wettbewerbs, trotz der zeitweiligen Rheinzollgrenze und der länger währenden der Besetzungszone ist dieser Zusammenhang so stark wie je, und immer wieder tönt der Ruf nach einem wirtschaftlichen Zusammenschluß von Nordbaden, Südhessen und der Pfalz. Der Zusammenhang ist vorhanden nicht nur in der Metallindustrie, der Mühlenindustrie (Ludwigshafener Walzmühle), der Schiffahrt, sondern und vor allem in der großen chemischen Industrie, deren gewaltigstes Unternehmen die Badische Anilin- und Sodafabrik in Ludwigshafen sich niederließ, nachdem ihr vor mehr als einem halben Jahrhundert die Kurzsichtigkeit Mannheims das nötige Gelände auf der badischen Rheinseite nicht zur Verfügung stellen mochte. Die chemische Industrie, von der Ansätze schon im 18. Jahrhundert in Form von Puder-, Stärkefabriken, Öl- und Krappmühlen, zu denen später Essigsiederei, Bierbrauerei, Branntweinbrennerei, Torfverkohlung, eine Bleizuckerfabrik kamen, ist nach Mannheim durch zwei Assistenten Liebigs aus Gießen getragen worden[1], nämlich Clemm-Lennig und Gundelach.

---

[1] Siehe die wundervolle Schilderung von H. Caro „Die Entwicklung der chemischen Industrie von Mannheim—Ludwigshafen“ (1904).

Die von Liebig begründete chemische Düngerlehre veranlaßte hier die Errichtung von Superphosphat- und Schwefelsäurefabriken; den Rübenfeldern der im Umkreis bestehenden Zuckerindustrie führte sie die Kalisalze zu. Aber außer aus dem nördlichen Hessen kam noch aus der entgegengesetzten Richtung, von Oberitalien, chemische Industrie nach Mannheim-Ludwigshafen. Vor mehr als 100 Jahren kam P. Giulini zunächst als Drogengroßhändler nach Mannheim. Das Drogengeschäft verkaufte er an Bassermann, die Schwefelsäurefabrik an Clemm-Lennig. Aus ihr entstand in Verbindung mit einer württembergischen Fabrik Böhringers der Verein chemischer Fabriken Mannheim-Wohlgelegen. Giulini ging nach Ludwigshafen und gründete dort eine Alaunfabrik, die eine Reihe weiterer Säuren und Erden später aufnahm. Die erste größere chemische Düngerfabrik in Südwestdeutschland rief Georg Karl Zimmer aus Frankfurt in Mannheim ins Leben. Der vor über 100 Jahren geborene Juwelier Friedrich Engelhorn beteiligte sich zunächst bei einer englischen Gasfabrik. Von dem Gasteer bis zu den Teerfarben war bei seinem Unternehmungsgeist nur ein Schritt und so gründete er mit Dr. Karl Clemm zusammen die Badische Anilin- und Sodafabrik. Karl Clemm schuf 1885 mit Karl Haas die Zellstoffabrik Waldhof. Wenige Persönlichkeiten, die meist von auswärts nach Mannheim kamen, haben also die chemische Industrie geschaffen. Zur selben Zeit, wo der Mannheimer Bürgerausschuß 1865 die Bedeutung dieser Industrie noch verkannte, half Engelhorn drüben in Ludwigshafen die Anilin-Fabrik schaffen, sein Mannheimer Bankier und Ratgeber war Seligmann Ladenburg. In der Zinkhütte auf dem Jungbusch war die Geburtsstätte der chemischen Industrie, hier wurde 1853 die Verhüttung der Zinkerze des Wieslocher Bergbaues geschaffen, 1860 die Mannheimer Portland-Zementfabrik, die später nach Leimen an der Bergstraße abwanderte. Hier stand die Wiege der Anilin-, Fuchsin- und Alizarinindustrie. Hier wurde Benzol aus dem Steinkohlengas der städtischen Gasfabrik gewonnen. Hier war die erste Ansiedelung der Boehringer-Engelhornschen Chininfabrik, die 1872 von Stuttgart nach Mannheim verlegt wurde und endlich die ebenfalls aus einem Kolonialprodukt Speisefette herstellende Palminfabrik von Schlinck, bis letztere nach dem günstiger gelegenen Hamburg abwanderte. Die Zellstoffabrik hat die Schäden, die der Krieg ihrem russischen Unternehmen gebracht hat, überwunden; ein Tochterunternehmen von ihr ist die Papyrus A.-G. Waldhof.

Von Bensinger und Lenel wurden die der chemischen Industrie nahestehenden Weltunternehmungen für Zelluloidherstellung und -Verarbeitung — Rheinische Gummi- und Zelluloidfabrik und Fabrik wasserdichter Wäsche (Zelluloid- nicht Gummiwäsche) — ins Leben gerufen. Ebenfalls eine Engelhornsche Gründung ist die Mannheimer Gummi-, Guttapercha- und Asbestfabrik. Die Industrie-Agglomeration, welche die Verarbeitung von Halb- und Nebenerzeugnissen, Rückständen usw. möglich macht, zeigt sich z. B. daran, daß die Metallindustrie Kessel und Apparate für die chemische Industrie herstellt, wie z. B. das Memagwerk, das jetzt Vögele gehört. Auch die Deutsche Steinzeugwarenfabrik in Friedrichsfeld bei Mannheim arbeitet mit einem großen Teil ihres Unternehmens für die chemische Industrie. Aber nicht nur chemische und Metall-, sondern auch Papier- (Rheinische Papiermanufaktur), Gummi-, Steine- und Erden-, Holz- und Schnitzstoff-, Webstoff- (Korsettfabrik früher in Rappenau) und Säckefabriken, Lederindustrie (besonders in Weinheim) alle greifen ineinander und werden ihrerseits wieder von den zugehörigen Handels-, Verkehrs-, Versicherungs- und Bankunternehmungen unterstützt. Auch die Tief- und Hochbauunternehmungen, deren bedeutendste Firma Grün & Bilfinger württembergische Leiter besitzt, wirken hier zusammen in der Symphonie industriellen

Schaffens. Die Hafenanlagen, von denen nicht nur der Industriehafen, sondern besonders auch der Rheinauhafen Industrieansiedelung gefördert haben, die bevorstehenden Kanalbauten geben immer neue Anregung für wirtschaftliche Betätigung. Vielfach war es billiges Gelände in den Hafenanlagen, das industrielle Unternehmungen zum Entstehen oder zur Ansiedelung gebracht hat, vielfach auch die Absatzmöglichkeit an städtische Unternehmungen, an die verschiedensten benachbarten Städte des In- und Auslandes.

Verkehrshemmnisse infolge der Besetzung, wie die Abtrennung von Elsaß-Lothringen, dem Saargebiet und wirtschaftlich Luxemburg, die kurzsichtige Eisenbahntarifpolitik, die nicht berücksichtigt, daß wir hier in Baden als Grenzgebiet gegenüber Frankreich schonungsbedürftiger sind als die Seeplätze und das innere Deutschland, und daß die Unterstützung Mannheims gegenüber Straßburg heute eine deutsche Lebensfrage ist, die Konzentration der letzten Jahre haben dazu geführt, daß das Wirtschaftsleben Badens und insbesondere Mannheims schwere Rückschläge erhalten hat. Es gibt nur noch 7—8 Konzerne mit dem Sitz in Mannheim.

Die großen Umsatzziffern, mit denen Mannheim früher sich rühmen konnte, sind zurückgegangen. Aber die Bevölkerung lebt nach wie vor in der Hauptsache von Industrie, Handel und Verkehr, wie die Berufszählung vom Jahre 1925 zeigt. Die Zahl der darin beschäftigten Personen betrug 119 000, davon 29 000 weibliche, 71 000 Arbeiter. Gewerbliche Betriebe gab es 12 500. Von den beschäftigten Personen gehören 32 000 zur Metallindustrie, 14 000 zur chemischen und ihr verwandten Industrien, 8000 zu Textil- und Bekleidungsgewerbe, je 7000 zum Nahrungsmittel- und Baugewerbe, 10 000 zum Verkehrswesen, 25 000 zu Handel und Banken. Für all diese buntgemischte Bevölkerung soll Mannheim Heimat werden und ist es vielfach geworden.

Unbeeinträchtigt bleibt nach wie vor die Rührigkeit der Bevölkerung, die sich aus der seit der Gründungszeit immer wieder fortsetzenden Mischung von verschiedenartigen Elementen stets erneuert und die sich vor allen Dingen auch in einer lebhaften Auffassungsgabe und damit zusammenhängenden Geschicklichkeit breiter Volksmassen kundtut. Die namentlich für süddeutsche Verhältnisse nicht immer leicht zu behandelnde, leicht erregbare Arbeiterschaft hat ihre Arbeitsfreude zu einem erheblichen Teil wieder gefunden und aus dem Zusammenwirken von Arbeitgeberfunktionen und Arbeitsleistung können die transport- und preisorientierten Hemmnisse überwunden werden.

Noch heute gilt das Wort des preußischen Bundestagsgesandten von 1858, Otto von Bismarck:

> „Mannheim ist weitaus der bedeutendste Handelsplatz des Landes, dessen Wichtigkeit aber von den Anordnungen einer umsichtigen und intelligenten Verwaltung des Landes abhängig bleibt. So gewiß, als Mannheim bei richtiger Unterstützung der Regierung zum Mittelpunkt eines großartigen Verkehrs erhoben werden kann, ebenso sicher ist es, daß diese Stadt rückwärts gehen muß, wenn ihre Interessen denjenigen anderer Lokalitäten hintangesetzt werden."

Die furchtbare Wahrheit dieses Bismarck-Wortes scheint sich heute zu bestätigen. Aber die Bevölkerung beruhigt sich nicht mit der Tatsache, daß die Zeiten ungünstig sind. Der heimattreue Mensch will leben; er wird die schweren Zeiten, die Mannheim so oft in seiner kurzen Geschichte erlebt hat, überwinden. Doch Freundeshilfe dazu tut not.



Aus dem Mannheimer Binnenhafen (Rötelzeichnung) Hans Bruck, Mannheim



Häuser in Mannheim (Ölbild) — Walter Eimer, Mannheim



1. **Waldohreule aus dem Käfertaler Wald** (Reiß'sche Sammlung im Zeughaus)

Die Reißinsel als Naturschutzgebiet

Von Wilhelm Föhner, Mannheim

Staat und Gemeinde betrachten es heute als unabweisbare Aufgabe, Kulturgut früherer Zeit in sichere Pflege zu nehmen. Man hat für historisch wertvolle Bauten und Denkmäler einen besonderen Schutz geschaffen; man richtet Museen ein, um Zeugen vergangenen Lebens wieder beredsam zu machen. Während aber diese Maßnahmen mit einer gewissen Selbstverständlichkeit sich vollziehen, treten zahlreiche Hindernisse auf, wenn ähnliche Sorge aufgewendet werden soll, Kleinode landschaftlicher Art in ihrer Ursprünglichkeit zu erhalten und vor Zerstörung zu bewahren. Der Naturschutz steht in Deutschland erst am Anfang seiner Verwirklichung und beginnt nur langsam und mühevoll sich durchzusetzen. Um so erfreulicher ist es deshalb, feststellen zu können, daß in Mannheim neben einer großzügigen Ausgestaltung der Museen auch die zielvolle Pflege der Natur schon seit langem zu ihrem vollen Recht gekommen ist. Unsere Reißinsel oder, wie sie früher hieß, die Fasaneninsel ist Gegenstand des Naturschutzes seit 1885.

Wie nun mancherlei günstige Umstände dazu gehören, daß irgend ein Prunkstück die Zeiten überdauert und schließlich in den Gewahrsam eines Museums gerät, so ist auch der Besitz und die Erhaltung einer Landschaft von Glück und Zufall abhängig. Am



2. Eichelhäher von der Reißinsel (Reiß'sche Sammlung)

24. November 1825 wurde zwischen Baden und Bayern ein Vertrag abgeschlossen in bezug auf die Rektifikation des Rheines. In der Nähe Mannheims wurde ein Durchstich bei Friesenheim geplant, und außerdem sollte das S, in dessen beiden Bögen Altrip und Neckarau liegen, durch eine gerade Stromstrecke ersetzt werden. Der Friesenheimer Durchstich wurde bereits 1826 in Angriff genommen. Für die Korrektionsarbeiten bei Altrip und Neckarau waren die Jahre 1828—1831 vorgesehen. Zum Glück für Mannheim! Denn im Jahre 1826 erhob insbesondere Preußen Einspruch gegen das Abschneiden der Rheinbögen mit der Begründung, daß eine Verkürzung des Rheinlaufes die Hochwassergefahr für die niederrheinischen Angrenzer vermehre. Infolge dieses Einspruches wurde 1832 der frühere Vertrag zwischen Baden und Bayern aufgehoben, „um jeden tunlichen Beweis voller Berücksichtigung der wenn auch unerwiesenen Befürchtungen zu geben, welche die Nachbar- und Uferstaaten des unterwärtigen Rheingebietes gegen die vollkommene Rektifikation bzw. Geradeleitung des Rheinlaufes erhoben haben[1]."

Es wurde nunmehr u. a. festgesetzt, daß die schon begonnene Arbeit bei Friesenheim zu vollenden sei, daß aber die Kürzungen bei Altrip und Neckarau unterbleiben sollten. Wäre auch die Korrektion bei Neckarau zur Ausführung gekommen, dann würde heute der Rhein, geraden Laufes von Südsüdosten kommend, quer durch die Felder zwischen Neckarau und Waldpark strömen und ungefähr beim Birkenhäuschen in den alten Rheinlauf einmünden. Stephanienpromenade, Waldpark und Reißinsel würden heute jenseits des Rheines liegen. So danken wir es also den niederrheinischen Uferstaaten, daß nicht nur die Fasaneninsel, sondern auch der Waldpark, unsere schönste und fast einzige Erholungsstätte, auf Mannheimer Seite geblieben sind.

[1] Diese Befürchtungen waren tatsächlich unbegründet. Nach freundlicher Mitteilung des Rheinbauamts liegt heute die Rheinsohle in unserer Gegend etwa einen Meter tiefer wie zur Zeit des Friesenheimer Durchstiches. Dementsprechend ist auch das Fassungsvermögen des Rheinbettes größer geworden.



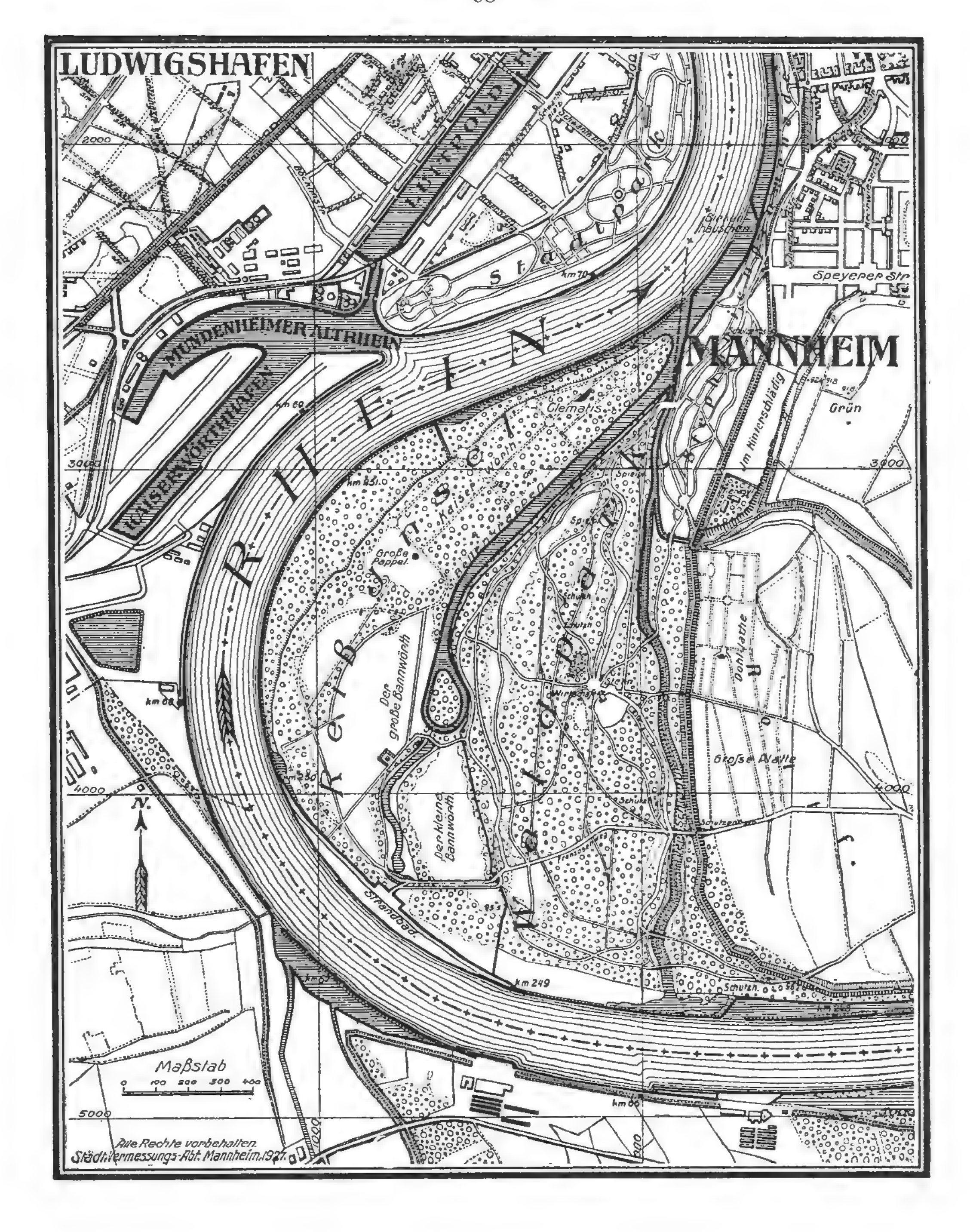
3. Turmfalke von der Reißinsel (Reiß'sche Sammlung)

Nochmals drohte große Gefahr, als im Jahre 1881 die beiden Konsuln Karl Reiß und Simon Hartogensis die Insel von dem Grafen Erich von Sparre-Cronenberg, Rittmeister in Karlsruhe, um den Preis von 100 000 Mark erwarben. Dieser Kauf geschah in der ausgesprochenen Absicht, auf der Insel eine große Ziegelei zu errichten, die zu einer Zeit, als am Rande Alt-Mannheims ganze Stadtviertel innerhalb weniger Jahre emporwuchsen, jedenfalls guten Gewinn gegeben hätte. Über die Insel selbst wäre aber eine Zerstörung sondergleichen gekommen, weil Kies die Unterlage der für den Ziegeleibetrieb brauchbaren Bodenmasse bildet. Durch den Abbau derselben würden deshalb im Landschaftsbild der Insel weitgedehnte und öde Kiesflächen mehr und mehr vorherrschend geworden sein. Eine derartige Verunstaltung der Insel zu verhüten, machte sich Reiß 1885 zum Alleinbesitzer derselben, und seither steht die Fasaneninsel unter Naturschutz. So konnte nur jemand handeln, der als Naturfreund reinsten Sinnes zu ehren ist. Für Reiß war die Insel ebensowenig ein Rechenexempel, wie dies für seine Jagden bei Neckarau oder jenseits des Rheines bei Neuhofen zutraf, wo die Rehe vertrauter Weise in ganzen Rudeln auf den Äckern standen, ohne sich am nahebei arbeitenden Bauersmann zu stören.

Den vorbildlichen Beziehungen, die zwischen Reiß und der Natur bestanden, schulden wir auch die Mittel zur Schaffung der nach ihm benannten Sammlung heimatlicher Tiergruppen[2], die einen Hauptinhalt des Städt. Museums für Natur- und Völkerkunde bilden.

Reiß war ungefähr 30 Jahre lang Schutzherr der Insel und hat in dieser Zeit geflissentlich vermieden, irgend eine grundlegende Änderung an ihr vorzunehmen. Ein gütiges Geschick ersparte ihm das Miterleben des Krieges. Im Alter von fast 71 Jahren starb er am 3. Januar 1914, nachdem er kurze Zeit vorher in großherziger Weise testamentarisch bestimmt hatte, daß die Stadt nach dem Ableben seiner

[2] Näheres über diese Biologien im 75. Jahresbericht (1908) des Mannheimer Vereins für Naturkunde.


LUDWIGSHAFEN
MANNHEIM
RHEIN
LUITPOLDH
MUNDENHEIMER ALTRHEIN
KAISERWÖRTHHAFEN
Stadtpark
Reißinsel
Waldpark
Clematis
Kaiserwörth
Große Pappel
Der große Bannwörth
Der kleine Bannwörth
Strandbad
Birkenhäuschen
Speyerer Str
Grün
Im Hintersdlädig
Große Wälle
Schutzh.
km 249
km 250
km 251
Maßstab
0 100 200 300 400
N.
2000
3000
4000
5000
Alle Rechte vorbehalten.
Städt. Vermessungs-Abt. Mannheim. 1927.



4. Reißinsel, Sperberhorst auf dem Dach eines alten Elsternestes (Reiß'sche Sammlung im Zeughaus)



5. Spechtschmiede aus dem Käfertaler Wald (Reiß'sche Sammlung)

Schwester in den Genuß der Insel gelange. Bereits Ende 1915 war auch der Tod von Frl. Anna Reiß zu beklagen.

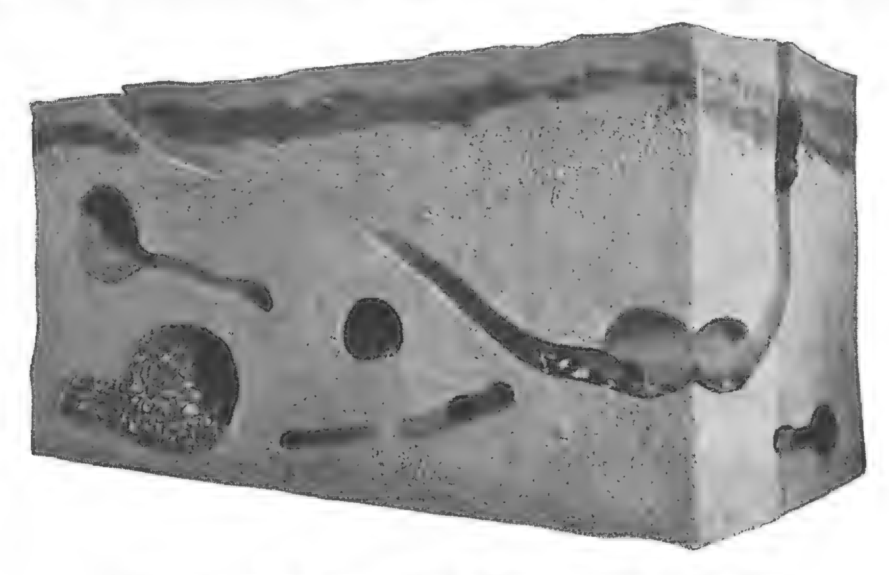
Die Stadtverwaltung war vor die schwierige, seither viel erörterte Frage gestellt, was aus der Insel werden solle, denn Reiß verlangt im Testament: „Die Insel ist möglichst in dem jetzigen Zustand zu erhalten und der öffentlichen, allgemeinen Benützung zu übergeben." Dadurch sind aber zwei Forderungen aufgestellt, die sich in hohem Grade gegenseitig ausschließen und nur erfüllt werden können, wenn man eine entsprechende Zweiteilung der Insel vornimmt. Eine solche Teilung ist im vorigen Jahr vollzogen worden durch die Anlage des Strandbades. Die zunehmende Gepflogenheit, im freien Rhein und Neckar zu baden, hat soviele Unzuträglichkeiten und Unglücksfälle verursacht, daß die Schaffung eines beaufsichtigten Strandbades nicht mehr länger zu umgehen war. Als Platz für dieses Bad konnte nur die Reißinsel in Betracht kommen, weil Mannheim kein anderes, ebensosehr geeignetes Badegebiet besitzt. In den Bereich des Strandbades ist aber der ganze Südteil der inneren Inselfläche gelangt und außerdem ein Kilometer schönstes Rheinufer mit einem breiten Streifen dahinterliegenden Landes.

Auf diese Weise ist zwar für öffentliche Nutzbarmachung der Insel weitgehend Sorge getragen worden. Gleichzeitig aber mußte notwendig gegen die andere Forderung des Testaments gehandelt werden, die Insel solle in ihrem bisherigen Zustand erhalten bleiben, denn die Umgestaltung eines Inselteiles kann nicht fundamentaler vor sich gehen, als dies durch die Bauten des Strandbades geschehen ist. Wenn also beim Strandbad der Wille von Reiß übergangen wurde, und wenn außerdem zum Zweck der Schnakenbekämpfung und durch die Schleife im Bellenkrappen schon manche Idylle auf der Insel zerstört wurde, dann sollte man um so mehr den übrigen Teil der Insel endgültig in unbestrittener Ruhe lassen zugunsten des von Reiß ausgeübten und testamentarisch gewünschten Naturschutzes.

Durch das Strandbad ist vollauf den Worten Genüge gegeben, mit denen Reiß gelegentlich die Insel als künftige Erholungsstätte für Mannheim bezeichnet hat. Ein ebenso großes Recht auf Erfüllung muß aber auch jenem anderen Wunsch zuteil werden, den Reiß wiederholt auf der Insel geäußert hat, indem er sagte: „Hier soll der Baum alt werden und stürzen, ohne daß menschliche Hand ihn fällt." Deutlicher kann man wohl kaum zum Ausdruck bringen, daß auf der Insel alles natürliche Geschehen sich ungestört entwickeln soll.

Es bleibt noch zu zeigen, daß die Stadt nicht nur testamentarisch gezwungen ist, die Insel in ihrer Eigenart zu erhalten, sondern auch kommenden Geschlechtern gegenüber eine gewisse Pflicht hat, einen letzten Rest sich selbst überlassener Natur in unserer Umgebung zu schützen. Wer die letzten fünf Jahrzehnte von Mannheims Entwickelung überblicken kann, weiß, wie sehr die Tier- und Pflanzenwelt unserer Nachbarschaft immer mehr verödet. Vor 45 Jahren gab es noch eine Reiherkolonie im Käfertaler Wald. Die seltene Wassernuß auf dem Feudenheimer Altneckar starb an den Abwässern der chemischen Fabrik Wohlgelegen. Das Torfmoor bei Sandhofen, eine naturwissenschaftliche Fundgrube, ist ausgetrocknet, weil Wasserwerke den Grundwasserspiegel dieser Gegend um 3—4 Meter gesenkt haben. Wo alte Rhein- und Neckarläufe mit Schilfwald, Buschwerk und Gehölz umgeben waren und vielfältiges Leben enthielten, stehen heute Lagerhäuser und Fabriken an viele Kilometer langen Hafenanlagen. Und wenn seit einigen Jahren auf unbenutztem Fabrikgelände der Rheinau zwei, drei Paare Steinschmätzer und Flußregenpfeifer nisten, so kann dies kein Ausgleich sein für eine artenreiche Gemeinschaft von Wasservögeln, denen man Brut- und Nahrungsplätze mit Sandmassen verschüttet und unter Bergen von Kohle begraben hat.

Es hat keinen Zweck, dies Klagelied noch weiter auszuspinnen, denn die Eingriffe in unsere Umgebung mußten geschehen zur Lösung menschlicher Existenzfragen. Wenn aber die Stadt Mannheim groß geworden ist und dadurch sich nährt, daß sie



6. Hamsterbau aus dem Neckarauer Feld mit Vorrat an Gerste und Kartoffeln
(Reiß'sche Sammlung im Zeughaus)



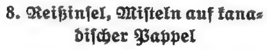
7. Reißinsel, Misteln auf der „großen Pappel"

— mehr wie jede andere Stadt — fast ihre gesamte Umgebung für Handel und Industrie umgeformt und ausgebeutet hat, dann ist sie auch — mehr wie jede andere Stadt — verpflichtet, innerhalb der Gemarkung eine letzte Freistätte für die im Untergang begriffene Tierwelt einzurichten.

Die Eignung der Insel zu einer Art von Naturschutzpark ist begründet in ihrer Entstehung aus drei früheren Rheininseln, dem kleinen Bannwörth, dem großen Bannwörth und dem Kaiserwörth. Durch Eintiefung des Rheinbettes, durch Auflandung bei Hochwasser, zum geringen Teil auch durch künstliche Aufschüttung sind diese Inseln zu einer Einheit, der Fasaneninsel, zusammengewachsen, deren Teile jedoch noch gut erkennbar sind.

Nur kurze Zeit hätte es noch gedauert, daß auch der Bellenkrappen vollständig verlandet gewesen wäre. Bei niederem Wasserstand lag dieser ehemalige Rheinarm oft mehrere Monate fast völlig trocken. Als man nach Schluß des Krieges Arbeitsgelegenheit schaffen wollte, ließ man im Zug des Bellenkrappens eine Fahrrinne anlegen für eine Motorbootverbindung nach dem Waldpark. Neuerdings hat man den Bellenkrappen nochmals ausgebaggert, um das Material zur Aufschüttung von Straßen beim Birkenhäuschen zu gewinnen, so daß jetzt schlimmsten Falles immer noch eine Wassertiefe von ungefähr einem Meter bestehen bleibt. Dadurch ist auf eine große Strecke die einstige Inselform wieder deutlich betont, was im Interesse des Naturschutzes außerordentlich begrüßt werden muß. Einstweilen wirken zwar die kanalmäßigen Ufer noch störend. Von kommenden Hochwassern ist jedoch zu





8. Reißinsel, Misteln auf kanadischer Pappel



9. Aus dem Clematis-Dickicht der Reißinsel

hoffen, daß sie eine buchtenreiche, für Tier- und Pflanzenwelt günstigere Gestaltung des Ufergeländes bewirken werden.

Durch die Entstehungsweise der Reißinsel ist ein landschaftlich und pflanzlich sehr wechselvolles, für tierisches Leben außerordentlich günstiges Gebiet bedingt. Dem offenen Rhein entlang liegt sumpfiges Gelände mit großen Schilfbeständen und vielen Kopfweiden. Weite Wiesenflächen, auf denen man Obstalleen angelegt hat, sind umgeben von Laubwald, der in seinen meisten Teilen Sonne genug zu Boden läßt, daß dort Buschwerk, wilder Hopfen und sonstiges Pflanzengrün gut gedeihen können. Von großer Bedeutung für die Naturschutzpflege auf der Insel ist ferner die Nachbarschaft des Waldparkes, wobei dem Zusammenhang längs der Ostgrenze des kleinen Bannwörths eine besondere Wertung zukommt. Weiter nach Osten wechseln Rehe, Hasen und Fasanen aus Insel und Waldpark hinaus in freies Ackergelände. Der Naturschutz auf der Reißinsel verlangt deshalb, daß auch im anschließenden Osten die Tierwelt möglichst wenig beunruhigt werde. Infolgedessen darf im Waldpark und auf den angrenzenden Äckern die Jagd nicht mehr ausgeübt werden.

Daß auf der Reißinsel nicht gejagt wird, ist selbstverständlich. Da außerdem der freie Verkehr seit jeher von der Insel ausgeschlossen ist, so herrscht hier jener weltabgeschiedene Frieden, der zu den von der Landschaft gegebenen Existenzbedingun-

gen hinzukommen muß, damit heimisches Pflanzen- und Tierleben auch wirklich zu reicher und allseitiger Entfaltung gelange. In welchem Ausmaß dies für die Reißinsel zutrifft, kann hier nur an wenigen Beispielen gezeigt werden. Ein völliges Verstehen wird freilich nur dort zu finden sein, wo man dem Gesamtleben in der Natur ebenso ehrfurchtsvoll und ebenso selbstlos gegenübersteht, wie dies bei Reiß der Fall gewesen ist.

Von den Pflanzen genießen Mistel und Waldrebe (Clematis vitalba L.) besonderen Schutz auf der Insel, während man diese beiden Schmarotzer sonst überall auszutilgen sucht. Der Kampf, den sie mit ihren Wirtspflanzen führen, ist in allen Entwicklungsstufen zu verfolgen.

Besonders üppig gedeiht die Mistel auf einigen kanadischen Pappeln am Rande der Wiese auf dem Kaiserwörth. Da die Mistel ihre Nahrung aus den Säften des Baumes nimmt, so verkümmert der äußere Teil des Astes, auf dem sie sich angesiedelt hat, immer mehr, stirbt ab, wird vom Winde ausgebrochen, und schließlich bildet die Mistel das immergrüne Ende eines dicken Astes. Manche dieser Pappeln haben als Träger von 20 und 30 kleinen und großen Mistelbüschen geradezu eine zweite Krone, die namentlich im Winter ein höchst merkwürdiges und selten gesehenes Bild ergibt.

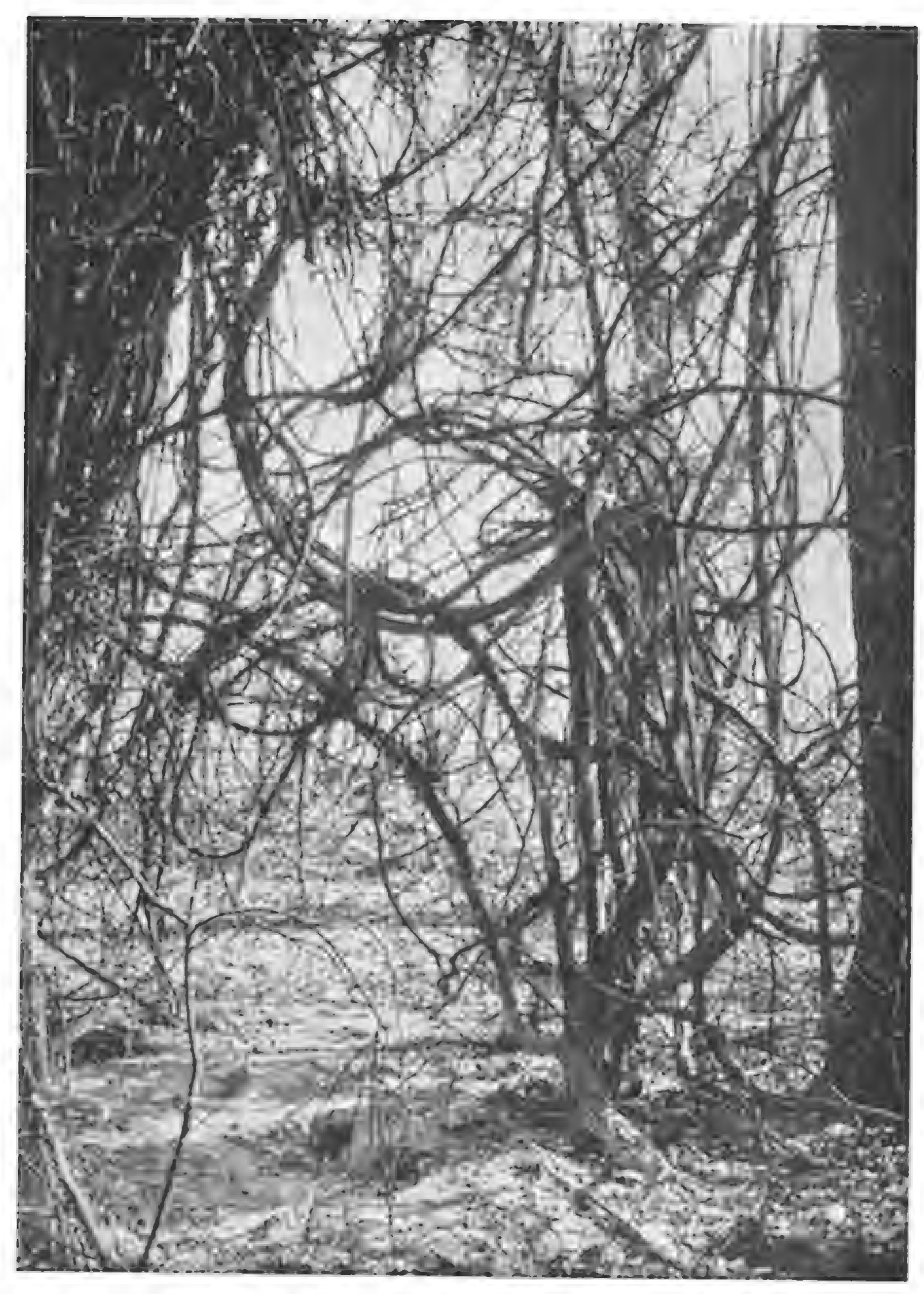
Das Schmarotzertum der Clematis, im Volksmund Hainstrebe genannt, ist anderer Art. Im Boden wurzelnd nährt sie sich selbst und braucht Busch und Baum nur als Stütze, an der sie sich mit ihren Blattstielen zum Lichte rankt. Buschwerk wird vielfach so mit Clematis überwuchert, daß es erstickt. Wenn die Waldrebe in die Zweige eines Bäumchens hineingeraten ist, wächst sie mit diesem in die Höhe, und nach Jahrzehnten hängen die „Hainstreben“ wie 20—30 Meter lange, bisweilen armsdicke Taue lianenhaft verschlungen und dutzendweise in der Krone einer Eiche, Ulme oder Pappel. Nicht immer ist der Baum auf die Dauer kräftig genug, die Last der Clematis zu tragen, zumal auch Wind- und Schneedruck durch die Clematis wesentlich vergrößert werden. Äste brechen ab; selbst starke Bäume neigen sich und stürzen; mit ihnen geraten auch die Clematis-Stränge zu Boden, wachsen aber dort weiter und bilden zusammen mit Aststücken und Baumleichen eine Wirrnis, in die nur mit dem Buschmesser ein Weg zu bahnen wäre. Von den Clematis-Gebieten der Insel ist jenes auf der Nordspitze des Kaiserwörths das eindrucksvollste. Dort ist im Lauf der Zeit auf großer Fläche ein Clematis-Dickicht entstanden, an dem sich Szenerien des Urwaldes demonstrieren lassen.

Unter den Tieren der Insel hat die Vogelwelt ganz besonders günstige Lebensmöglichkeiten. Die auf der Insel herrschende Ruhe hat geradezu eine Art von Paradies geschaffen für heimische Vögel fast jeglicher Art. Nicht vertreten sind lediglich ausgesprochene Bewohner des Nadelwaldes.

Der frühere Name „Fasaneninsel“ wäre auch heute noch wohlbegründet durch das überaus reichliche Vorkommen von Jagd- und Ringfasanen, zu denen Reiß mit gutem Erfolg noch eine dritte Fasanenart auf der Insel eingebürgert hat, den farbenreichen, in China heimischen Königsfasan, Phasianus reevesi G. Obwohl der Hahn durch seinen schön gezeichneten Schwanz, der bis 1½ Meter lang wird, sehr in die Augen fällt, haben sich die Königsfasanen der Insel zahlreich durch den Krieg hindurchgerettet. Dagegen ist der amerikanische Bronzeputer, dem Reiß eine Heimat auf der Insel gegeben hatte, und ebenso eine große, aus Wildenten gezüchtete Entenkolonie den Nöten des Krieges zum Opfer gefallen. Wiedereinbürgerung muß jedoch außer Frage bleiben, weil es sich beim Naturschutz nur um bodenständiges, frei sich entwickelndes Leben handeln kann.



10. Aus dem Clematis-Dickicht der Reißinsel



11. Aus dem Clematis-Dickicht der Reißinsel

Um den Erfolg des Naturschutzes auch zahlenmäßig zu belegen, und um gleichzeitig ein Beispiel für den praktischen Nutzen desselben zu geben, sei die Tatsache angeführt, daß im Jahre 1926 einer unserer besten Mäusevertilger, der in unseren Wäldern nur noch ganz vereinzelt anzutreffende Turmfalke, in nicht weniger als 14 Paaren auf der Insel gehorstet hat. Auch für viele andere Vogelarten ließe sich genauer zeigen, daß sie in ausnahmsweise großer Zahl auf der Insel ihre Niststätten finden. Es genügt aber, im Mai das vielstimmige Jubeln unserer Singvögel aus allen Büschen und Wipfeln der Insel zu hören, um immer von neuem wieder die Gewißheit zu gewinnen, daß uns die Reißinsel eine Quelle reichsten Lebens ist, eine Quelle, die sich aber auf der Insel nicht stauen kann, sondern in die Umgebung überfließen muß und in erster Linie dem Tierleben des Waldparks zugute kommt. Diese Lebensquelle wird fließen, solange die Insel Naturschutzgebiet ist; sie wird versiegen, wenn man die Insel dem öffentlichen Verkehr überlassen wollte, wie dies immer wieder gefordert wird.

Wer behauptet, daß es durch vermehrte Aufsicht auch nach der Öffnung der Insel möglich sei, ihren ursprünglichen Charakter zu bewahren, läßt außer Acht, daß der westliche Teil der Insel eine Wildnis bildet, in der jede Aufsicht wirkungslos bleiben muß. Er vergißt vor allen Dingen, daß zum „bisherigen Zustand der Insel" auch ihre Tierwelt gehört. Für diese ist aber die Reißinsel nur deshalb zum dichtbevölkerten Asyl geworden, weil seit vielen Jahrzehnten der Inselfrieden vor jeglicher Störung bewahrt blieb.

Wäre die Insel ein Gebiet etwas abseits des Verkehrs und groß wie die Naturschutzparke in der Lüneburger Heide oder in den Alpen, dann könnte man sie ohne allzu große Bedenken freigeben. So aber liegt die Reißinsel in nächster Nähe von Mannheim und Ludwigshafen und hat nach Wegfall des Badeplatzes noch etwa 90 Hektar Fläche, die nur auf wenigen, nahe beieinanderliegenden Wegen und Schleichpfaden begangen werden können. Sollte dies eines Tages durch die Menge der Spaziergänger zweier Großstädte geschehen, dann wäre der Frieden aus der Reißinsel vertrieben. Der Naturschutz wäre zu Ende.

Unter dem Zwang dieser Erkenntnis und in Befolgung des Reiß'schen Willens durfte und konnte der Stadtrat die Insel nicht freigeben, hat aber am 23. Juli 1925 einige Bestimmungen festgesetzt, unter denen die Insel durch Vereine, Personenvereinigungen und Einzelpersonen besichtigt werden kann. Hierbei sind solche Fälle besonders bedacht, in welchen der Besuch der Insel aus rein naturkundlichen Gründen erfolgen soll. Diese Bestimmungen wollen den Naturschutz sicherstellen, nehmen aber auch ebensosehr Rücksicht auf den die Insel begehenden Menschen. Denn nur als Naturschutzgebiet wird die Reißinsel auch fernerhin eine Stätte sein, auf der man nicht nur reiche, naturkundliche Belehrung und Freude findet, sondern auch jene weihevolle Ruhe erleben kann, die eine Art von Andachtsstimmung auslöst, weil man in engster Beziehung zur Natur sich fern weiß von kulturellem Getriebe.

Aufgenommen sind:
Hamsterbau von A. Löwenberg, Anilinfabrik Ludwigshafen; die übrigen biologischen Gruppen von Professor Heinikel, B.-Baden (früher Mannheim), Mistel und Clematis am 17. März 1927 von F. Rosenbusch, Schloßmuseum.

Das Mannheimer Rathaus (Kaufhaus)

Von Hermann Esch, Mannheim



1. Kaufhaus Mannheim, am Eckpavillon

Die lange Häuserzeile der Kunst-Straße flieht in die Tiefe, aus ihr steigt der mächtige Körper des Kaufhausturmes empor mit welscher Haube und offener Laterne. An seinem Fuße treibt das lärmende Leben des Alltags vorbei, während in der Höhe seine Fenster ins Weite blicken. Am Paradeplatz, im Herzen der Altstadt, bietet er ein ungewohntes Bild. Als Wahrzeichen eines alten Gebäudes, das durch Straßen aus seiner Umgebung herausgelöst von Bogengängen umzogen ist, teilt der mächtige Turm den Bautrakt in gleiche Flügel. Diese bei uns sonst seltene Gruppierung eines Gebäudes ist typisch für Mannheim. Schon längst war sie örtliche Überlieferung, von der noch heute zwei andere Bauwerke zeugen. Am meisten von ihnen dem Kaufhaus verwandt ist das alte Rathaus am Markt, doch dieselbe Gruppierung ist architektonisch anders ausgewertet. Wohl stehen auch hier zu beiden Seiten des Turmes gleichartige Flügelbauten. Aber durch ihre betonte Mittelachse und die bergartig ansteigenden Walmdächer bleiben sie selbständige Bauten, denen die leichtere Masse des Turmes größere Bedeutung läßt. Obwohl die Architektur der Fassade einheitlich durchgeführt ist, betont sie die drei Baukörper als Einzelwesen. Beim Kaufhaus hingegen sucht die architektonische Gliederung der Baugruppe eine Einheit. An den äußeren Enden ist die Gesamtfassade abgeschlossen durch zwei Pavillons, die von einer steinernen Gaupe leicht akzentuiert sind. In dieser Massenverteilung beziehen sich die Seitenflügel auf den Turm als ihren gewaltigen Mittelteil. Nur die Abwalmung der Mansarddächer deutet noch die Selbständigkeit der Flügel an, und der mächtige Turm entzieht sich der völligen Verschmelzung mit dem Ganzen. Die Seitenbauten sind in zwei Geschosse geteilt. Ein Bogengang gibt dem Erdgeschoß plastische Bedeutung. Er folgt der Bewegung der Fassade, Bogenweiten und Pfeilerdicken ihr anpassend.



2. Kaufhaus Mannheim, Turmvorbau

Wie bei vielen alten Bauten ein kühner Plan in der Folge eingeschränkt wurde, so ist auch beim Kaufhaus nicht alles in der ursprünglichen Anlage auf uns gekommen. Zu beiden Seiten des Turmes zwischen ihm und den Eckpavillons sollte sich die Bogenhalle in die Tiefe fortsetzen, den Blick in den Hof freilassend. Dies wäre eine ungewöhnlich schöne und in Deutschland höchst seltene Anlage geworden. Die Fassade hätte starke Tiefenwirkung erhalten, der Turm sich lockerer aus der Gebäudemasse erhoben. Die Verbindung von Hofeindruck, tiefen Hallen und freiem Platz, die einzig schönen Durchblicke hätten dem Bauwerk die größte, architektonische Mannigfaltigkeit gegeben. Diese tiefen Hallen hatten eine besondere Bestimmung. Sie sollten dem Handel dienen und man scheint erst spät auf sie verzichtet zu haben. Der Hallengang war zeitweilig nach dem Platz mit Gittern abgeschlossen. Dort, wo dieser Gang an beiden Enden in die seitlichen Hallengänge einschneidet, findet man jeweils Pilaster und Gurtbogen mit Kämpfer und Schlußstein in ausgesprochenen Rokokoformen. Vielleicht stand dies in Verbindung mit dem Gitterabschluß als eine Art Eingangsportal, durch das man nach der ehemals danebenliegenden Treppe kam.

Eine kostbare, architektonische Ausbildung erfuhr die Platzfassade mit ihrem Turm. Hier lebt der ganze anmutige, sinnliche Reiz des Rokoko. Diese Fassade mit ihrem fast zu zarten Relief hat die Hand Paul Egels, des Bildhauers, mit Blumen berankt, mit reizenden Masken und mit skurrilen Kartuschen. Die ganze

Feinheit, mit der das Rokoko Architektur und Schmuck zu verschmelzen versteht, verbindet sich mit einer malerischen Weichheit, die der Architektur das Herbe nimmt und das Auge im Entzücken fesselt. Besonders schön sind die Eckpavillons. Über ihrem Mittelbogen steigen phantastische Rokoko-Konsolen auf, einen Balkon mit zierlichem Eisenwerk tragend. Diese Eisengeländer, deren Reiz durch die erneuerte Vergoldung erst zur Wirkung gebracht wurde, sind das eigentliche Leben der Pavillons. In ihnen löst sich die duftige, graziöse Form des Rokoko aus der Gebundenheit des Steinreliefs und rankt sich frei in den Raum. —

Eine alte Nachricht weist den Entwurf der Paradeplatzfassade und des Turmes dem Alessandro Galli da Bibiena zu, dem bedeutenden Mitglied der berühmten Architekten-Familie, die in drei Generationen eine große Rolle spielte. Bestimmt läßt sich seine Hand erkennen an dem Vorbau zu Füßen des Turmes. Während der Hauptbau schon im Aufsteigen war, ist dieser Vorbau erst hinzugefügt worden. Er verbindet sich weder technisch mit dem Turmkörper, noch wächst er formal aus der Fassade heraus. Gleichwohl ist er geschickt angefügt. Da hier wie am Sockel der „Statua" auf dem Paradeplatz die eigenartige, architektonische Phantasie des Bibiena am deutlichsten zum Ausdruck kommt, so verdient er besondere Beachtung. Meisterhaft in seinem tektonischen Aufbau zeigt er die sichere Beherrschung des Architekturreliefs. Den eigentümlichen Charakter des Bibiena geben die langgestreckten Nischen wieder. Mit ihren barocken Umrahmungen und den Postamenten von fast seniler Form stehen sie seltsam gegen den besonders rassigen, tief in die Steinmasse eingeschnittenen Mittelbogen. In seinen Wandungen springen zwei Pfeiler vor mit dem leidenschaftlichen, dem Bibiena eigenen Übergang in den wagrechten Sturz. Das Bogenfeld darüber trägt eine Tafel mit der denkwürdigen lateinischen Inschrift. Sie gibt die schicksalhafte Baugeschichte des Turmes wieder und lautet in der Übersetzung: „Auf Befehl Karl Philipps erhob ich mich aus dem Fundamente; zum Teil erst in die Höhe geführt, wurde ich zum Niederlegen gezwungen, da man glaubte, ich wanke. Als meine Stärke wieder hergestellt war, begann ich wiederum mein Haupt zu erheben, aber noch immer stand zweifelhaft meine Festigkeit; so stand ich ohne Dach und Hut dreimal drei Sommer hindurch in Angst, bis mein Haupt krönte Karl Theodor, er lebe!"

Über der Terrasse dieses Vorbaus wird der aufsteigende Turmkörper sichtbar. Vier Pilaster mit drei Fensterachsen gliedern sein erstes Obergeschoß. Bei der mittleren Ausgangstüre stehen Gewände und Sturz auffallend weit vor. Über dem Sturz bricht der Steinblock unbegründet ab. Dies mag wohl ein Überrest von der ursprünglichen Ausbildung der Fassade sein, als sie noch ohne Vorbau geplant war.

Nur die wenigsten der Vorübergehenden lassen den Blick an den Wandungen des mächtigen Turmes hochsteigen. Nur die wenigsten beobachten diese entzückende Architektur des Rokoko, diese festlich aufsteigende Struktur mit den hochgestelzten, schlanken Fenstern, die in so anmutig geistvoller Weise vorgetragen ist. Dieser ganze, von froher Phantasie blühende Stein strahlt im Lichte der Morgensonne. Von welcher Schönheit sind die plastischen Schmuckteile, die Egel, der Bildhauer, geschaffen hat. Wie sicher bewegen sie sich in der Architektur, diese preziös steigernd. Sich vollkommen in das Relief fügend, zeigen sie den eigenen Vorzug der Rokoko-Architektur, die eine Geschlossenheit der Baukörper erreicht durch die malerische Verschmelzung der Formen. Dort, wo der Turmkörper sich aus den Dächern löst, recken auf jeder Seite vier Pilaster sich in die Höhe, ein Giebelfeld tragend. Zwischen den inneren Pilastern tritt an Stelle der Fenster eine Bogennische mit dem schönen Wappen. Wie sicher ist das Relief dieses Wappens gegen den Schmuck



8. Kaufhaus Mannheim, Turmkörper

der Bogenumrahmung behandelt! Das Giebelfeld mit seiner rassigen Kartusche überschneidet die Attika, deren schwierige, architektonische Behandlung über der lebendigen Modellierung vergessen wird. Das Abschlußgesims des Turmkörpers steigt in der Mitte als Korbbogen in die Höhe und umrahmt das Zifferblatt der Turmuhr. Der Turmhelm, in das Achteck der offenen Laterne übergehend, ist in der Art des Bibiena gebildet, etwas derb und im Charakter des Kuppelturmes der Jesuitenkirche. Mit seinem eigenartigen Helm erscheint ein solcher Turm als die stärkste, frei entwickelte Architekturform im Stadtbild. Bedeutend als Einzelkörper und alles überragend, prägt sich seine Erscheinung dem Menschen ein von Jugend an. An keinem Architekturstück bildet sich die Formvorstellung so früh, wie an diesen hoch in die Luft ragenden grotesken Turmdächern. Diese Turmformen, besonders die aus Bibienas Schule, Türme und Kuppel der Jesuitenkirche und der Turm des Kaufhauses sind bestimmend für die Vorstellung Alt-Mannheim. Sie kennzeichnen schon von ferne die Altstadt in ihrer Eigenart, wie Alt-Karlsruhe durch die klassizistischen Türme Weinbrenners seinen Charakter erhält.

Während das typische Bild des Turmes zwischen den beiden Seitenflügeln der Platzfassade ihr eigenes Gepräge gibt, sind es an den Straßenfassaden die Bogenhallen, die den Eindruck bestimmen. Auch sie waren bei Beginn des Baus bereits örtliche Überlieferung. Nicht allzu häufig findet man solche Bogengänge in unseren Städten. Das Leben vollzieht sich zu sehr in geschlossenen Räumen, als daß die bauliche Phantasie öfter mit offenen Hallen spielte. Und doch geben solche Hallen selbst dem einfachen Gebäude ein stattliches Aussehen. Die plastische Vertiefung der Fassade, der Raumeindruck der Hallengänge, die mannigfaltigen Durchblicke, die enge Verknüpfung des Straßenlebens mit einer Architektur, alles dies ist von unvergleichlichem Reiz.

Den Eindruck einer gewissen Größe verdanken die drei Straßenfassaden vorzüglich der Einfachheit ihrer architektonischen Elemente. Bogengänge und Fensterreihen laufen ununterbrochen fort und nur die Ecken sind gefaßt durch Pfeiler. An der Südseite haben diese Eckpfeiler einen besonderen Schmuck. In der Höhe der Obergeschoßfenster ist eine Figurennische übereck eingeschnitten, eine sehr reizvolle und für Mannheim typische Erscheinung. Diese Art der Figurennische verbindet die Figur eng mit dem Gebäude und gibt ihr doch etwas vom Reiz der freistehenden Figur. In der Nähe, in M. 1. 9, kann man ein echtes Alt-Mannheimer-Haus und das schönste Beispiel einer solchen Ecknische sehen. Außer den beiden Eckpfeilern sollte die Südseite durch zwei Wandpfeiler in drei Felder geteilt werden. Dies zeigt deutlich der Grundrißplan von Baumgartz, abgebildet in der ausführlichen vortrefflichen Schrift über das Kaufhaus von F. Walter und R. Perrey. Man gewinnt den Eindruck, als wenn diese beiden Wandpfeiler der letzte Rückstand einer ursprünglich weitergehenden Absicht waren, die eine einschneidendere Gruppierung der Fassade vorsah als Gegenstück zur Platzfassade. Auch die Anlage der Grundmauern gibt einer solchen Vermutung Raum. Daß diese beiden Wandpfeiler — vielleicht aus Sparsamkeit — nicht ausgeführt wurden, ist für die Größenwirkung der Fassade nur von Vorteil.

Das Kaufhaus macht besonders von den Straßen aus gesehen den Eindruck eines einheitlichen Gebäudes, und doch ist es nicht durch einen Bauherrn errichtet worden. Als man den Bauplatz einteilte, war es nur der Nordabschnitt, der dem eigentlichen Kaufhaus vorbehalten blieb, während die übrige Fläche, in Einzelplätze geteilt, an Private abgegeben wurde. Diese hatten ihre Häuser nach dem vorgeschriebenen Fassadenmodell mit Bogengängen auszuführen. Betrachtet man nun die



4. Kaufhaus Mannheim, Die Bogengänge

drei Straßenfassaden, so kann ein aufmerksames Auge die Spuren dieser geschichtlichen Entwicklung noch heute erkennen. Am deutlichsten weisen die alten Brandmauern und die Höhenunterschiede der Dächer auf den verschiedenen Besitz der einzelnen Teile hin. Weniger auffallend sind die Unregelmäßigkeiten der Bogengänge. Gleichwohl weichen die Bogen in ihrer Weite bis zu 1,20 m voneinander ab. Sie waren gebunden an die Eigentumsgrenzen und mußten ihre Pfeilerstellung danach richten. Die Südseite vereinigt die größten Abweichungen. An ihr finden sich die weitesten Bogen am westlichen, die engsten am östlichen Ende, ohne daß die Eigentumsgrenze in der Mitte dieser Fassade solche Verschiedenheit begründete. Vermutlich hat man hier die Pfeilerstellung begonnen nach Einteilung dieser Seite in drei Grundstücke, wie es der alte Plan von Baumgartz ausweist. Aber erst während des Baus muß die Einteilung wohl in zwei Grundstücke geändert worden sein. Man hat nun die übrige Pfeilerstellung diesem neuen Plan angepaßt mit möglichster Ersparung vermeidbarer Pfeiler. Doch diese Verschiedenheiten lassen die Einzelformen unberührt. Mit ihren tiefen Leibungen im Charakter des Quaderbaus gebildet, haben die Bogen an der Innenseite kein Relief, sie sind wie abgeschnitten, als wären sie zu Blendbogen bestimmt gewesen. Ein dürftiges Sockelgesims und hohe, nach unten sich stark verbreiternde Postamente lassen die Pfeiler erheblich verkürzt erscheinen. Diese wohl aus der Festungs-Architektur hervorgegangene Form der Posta-

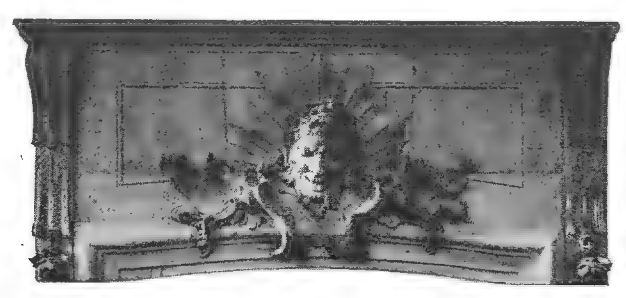
mente findet sich auch am Schloß und an der alten Dragonerkaserne. Hier an den Kaufhausbogen wirken sie wie schematisch übernommen. An der Platzfassade hat man diese Postamente nur an den Eckpfeilern beibehalten. An den Bogenpfeilern war die gleichartige Wiederholung der Postamente nicht zwingend. Hier hat eine strengere, künstlerische Prüfung sie weggelassen und durch knappe Sockel ersetzt. Die Hallengänge selbst, schon in der ursprünglichen Ausbildung etwas dürftig, sind heute in ihrer räumlichen Wirkung noch weiter gemindert, da durch die notwendigen Ladeneinbauten die Körperlichkeit der Wandpfeiler verschwinden mußte.

Sind auch die Bogengänge in ihren Einzelheiten gleich gebildet, so zeigt die Ausbildung der übrigen Teile an den Straßenfassaden doch kleine Unterschiede. Die ehemaligen Privathäuser haben Fensterrahmen mit einem unansehnlichen Schlußsteinschmuck und Gaupen mit kleinen Giebeln. Am Kaufhausteil hingegen sind die Fensterrahmen verbessert, der Schmuck ist weggelassen und die Gaupen sind abgewalmt. Nur das dem Kaufhausteil anstoßende Privathaus mit sieben Fenstern Front auf der Ostseite schließt sich in der Ausbildung dieser Einzelheiten seinem Nachbarn an. Eine wesentliche Ausnahme bildet allein das diesem folgende Haus an der gleichen Seite. Sein dreifenstriger Giebelaufbau ist die einzige Unterbrechung des auf allen Seiten gleichmäßig durchlaufenden Mansarddaches. Seine sieben Fensterachsen haben anders profilierte Fensterrahmen, die drei mittleren Fenster sind noch besonders durch Verdachung hervorgehoben. Alle diese Einzelheiten fallen jedoch wenig ins Gewicht. Die Gesamterscheinung der Straßenfassaden fesselt das Auge durchaus und läßt es wenig der Abweichungen achten.

Dank seiner durch Straßen von den benachbarten Bauten freigehaltenen Lage ist das Kaufhaus weniger von dem Emporwachsen seiner modernen Umgebung beeinträchtigt worden. Allerdings waren die Bogengänge noch ein größeres monumentales Element, als die umgebenden Häuser selbst nur Fensteröffnungen und vereinzelte mäßig große Toreingänge hatten. Heute mindert der uns gewohnte Maßstab der neuzeitlichen hohen Häuser mit ihren großen Schaufenstern den Eindruck erheblich. Der Paradeplatz, ehemals nur von zweistöckigen Häusern umgeben, wirkte weiträumiger und zierlicher im Maßstab. Als der Platz selbst flach und noch nicht zu einem bewachsenen Berge umgestaltet war, hob sich der Bau stärker heraus. Die alte Bepflanzung mit Baumalleen ringsherum, die sich an die Allee der Planken anlehnten, gab wohl einen reichen Wechsel der Bilder, doch auf Kosten eines größeren Eindrucks. Das Gebäude kam nicht voll zur Wirkung. Heute bei dem Wegfall der Plankenallee wäre die Wiederholung einer solchen Anordnung sinnlos. Das gesteigerte Gefühl für Raumweite in unserer Zeit verlangt eine andere Anlage von feiner Gliederung und größtem Stil. Sollte sie eines Tages erstehen, dann wird das Kaufhaus ganz überraschend zur Wirkung kommen. Es wird die letzte Vollendung seiner Wiedererstehung feiern und man wird den schönsten Platz der Stadt dort sehen.

Es sind nun zweihundert Jahre verflossen, seit in diesem Gebäude eine Willensrichtung greifbare Gestalt gewann, die für die fernere Zukunft der Stadt entscheidend wurde. Nur ein Teil konnte anfangs zu einem öffentlichen Gebäude bestimmt werden, das den Namen Kaufhaus erhielt, nach der Absicht, die seine Projektierung begleitete. Es sollte der Mittelpunkt des Mannheimer Handels werden. Die städtische Behörde hatte damals im alten Rathaus am Markt ihren Sitz. Im Anfang unseres Jahrhunderts erwarb sie die Privatanteile und damit wurde der ganze Kaufhausblock städtisches Eigentum. Nun wurde auch das Innere zur Einheit gestaltet, und das Äußere des alten Gebäudes einer gründlichen Wiederher-

stellung unterzogen. **Mit der Übersiedlung der Stadtverwaltung wurde das Kaufhaus das eigentliche Rathaus der Stadt.** Wenn je eine Zeit aus der Geschichte lernte, so kann es die Gegenwart aus den Schicksalen dieses alten Gebäudes tun. Mit festem Willen frühzeitig begonnen und zäh bei der ursprünglichen Absicht festgehalten, hatte das Unternehmen nicht jahrelange, sondern jahrhundertelange Fehlschläge zu überwinden, um spät erst seine innere Wahrheit zu erweisen. Noch bewundern wir heute neben dem Kaufhaus seine hervorragenden Altersgenossen. Doch ihrer wie der übrigen alten Bauten Bedeutung für die Stadt war zeitlich oder räumlich begrenzt. Kein Bauwerk aber ist mit der Entwicklung der Stadt und unseres Landes so eng verknüpft wie das Kaufhaus! Kein Bauwerk bildet in gleicher Weise das wahre Denkmal der Stadt in ihrer heutigen Bedeutung!



5. Kaufhaus Mannheim, vom Balkonfenster des Eckpavillons

Nochberskinner

Ich kenn zwee Nochberskinner,
Die zwee, die sinn sich gut,
So arg is eens uff 's anner,
Unn sinn vum selwe Blut!
Zwee Kinner voller Frühlingsschein,
So kleen unn lieb, so schön unn fein:
Dich Badnerland, dich fröhlich Palz,
E jedes Kleenod: Gott erhalt 's!

Ich kenn zwee Nochberskinner
Aus reblaabg'schmücktem Haus,
Die gold'ne Rewetroppe,
Die putze alles aus!
Verschwunne is die Seelenot
Beim Gläsel Wein, ob weiß, ob rot!
Ob badner odder pälzer Wein:
Du bringscht uns Freed unn Sunneschein!

Ich kenn zwee Nochberskinner,
Die grüße froh die Welt,
Sie blinzle hell unn munner
Zum blooe Himmelszelt!
So rein unn schpinnefrei die Luft,
Voll Voggelsang unn Blumeduft:
Du Schwarzwald unn du Pälzer Wald,
Daß euch de liewe Gott erhalt!

Ich kenn zwee Nochberskinner,
Schun oft vum Wind umbraust,
Wo als in schwere Zeite
De Schturm recht bös zerzaust!
Du liewer Gott, trotz Blitz unn Brand
Hoscht uns erhalte jedes Land!
Dein Badnerland, dein sunnig Palz
E jedes: ewig deutsch erhalt 's!

Hanns Glückstein, Mannheim.



2. **Entwurf für die Fassade des Kaufhauses** (Heidelberg, Univ.-Bibliothek)

Mannheimer Bürgerhäuser des 18. Jahrhunderts und ihre Meister

Von Wilhelm W. Hoffmann, Mannheim

In altbiblischer Redewendung hatte Kurfürst Carl Philipp von der Pfalz 1720 gedroht, er wolle das ihm ungefüge Heidelberg verlassen, die Neckarbrücke abbrechen und dafür sorgen, daß Gras auf seinen Straßen wachse.

Ganz so schlimm ist es dann doch nicht geworden, wenn auch der Hof damals seine alte Hauptresidenz für immer verlassen hat. Der Zug der damaligen Zeit von den Bergen in die Ebene mag dazu auch sein gut Teil beigetragen haben, um das an der Vereinigung der beiden Hauptströme der Pfälzer Lande gelegene Mannheim zur neuen Residenz zu wählen.

Dem Herrn nach zogen die Diener, folgten die Künstler und die kunstreichen Bauhandwerker. Allen voran die beiden Hauptmeister des Wiederaufbaues von Heidelberg nach der Zerstörung, Adam Breunig und Johann Jacob Rischer. Aber auch der neue Stern war schon aufgegangen; es war Alessandro

Galli Bibiena, der 1719 bereits anwesend und im Heidelberger Kirchenbuch als „Primus Architektus" nachweisbar ist. Zwar war er schon vorher im Dienste des Fürsten, so in Innsbruck und Neuburg, aber doch wohl mehr noch als Theater-Architekt und Maler, denn von dieser Kunst ausgehend hat er seinen Aufstieg am westlichen Himmel der Architektur genommen und konnte, gerade von ihr herkommend, neue Perspektiven in das Kurpfälzer Bauwesen werfen.

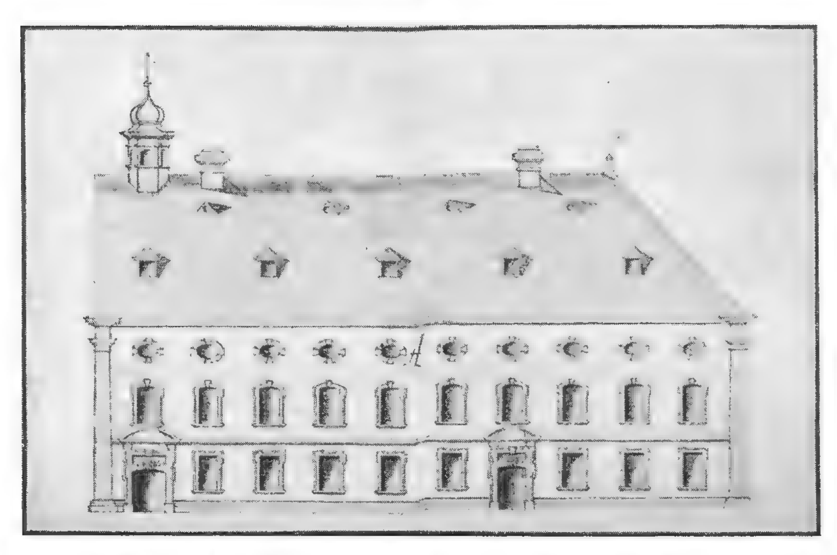
Das Machtwort des Kurfürsten ließ alsbald die Krone der ganzen neuen Residenzanlage, den Schloßbau, emporsteigen, welcher dann auch das Signal zum Beginn der bürgerlichen Bautätigkeit abgab.

Hier soll versucht werden, in der Hauptsache anhand von Profilen einzelner Bauten, diese in zusammengehörige Gruppen einzuteilen und zu sehen, welchen Meistern samt ihren Einflüssen und Schulen sie angehören. Einige bisher unbekannte Originalpläne und eine Profiltafel sollen dieses Bestreben unterstützen.

Es ist wohl nicht mehr wie recht und billig, daß bei der Aufzeichnung der Bürgerbauten in Mannheim mit dem ältesten, eigentlichen kurpfälzischen Architekten begonnen wird, der schon vor der Zerstörung in Heidelberg tätig war und auch die ältesten Mannheimer Beziehungen hat, da er ein Schüler des Hofbaumeisters J. P. Wachter gewesen, dessen Bautätigkeit dem alten Mannheim des 17. Jahrhunderts einst das Gepräge gegeben hat. Dieser Baumeister war der um 1680 nach Heidelberg gekommene Gärtnerssohn aus Mainz, der spätere Hofbaumeister Johann Adam Breunig, welcher der Stadt beim Wiederaufbau mit den gewaltigen Baumassen, wie sie die Universität und die Jesuiten aufsteigen ließen, der unvergleichlichen Raumschöpfung ihrer Kirche und einer großen Reihe von Bürgerhäusern seine Note gab.

Mit ihm zusammen — ein wenig später — erscheint ebenfalls in Heidelberg der Vorarlberger Meister Johann Jakob Rischer, aus dessen urwüchsig phantasievoller Art eine reiche Zahl eindrucksvoller Bauten entstammten. Sie beide waren in ihrer Schule südlich beeinflußt, Breunig von Petrini her, Rischer fand in seiner Vorarlberger Bauschule glänzende Vorbilder und hatte beim Rastatter Schloßbauwesen unzweifelhaft von dem Schöpfer des Residenzbaues, Domenico Egidio Rossi starke Bologneser und Prager Einflüsse empfangen, die er in der stark profilierten schwulstigen Art an allen seinen Bauten unleugbar zum Ausdruck bringt, wogegen Breunig, zweifellos der größere Architekt, ein glänzender Beherrscher der Baumassen und des Raumes ist und nur mit wenigen Profilen arbeitet.

Es darf nicht verwundern, wenn Profile und Ausbildung der Fenster- und Türumrahmungen und Gestaltung der Portale der Mannheimer Häuser ihren Ausgang von den Vorbildern dieser Meister nehmen. Unzweifelhaft schloß sich auch Bibiena, der zuerst in Heidelberg ihre Werke sehen konnte, in seiner Anfangszeit als Architekt lokaler Tradition an und kam erst später, durch die ihm gestellten größeren Aufgaben auch für Bürgerbauten zu freierer, eigener Formgebung. Und der zu Beginn des XVIII. Jahrhunderts, zunächst als Kabinettstischler, in kurpfälzische Dienste getretene, dann bald zum Hofbaumeister ernannte Sigismund Zeller (W. W. Hoffmann: „Sigismund Zeller, ein kurpfälzischer Hofbaumeister". Neues Archiv f. d. Gesch. d. Stadt Heidelberg u. d. Kurpfalz. XIII, 2 u. 3) baut auch auf den altbodenständigen Formen auf, die er in verschiedenster Weise anwendet, wie wir noch sehen werden. Der älteren Schule des Mannheimer Wiederaufbaues gehört ferner noch der ehemalige Balier des Schloßbaumeisters Froimont und Untergebene des Ingenieur-Obersten Fremelle, der Ingenieur-Hauptmann J. G. Baumgratz an.



1. Sig. Zellers Entwurf für das Musik-Seminar der Jesuiten (G.L.A., Karlsruhe)

Des Altmeisters Breunig Spuren begegnen wir bezeichnenderweise gleich bei den nachweislich wohl ältesten Häusern Mannheims, wie E 4 Nr. 3, dessen Torbogen die Jahreszahl 1672 trägt und das, wie Mathy (Geschichte der bildenden Künste im XVIII. Jahrhundert in Mannheim) ohne Zweifel ganz richtig annimmt, unter Verwendung des alten Bogens bald nach der Zerstörung wieder aufgebaut wurde. Es zeigt die für den Meister charakteristische Profilierung der Fensterumrahmung und die große rundbogige, auch für seine Heidelberger Häuser typische Torfahrt, die auch Zeller und die anderen Bauleute damals übernahmen, wie wir sie an zahlreichen Häusern aus dieser Zeit noch heute vielfach sehen können, um nur das Haus H 2 Nr. 4 mit der Jahreszahl 1705 im Schlußstein und Q 2 Nr. 9—10 (Zähringer Hof) zu nennen.

Seines Heidelberger Fachgenossen Johann Jakob Rischer bauliche Wahrzeichen sind in erster Linie das machtvolle Palais in R 1 (jetzt Casino), das einst Carl Philipp vorübergehend während seines Schloßbaues beherbergte, und des Meisters eigenes Wohnhaus in O 4 Nr. 7, welches um die Jahrhundertwende abgebrochen und in der Neckarstadt (als Volkslesehalle) leider stark verstümmelt wieder aufgebaut wurde. Merkwürdigerweise konnten bisher sonst keine ausgesprochenen Rischer-Bauten mehr in Mannheim festgestellt werden; er hatte wohl seine Haupttätigkeit ganz auf die Schloßbauunternehmungen und auswärtigen Arbeiten verlegt.

Mit dem Schloßbau und der Verlegung des Hofes beginnt jetzt in der Stadt eine reiche Bautätigkeit, belebt durch den allgemein sich hebenden Wohlstand und den Zustrom von Menschen im Dienst des Hofes und Merkurs, die in der neuen kurpfälzischen Residenz Erfolge und Verdienst zu erreichen hoffen.

Wir sehen den nach Breunigs Tode 1728 zum Hofbaumeister ernannten Sigismund Zeller, den Ingenieur-Hauptmann J. G. Baumgratz, die angesehenen Großunternehmer Prior, Naus, Zünd (Zindt, Zinth) und Pfanner, den Hofzimmermeister Warth, die Werkmeister Schick, Soherr, Wüstner, Dantzer und Schlichterle ihre Tätigkeit entfalten. Ihnen allen



3. Haus N 3, Nr. 4. (Darmstädter und Nationalbank)

vorab ist der bei Hof angesehene und großes Vertrauen genießende Sigismund Zeller auf Grund verschiedener Originalpläne an zahlreichen Bauten nachzuweisen (Abb. 1). Die an die Jesuitenkirche in der „kalten Gasse" angebaute Aula (als Musik-Seminar der Jesuiten), gleich ihr gegenüber das kleine Eckhaus B 5 Nr. 1, die Häuser B 5 Nr. 2, 4, 7, 5 mit dem Maurerwappen im Schlußstein, C 4 Nr. 20 und 21, B 4 Nr. 4, 11, A 3 Nr. 2 und 4, M 1 Nr. 9 sprechen von seiner Hand. Hierher gehört auch der große um 1748 entstandene Entwurf für das Zuchthaus in Q 6, der den Anklang des Meisters an die architektonische Formgebung seiner Vorgänger und Zeitgenossen klar erkennen läßt. Der heute noch bestehende nach anderem Plan errichtete Zuchthausbau zeigt noch starke Beziehungen zu Zellers Entwurf.

Ohne Zweifel werden die großen Bauunternehmer sicher vielfach auch Häuser nach ihren eigenen Plänen erbaut oder sich dabei mit den führenden Architekten beraten haben, wie, um nur ein Beispiel zu nennen, das Haus des schon früh mit Erfolg in Heidelberg und Mannheim tätigen, wohlhabenden Hof- und Stadtzimmermeisters Heinrich Warth B 4 Nr. 1, mit seiner eindrucksvollen Eckausbildung, in Einzelheiten wohl von dem Erbauer selbst stammt, in der Gesamtformgebung jedoch die zusammenfassende Hand Zellers wohl erkennen läßt.

Auch das Haus M 3, 3 (früher selbstredend nur zweistöckig) gehört hierher, dessen stark betontes Portal mit der doppelseitigen Freitreppe lebhafte Beziehungen zu Breunig (Heidelberger Häuser, Ilvesheimer Schloß) und zu Zeller

(Entwurf für Aula) zeigt, und dennoch in gewissem Sinne von diesen abweicht, was darauf schließen läßt, daß der Erbauer W. Zünd (Z. als Steinmetzzeichen an fast allen Steinen) hier selbst am Werke war. Auch in Heidelberg sind noch zwei Häuser, die zu diesem Mannheimer Haus Beziehungen aufweisen.

Als letzter dieser Gruppe möge der Ingenieur-Hauptmann Baumgratz die Reihe beschließen, der wie bekannt den ersten Plan für das Kaufhaus entworfen hat und dessen Hand ich am Südteil dieses Baues zu erkennen glaube. Bei näherer Betrachtung zeigt sich an diesem und den anschließenden Teilen der Ost- und Westfront eine einheitliche Fensterausbildung; an den Stürzen finden sich als Mittelverzierung in ihrer Art typische, nach unten gebogene, stilisierte Akanthusblätter, welche in ähnlichster Weise und bei sonst ebenfalls gleicher Profilierung der Fensterrahmen auch an den Häusern C 1. 7, B 1. 6, sowie an dem jetzt abgebrochenen Haus C 1. 1 wiederkehren. — Die Fensterumrahmungen dieser Gebäude sind so gebildet, daß neben dem Falz für den Laden ein mehr oder weniger breites Band liegt, an das sich ein Karnies (Wulst) anschließt, der von dem Band aus langsam anschwillt und nach dem Putzgrund zu steil abläuft, wobei für Breunig noch besonders charakteristisch ist, daß er bei meist etwas breiterem Band den Wulst in einem Viertelkreis ausschwingen und dann senkrecht zurücklaufen läßt, welche Profilart er auch in seinen Heidelberger Häusern vielfach verwandt hat (siehe Profil-Tafel). Die zuerst genannte Profilierungsart findet sich an fast allen mittleren und kleinen Bürgerhäusern in der Zeit von dem Wiederaufbau und sogar noch bis gegen 1768, wobei nur an den Türen, Toren und Schlußsteinen Besonderheiten auftreten. Die in ihrem oberen Teil fast immer seitlich verkröpften Fenstergewände stehen mit geringen Ausnahmen durchweg auf einfach profilierten Bänken, die ebenfalls verkröpften Stürze sind meist gerade und entweder glatt oder mit Schlußstein verziert. Abweichend hiervon geht häufig Zeller, der im Obergeschoß die Stürze sehr gerne leicht schwingt und glatte einteilige Schlußsteine anbringt, wie auch die Betonung und Verzierung der Häuser durch Figuren-Nischen an den Ecken in der Hauptsache wohl von ihm angewendet wird.

Wohl der weitaus größte Teil der alten Bürgerhäuser, deren Aufzählung hier zu weit führen würde, wird der Art nach dem Wirkungskreis und Einfluß der bisher genannten Meister zuzurechnen sein.

Wesentlich anders ist dies bei dem jetzt zu betrachtenden Baukreis Galli Bibienas, dem größere Aufgaben gestellt waren, sollte er doch nach einem Erlaß der Hofkammer „. . . . den Vorzug vor allen übrigen baumeistern in Vorfallenden Hauptgebäude bei Hoff und in der statt haben und solche dirigieren . . . .“, woraus allein schon zu schließen wäre, daß in erster Linie er bei den großen Häusern und Palais der Hofherren und Adeligen in Betracht kommt, wie auch wohl die reichen Bürger ihn als den ersten Architekten mit ihren Aufgaben betrauten. Wir kennen das im kurpfälzischen Museum zu Heidelberg befindliche Porträt Galli Bibienas, auf welchem als Hintergrund das Jesuiten-Kolleg mit Jahreszahl 1730 — wohl das Jahr der Vollendung — abgebildet ist, so daß außer jedem Zweifel er der „Primus Architektus“ des Kurfürsten und Baumeister der Jesuiten und ihrer Kirche, als Erbauer auch ihres Kolleges feststehen dürfte. An diesem Riesengebäude mußte mit einfachen Mitteln gearbeitet werden; der Architekt konnte sich keine reichen Formen erlauben, lediglich das Portal wurde betont. Die Fenstergestaltung jedoch zeigt uns sofort eine Abweichung gegen die bisher gezeigte; er verleiht ihr größere Wirkung durch Einlegen eines weiteren Profilbandes und durch Einfügen dreiteiliger Schlußsteine. Und gehen wir nun nach dem Giebelhaus der



4. Theaterplatz in ehemaligem Zustand

Ostseite des Kaufhauses, das sich wohl der Hofballetmeister Peter de Fleuris hatte erbauen lassen, so finden wir dort genau die gleichen Profile der Fenstergestelle wieder, die, weil hier reichere Wirkung am Platze, auch an der Bank umlaufen und am Sturz gegen den Schlußstein leicht nach oben abgekröpft sind. Zur Betonung dieses Gebäudes, das als Einzelhaus herausgehoben werden sollte, sind über den drei Fenstern der Mittelpartie Verdachungen eingefügt.

Für die Hauptfassade des Kaufhauses sei hier eine bisher noch nicht veröffentlichte Ansicht gezeigt (Abb. 2), die, wie sich auf den ersten Blick erkennen läßt, hinsichtlich der Gesamtgliederung im wesentlichen grundlegend für die Fassade geblieben ist. Das in der Batt'schen Sammlung der Univ.-Bibl. Heidelberg sich befindliche Bild ist signiert: „dessiné par F. C. Schmiz", was besagt, daß dieser es lediglich nachgezeichnet hat, allerdings sehr genau nach dem Originalplan, der sich, auch in einer Wiederholung, unter dem zahlreichen Planmaterial der Abtei Ebrach in Franken, wohin er ohne Frage bei dem regen Bauinteresse jener Zeit als Muster einst versandt wurde, erhalten hat; heute liegt er bisher unerkannt im Archiv der



5. **Entwurf für das Degenfeldsche Palais** (Heidelberg, Univ.-Bibliothek)

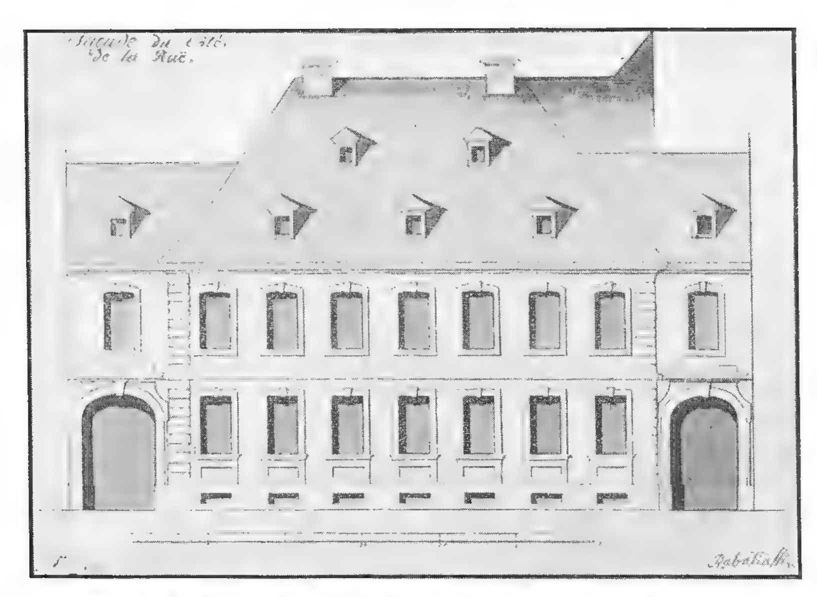
Univ.-Bibl. zu Würzburg (freundliche Mitteilung des Herrn Museumsdirektors Dr. K. Lohmeyer).

In der Stellung des Turmes zwischen den beiden Seitenbauten an die alte Rathausgruppe, das holländische Motiv, anklingend, — wieder ein Beweis, wie Bibiena in kluger Berechnung der lokalen Tradition sich nicht verschließt — vereint dieser, in seinen Einzelheiten stark wienerische, böhmische und italienische Einflüsse aufweisende, wichtige Plan in sich alle Motive, die an den großen Mannheimer Wohnbauten wiederkehren, und gibt uns gewissermaßen den Schlüssel zur Einreihung der Mannheimer Bauten und einiger Heidelberger, wie des der „Neuesten Nachrichten" in der Haspelgasse in eine Schule.

Als führenden Architekten all dieser Bauten aber möchte ich Galli Bibiena erkennen, zu dessen sicherem Bau, dem Jesuiten-Kolleg, sich von der Kaufhaus-Fassade aus eindeutige Linien ziehen lassen.

So einmal die Ausbildung der Fenstergestelle, dann die breite Entwickelung des Portals mit den ausbiegenden Eck-Flankierungen — die auch Rabaliatti, der Schüler Bibienas übernahm — seine enge Einstellung zwischen die zwei Fenster, die in dem oberen Stockwerke mit dem, durch an- und aufgelegte Rahmen und Bänder, Verdachungen mit offenen, gegeneinander gestellten Bogen stark betonten Mittelfenster die Dreiteilung des mit Lesinen flankierten Mittelrisalites wieder aufnehmen, welches meist noch ein weiteres Stockwerk hindurchgeht und dann immer als oft verkröpfter Spitzgiebel ausklingt; in dessen Feld in der Regel ein stark umrahmtes Fenster sitzt. Mit diesem Beispiel verglichen dürfte wohl eine ganze Reihe der vielfach noch erhaltenen stattlichsten Privatgebäude in ein und dieselbe Architekturschule einzubeziehen sein.

So sieht man deutlich, daß der untere Teil der Mittelpartie des 1735 dem Hofkammer-Vizepräsidenten von Reisach gehörigen Hauses N 3. 4 (heute Darmstädter- und Nationalbank) (Abb. 3) nach dem Mittelteil jenes Kaufhaus-Entwurfes geradezu kopiert ist, und dessen Zwillingsbruder, einst dem General der Kaval-



6. Fr. Rabaliattis Entwurf für das Kath. Pfarrhaus F 1 Nr. 7

lerie und Kurf. Leibgarde zu Pferd von Pagnozzi gehörige Haus N 3. 3 steht ihm gleich zur Seite.

Das stattliche Giebelhaus C 1. 2 (erst vor kurzem verändert durch Aufbau eines Stockes, auch der Balkon ist eine spätere Zutat) jetzt der Ressource Gesellschaft gehörig, erbaut um 1739 durch Geheimerat von Busch, und das weitgedehnte Palais N 2. 4 reiht sich hier ein; beide zeigen bei sonst zu den bisher genannten analogem Aufbau stärker geschnittene Profile, die sich aus den bekannten entwickeln lassen. Das Haus N 2. 4 wurde 1772 vom Grafen Riaucour-Waldkirch gekauft, auf den auch die von einem guten Klassizisten durchgeführte Veränderung der Mittelpartie und Einfügung des Wappenfeldes im Giebel zurückgeht (F. Walther, Mannheimer Geschichtsblätter XIV. 4).

Die Nonnenkirche L 1, zum größten Teil um 1725 erbaut, trägt in Fenster- und Portalgestaltung deutlich die Merkmale der Bibiena-Schule, die auch offensichtlich in dem kurz nach Erbauung der Kirche neben dieser errichteten ehemaligen Palais des Geh. Rates Becker, von dem nur noch ein kleiner Rest vorhanden ist, erscheinen.

Als letzter der einst prächtigen Paläste sei der der Herren von Dalberg genannt, die ihn um 1730 erbaut haben mögen und der ganz unzweifelhaft zu Bibienas Art gehört, obgleich er, ganz besonders an den beiden Seitenportalen und gewissermaßen auch im Balkon des auch hier wieder dreiachsigen Mittelbaues mit dem verkröpften Spitzgiebel, starke Beziehungen zu des Altmeisters Breunig Portal am ehemaligen Augustinerinnenkloster in Heidelberg aufweist (Lohmeyer, das barocke Heidelberg und seine Meister, Sonderdruck 1927) und so ein schönes Beispiel der wechselseitigen Einflüsse der Architekten aufeinander gibt.

Wie gut das ausgezeichnete Gebäude einst den ein großartiges Stadtbild zeigenden Theaterplatz abschloß, zeigt uns ein glücklicherweise erhalten gebliebenes

Bild (Abb. 4), das uns die Jesuitenkirche, noch eingebaut in die gleichmäßig hohen Hausmassen, erkennen läßt, die mit ihrer starken horizontalen Linie den besten Rahmen für die phantasievoll aufsteigenden Kuppeln abgaben.

Um die Reihe des Bibiena-Kreises zu schließen, seien noch die Gebäude A 1 Nr. 4, L 2 Nr. 11, M 3 Nr. 4 genannt, die alle in ihrer Profilgliederung nahe verwandt sind. — Auch das groß entwickelte stattliche Haus F 3 Nr. 13 ist in seinem Aufbau von dieser Schule stark beeinflußt, wenngleich es eine Mischung verschiedener Profilart, die teilweise auch an Rischer erinnert, aufweist; und die Häuser O 5 Nr. 4 und Q 2 Nr. 16 haben für ihre Mittelbauten Bibienas Motive entlehnt, während die sonstige Gliederung des ersteren Hauses an die Art Rabaliattis, die von Q 2 Nr. 16 an die frühere sich anschließen.

Die Häuser M 1 Nr. 8, M 2 Nr. 16, N 2 Nr. 3, N 4 Nr. 15, bilden in ihrer Fenster-Profilierung und Gliederung eine gewisse Gruppe für sich. Besonders auffallend ist bei den Häusern M 2 Nr. 16 und N 2 Nr. 3 die Einstellung eines sehr großen Einfahrtstores, das mit seiner gequaderten Umrahmung bis in die Stockgurt hinaufragt. Das bedeutendste ist das Haus N 2 Nr. 3, das mit seiner sehr großen und ausgezeichneten Dimensionierung mit zu den besten alten Privatbauten gehört.

Ob der am Schloßbau tätige und für sonstige Bauten bisher hier nicht nachweisbare Hofbaumeister Hauberat private Gebäude geschaffen hat, ist fraglich und noch kein sicherer Anhalt vorhanden. Einen Entwurf, der die westlichen Einflüsse deutlich zeigt, dessen Meister aber bisher noch nicht feststellbar, sehen wir im Plan für das Degenfeld'sche Palais (Univ.-Bibl. Heidelberg, Batt'sche Sammlung) (Abb. 5).

Den Übergang zum Stil-Wandel im Privatbau bringt uns der Italiener Francesco Rabaliatti, der Schüler und Mitarbeiter des alternden Bibiena und der Vollender seiner Mannheimer Jesuitenkirche. Deutlich verspürt man die ohne Zweifel von der Schule des Balthasar Neumann herrührende westliche Abkühlung bereits in Rabaliattis Bürgerbauten, obgleich sein Hauptwerk, die Front der Heidelberger Jesuitenkirche, in ihrer urwüchsig kraftvollen Art sein südliches Blut in stärkster Weise noch sprechen läßt. Nicht viele private Bauten hat dieser, vom einstigen Steinhauer-Polier 1748 zum Hofbaumeister aufgerückte Architekt hinterlassen, war er doch für sich noch besonders im Dienst der Kirche und im Hofdienste noch lange gemeinsam mit dem um vieles älteren Sigismund Zeller (gestorben 1764) in der ganzen ausgedehnten Kurpfalz tätig.

Klar und deutlich sind seine immer gut gegliederten mit ruhigen Flächen wirkenden Bauten zu erkennen, für deren Aufteilung er Fenstergestelle verwendet, die fast immer aus leicht gebogenen, manchmal auch geraden Stürzen und glatten einteiligen Schlußsteinen, glatten Gewänden und diese aufnehmenden eben solchen, nur mit einem Profilstab betonten Bänken zusammengesetzt sind. In der Ausbildung von Türen und Portalen hingegen ist er in besonders starker Weise von Bibiena, seinem Lehrmeister der perspektivisch dekorativen Wirkung beeinflußt, obwohl er auch, wohl nur gezwungenermaßen, dem schon immer stärker hereinbrechenden westlichen Einfluß nachgeben muß. Seine Gebäude sind das 1753 erbaute noch bestehende ehemalige kurfürstliche Waschhaus B 5 Nr. 19, das katholische Pfarrhaus F 1 Nr. 7 (Abb. 6), erbaut 1755 (entstellt durch Stockaufbau), die Sodalitätskirche, erbaut 1754/55 (ehemals zweistöckig, nach einschneidendem Umbau völlig verändert und als Theater-Magazin verwendet), die nur noch das ganz auf perspektivischer Wirkung aufgebaute meisterhafte Portal in unberührtem Zustand zeigt. Auch das sehr gut

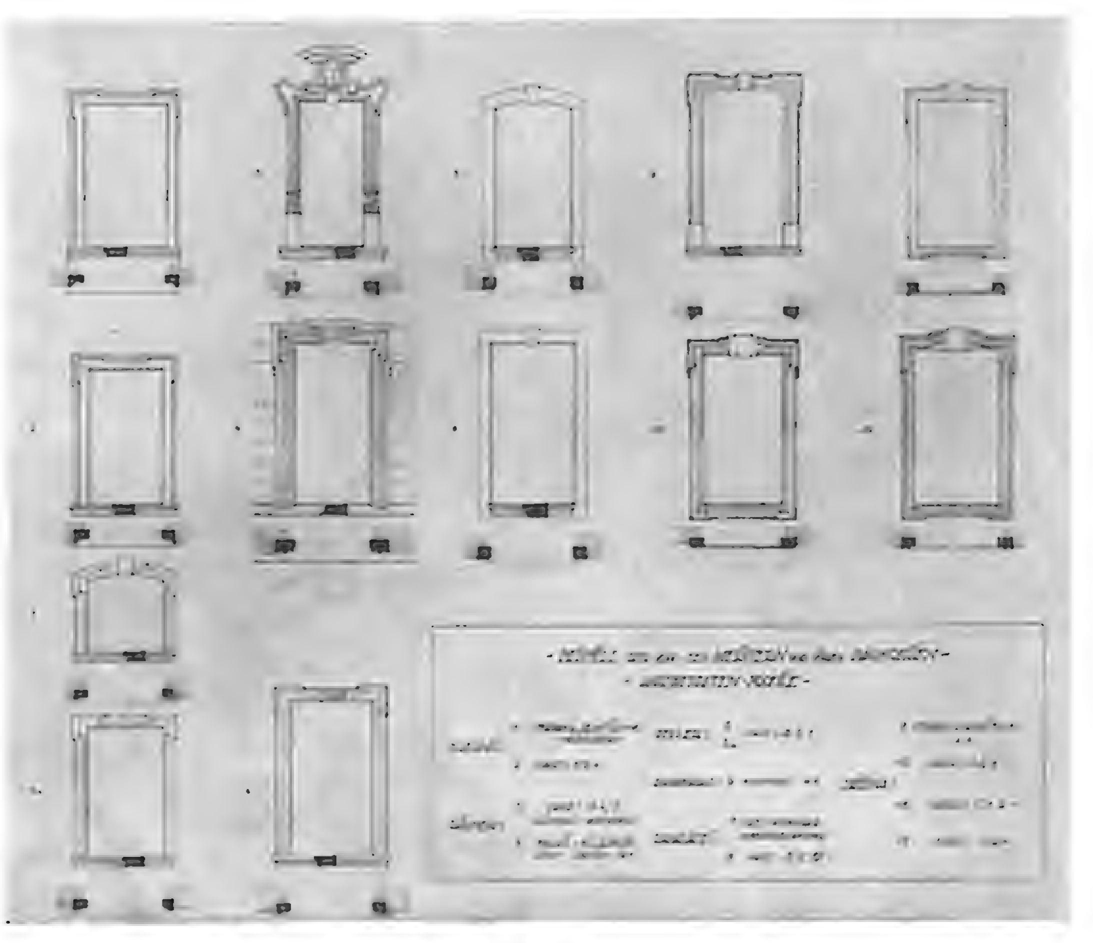


7. **Entwurf** (vermutlich von Pigage) **für ein Gartenhaus** (Heidelberg, Univ.-Bibliothek)

proportionierte Haus G 2 Nr. 19—20, sowie E 5 Nr. 7—8 und M 4 Nr. 9 gehören seinem Kreise an. Und man kann die Frage aufwerfen, ob nicht auch das sehr feine Haus A 3 Nr. 7, welches in seinem Aufbau an des Baumeisters Wohnhaus (jetzt Amtshaus zu Schwetzingen) stark anklingt, nicht auch hier einzureihen ist, wobei schließlich einige Abwandlungen, wie eine geringe Veränderung der Fenstergestelle und Anfügung reicherer Verzierungen über den Stürzen, auch einem besonderen Wunsch des Bauherrn entsprochen haben könnten.

Fast gleichzeitig mit dem Hofbaumeister Rabaliatti, nach dem 1748 erfolgten Tode Bibienas wird Nicolaus von Pigage zum Oberbaudirektor ernannt. Mit diesem ganz in französischer Schule ausgebildeten hervorragenden Künstler hält jetzt so recht der Klassizismus in der Stadt seinen Einzug, obgleich sich die Anhänger der altbodenständischen Stilrichtung, zu denen wir in diesem Falle besonders Rabaliatti zu zählen haben, mit aller Zähigkeit gegen die neue Art wehren; und es ist vielleicht ebensoviel diesem Zustand, als der jetzt allgemein nachlassenden Bautätigkeit zuzuschreiben, daß wir hier verhältnismäßig wenig rein klassizistische Bauten aus dieser Zeit vorfinden. Pigage hat von Privatbauten nachweislich wohl nur sein eigenes Haus B 1. 10 hinterlassen, ein feingliederiges, aber, wie es der Wunsch der Zeit war, kühl lassendes Gebäude. Ein hübscher Entwurf „Herrn Picars Gartenhaus“ (Batt'sche Sammlung Univ.-Bibl. Heidelberg) (Abb. 7) zeigt, wie der Meister auch die kleinste Aufgabe mit feinstem Formgefühl löste.

Nicht lange nach Pigage, um 1752, berief Carl Theodor, getreu der alten Tradition im Dienst der Kurpfalz nur Künstler von erstem Rang zu sehen, den in Gent geborenen Peter Anton von Verschaffelt, der durch die französische Schule gegangen und über Italiens klassische Kunst den Weg in die neu er-



Profiltafel

blühte Residenz fand. In ihm erhielt die klassizistische Schule eine überlegene Schaffenskraft und Stütze. Das Palais Bretzenheim — zu dem der Wohnpalast des Kurpfälzer Salzmonopolisten Selig Leimen, alias Baron v. Eichtal, in Leimen in nächster Verwandtschaft steht — bleibt ein glänzendes Beispiel seines umfassenden Könnens. In der früheren Zeichen-Akademie (F 6. 1 Ecke) sehen wir ein Beispiel von Verschaffelt's einfacher sachlicher Wohnbauweise.

Naturgemäß fand, schon allein dem Geist der Zeit entsprechend, Pigage's und Verschaffelt's klassizistische Schule zahlreiche Anhänger, besonders unter den kurfürstlichen Ingenieur-Architekten, die außer militärischen Bauten auch andere Bauwerke ausführten, wie wir schon bei Baumgratz gesehen haben. Zu den Klassizisten dieser Art gehört der feine Zeichner Ferdinand Denis, von dem wir äußerst peinlich ausgeführte topographische Pläne, sowie reizvolle farbige Landschaften kennen, der aber auch Baupläne, wie für das Bad bei Weinheim ausführte, und besonders der Artillerie-Leutnant Lacher, von dessen Hand der Ausführungs-Entwurf zur Fassade der Sternwarte herrührt; und nach seinem Plan wurde auch das abgebrochene ehemalige Gießhaus, dessen fein durchgebildetes Portal heute den Rathaushof schmückt, 1762 erbaut. Auch die Ingenieur-Offiziere L'Angé, Euler und Pfister gehören hierzu, deren Aufgabe sich jedoch wohl nur auf Kasernenbauten beschränkte; von letzterem steht heute noch die in Neuburg a. d. Donau, deren Gesamtformen sich in den altherkömmlichen Mannheimer Linien, gemischt mit klassizistischen Einschlägen, bewegen.

Und zu der Schule all dieser Architekten, unter Führung der beiden großen Meister, gehören außer Neubauten noch eine ganze Reihe Ein- und Umbauten von Mannheimer Häusern, wie wir sie allenthalben noch finden. An dem Hause M 2 Nr. 8 ist ein weiterer klassizistischer Bürgerbau erhalten geblieben, wie auch das stattliche, außen jetzt stark entstellte Haus L 2, Nr. 9, das, wie die Inschrift im Hofe besagt, 1782 von Johann Sebastian, Reichsfreiherr von Castell auf Bedernau wohl erbaut wurde, auch dieser späteren Zeit angehört. — In vorderste Linie der klassizistischen Bürgerhäuser ist das hervorragende Haus L 4 Nr. 4 einzureihen, dessen ganze Lösung uns auf den ersten Blick die Hand eines ausgezeichneten Künstlers der Schule Pigage's — Verschaffelt's verrät. Interessant ist, daß nur ein Teil des Grundstückes mit der neuen klassizistischen Front überbaut wurde, während der linke Teil eine ältere Fassadenbildung zeigt, die stark an Rabaliatti erinnert, der mit der Familie des Besitzers freundschaftlichst verbunden war. Das Grundstück gehörte früher der, auch außerhalb Mannheims stark beschäftigten, angesehenen Baumeisterfamilie der Prior und wurde nach dem Tode des alten Hofkammerbaumeisters Johann Prior dessen Sohn Mathias Prior um 1762 zugeschrieben, der dann wohl den Neubau errichtete, für den er nur den von der Torfahrt aus rechten Teil des alten Baues niederlegte, den linken Teil dagegen unverändert stehen ließ.

Auch der spätere Lehrer der Zivil- und Militärbaukunst Johann Andreas Traitteur, sei nicht übergangen, der in Heidelberg Beweise seines Könnens hinterließ, obgleich ihm hier bisher kein Bauwerk nachzuweisen ist. Wie sich die älteren Meister zu seiner und damit auch zur klassizistischen Schule einstellten, beweist ein Bericht des schon alternden Rabaliatti (gestorben 1782) über des Meisters Konkurrenzplan beim Ilvesheimer Kirchenbau von 1780, in welchem er sagt, er finde daran „hauptsächlich in der Steinhauer ueberschlag viele Narredeyen, als risaliten antique guirlanden rosetten pp vorgeschrieben und zu gelt ausgeworfen, welche jedoch zu einer Dorff Kirche ganz ohnnöthig.“

Mit der Verlegung des Hofhaltes nach München 1779 war für Mannheim die kurze, aber große Glanzzeit einer Residenz für alle Zeiten vorbei. Wie sie einstmals mit ihm eingezogen waren, so gingen sie auch wieder dem Hofe nach, all die Künstler, denen die Stadt ihre schönsten alten Bauwerke verdankt, und mit ihnen ging ein großer Teil der Bevölkerung. Die Bautätigkeit lag völlig darnieder. Handel und Wandel stockten; es wurde still in der Stadt, in deren Straßen, wie es Carl Philipp, Heidelberg einst angedroht hatte, das Gras wuchs. Und auch die Befreiung der Stadt von dem einengenden Gürtel der Festungswerke, die geschleift wurden, führte kein neues Leben in die einst blühende und lebensvolle pfälzische Residenzstadt, die man, wie Rieger berichtet, um 1824 „ein überirdisches Pompeji" nannte.

So kommt es auch, daß der Übergangsstil des eigentlichen neuklassizistischen Zeitalters, das uns in Mittel- und Norddeutschland und selbst in Karlsruhe so viele eindrucksvolle Bauten hinterließ, hier ganz fehlt; nur ein Baudenkmal ist aus dieser Zeit vorhanden, das Dyckerhoff-Lamey'sche Haus in R 7, das als seltenes Beispiel des Baustils seiner Zeit unter allen Umständen erhalten zu bleiben verdient.

In nur kurzen Linien konnte die Bauzeit der Mannheimer Bürgerhäuser im 18. Jahrhundert umrissen werden mit dem Versuch, Klarheit über die bisher noch nicht gelöste Frage ihrer Meister zu erhalten, der hoffentlich dazu beiträgt, zur weiteren Forschung in dieser Richtung anzuregen, um so in absehbarer Zeit die Verdienste und Einflüsse der Künstler im einzelnen übersehen zu können, die sich um das Stadtbild Mannheims bei der Wiedererstehung aus Schutt und Asche und seiner Erhebung zur großen Residenz verdient gemacht haben.

Heimat*

Hat der Mannheimer auch eine Heimat? Lebt nicht der größte Teil der Mannheimer Bevölkerung in Mietwohnungen, so daß er nicht einmal von einem Vaterhaus im eigentlichen Sinne sprechen kann? Und doch wird auch die moderne Großstadt zum teuren Heimatboden, wenn wir nur erst ihre Eigenart, wenn wir nur erst ihre Seele verstehen lernen. Wohl ist für manchen das Leben in der Großstadt schwer. Mancher keucht unter der Bürde seines Berufes, der ihm oft nicht angemessen erscheint oder der ihm kaum die Lebensmöglichkeit bietet. Mißmutig und verbittert geht er von der Arbeitsstätte nach Hause und denkt auch in den Stunden, die der Entspannung dienen sollten, mit Schrecken an den kommenden Tag, der ihm wieder neue Arbeit und neue Sorgen bereitet. Und dennoch! Wie viel leichter wird uns die Arbeit, wenn wir uns gewöhnen, sie mit etwas mehr Freudigkeit zu vollbringen, wenn wir uns üben, auch in der unscheinbarsten Kleinarbeit eine gute Seite herauszufinden und uns betrachten als Rädchen im großen Räderwerk des modernen Lebens, das ohne unsere treue Mitarbeit still stehen müßte. Haben wir so unser eigenes Handeln veredelt, dann halten wir unser Herz jung, schreiten mit hellen Augen durch die Wunderwelt unserer Großstadt, sind stolz darauf, ihr angehören zu dürfen und tragen stets den Wunsch in uns, an ihrem Wohle, an ihrem Emporblühen mitarbeiten zu können. Erst dann sind wir ein Bestandteil ihrer vielgestaltigen Seele, fühlen ihren Pulsschlag als unsern eigenen und werden sie mit Stolz und Freude unsere Heimat nennen.

Julius Münch, Mannheim.

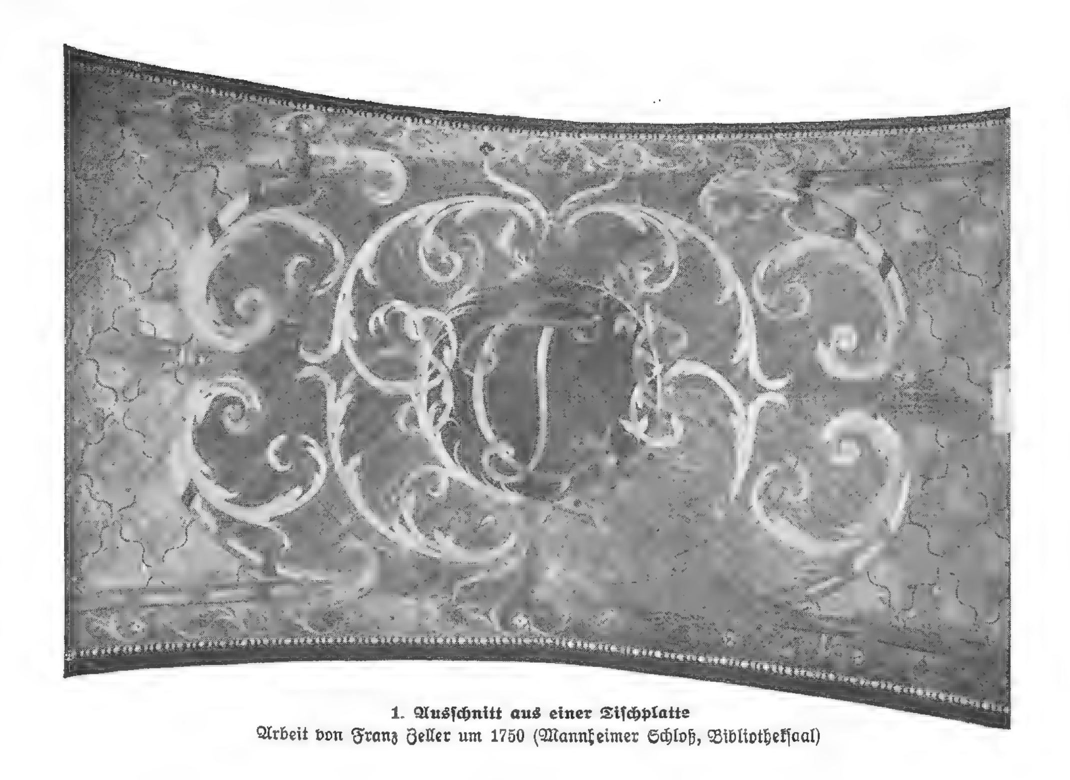
*Aus „Frisch auf". Mitteilungen des Odenwaldklubs, Ortsgruppe Mannheim-Ludwigshafen e. V., Herausgeber J. Münch, Mannheim.



Schülerbild (Ölgemälde) Albert Henselmann, Mannheim (Freie Akademie)



An der Tauber (Kreidezeichnung) Wilhelm Morano, Mannheim



1. Ausschnitt aus einer Tischplatte
Arbeit von Franz Zeller um 1750 (Mannheimer Schloß, Bibliotheksaal)

Altes Mannheimer Kunsthandwerk

Von Gustav Jacob, Mannheim

Mannheim hatte im ersten Jahrhundert seines Bestehens kaum irgendwelche handwerkliche Tradition gekannt, die eine persönliche Note gehabt hätte. Erst als in unserer Stadt die staatlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse so gegeben waren, daß ein Stamm von Kunst- und Bauhandwerkern sich heranbilden konnte, begannen auch die Arbeiten Gestalt zu gewinnen, die man am besten zwischen die beiden Begriffe Kunst und Handwerk stellt. Das geschah um das Jahr 1720, als der Kurfürst Karl Philipp Mannheim zur Residenz erkor. Was hier an künstlerischer Qualität geleistet wurde, steht in Verbindung mit dem Riesenbau des Schlosses, der, aus dem Willen zur Macht und zur Repräsentation geboren, den bisherigen bodenständigen handwerklichen Maßstab völlig sprengte. Mit dieser Anspannung, ja fast Überspannung aller Kräfte, entstanden nicht allein auf dem Gebiete der Architektur Energien, die alles bisher Dagewesene erheblich überschritten, nein auch der kleine Handwerker, der größtenteils im Dienste des Hofes stand, wurde zu stärkeren Leistungen angespornt. Daß dieses Kunsthandwerk nun parallel geht mit den großen Entwicklungsreihen innerhalb des 18. Jahrhunderts, ist selbstverständlich, denn die Blütezeit dieses Handwerks füllt die ganze Spanne, welche die Mannheimer Regententage der Kurfürsten Karl Philipp und Karl Theodor umschreiben, von 1720—1778, also rund 60 Jahre lang. Den mannigfachsten Formen, von der unbekümmerten hemmungslosen Phantasie des Rokoko bis zu den Versuchen im Anschluß an die Wege, die Winkelmann gewiesen hatte,



2. Rokoko-Schreibkommode um 1750,
ehemals im Besitz des Frh. v. Reibeld (Schloßmuseum)

dem antiken Ideal in irgendeiner Form nahezukommen, werden wir in gewissem Grade hier wieder begegnen, denn diese Schöpfungen stehen völlig im Dienst der großen künstlerischen Aufgaben.

Was nach dieser Zeit geschaffen wurde, verrät sicherlich tüchtiges technisches Können, aber es erreicht nicht mehr das geistvolle Temperament des 18. Jahrhunderts, dem die französische Revolution so jäh ein Ziel setzte.

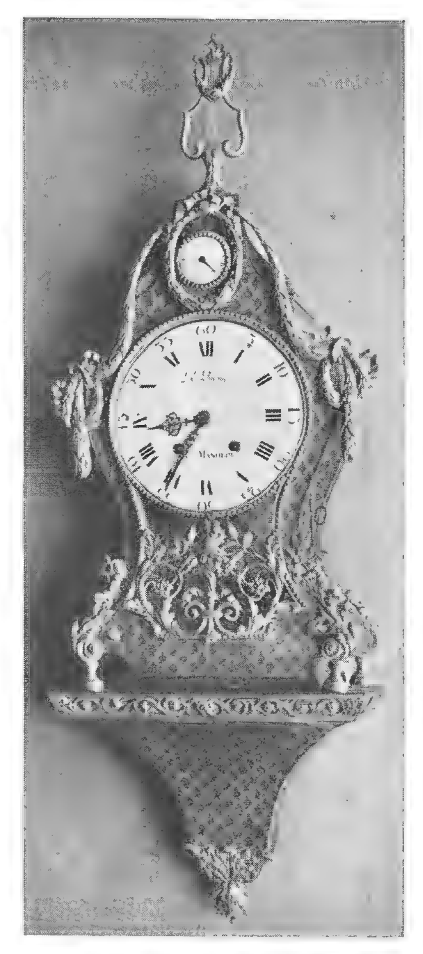
Sehen wir uns zunächst die Erzeugnisse des Mannheimer Tischlerhandwerks an. Wir werden dabei scheiden müssen in Arbeiten für den Kurfürstenhof, welche zu den repräsentabelsten Zeugnissen auf dem Gebiet des Mannheimer Kunsthandwerks gehören, und in solche, die mehr dem bürgerlichen Leben dienten, wozu auch die schlichten kräftigen Formen der Zunftaltertümer zu rechnen sind.

Die Mobiliarausstattung der Prunkräume im Mannheimer Schloß steht im engsten Zusammenhang mit der Stilbildung des 18. Jahrhunderts. Vieles, ja sehr vieles von diesen Möbeln ist aus Mannheim verschwunden. Aber schließlich gehören zu der Ausgestaltung nicht nur Konsoltische, Prunktische, Sofas und Sessel, Kabinettschränke und vornehme Schreibtische, sondern auch die Parkettböden. Mannheim besaß einen Kabinettstischler, dessen hervorragende Arbeiten uns heute noch im Schloß erhalten geblieben sind. Es ist der Hoftischler Franz Zeller (geb. 1687), von dessen Hand die kunstvollen Parkettböden im Rittersaal, im großen Bibliotheksaal sowie die Böden im Ostpavillon des Mitteltrakts des Mannheimer Schlosses (heute Schloßmuseum, Porzellansammlung Carl Baer) stammen[1]. In den fünfziger Jahren des 18. Jahrhunderts entstanden, zeigen die Böden des Ostpavillons eher noch barocke Tendenz. Geschweifte Bänder aus Ebenholz wechseln mit fächerförmigen Ecken, ovale Felder mit Stab- und Blumeneinlagen lösen solche in quadratischer Form mit geschwungenem Bandwerk ab. Ähnliche ornamentale Gebilde, ver-

[1] Über die Herkunft der Familie vgl. den Aufsatz von W. W. Hofmann im „Neuen Archiv für die Geschichte der Stadt Heidelberg und der Kurpfalz, Bd. XIII“.

schiedenartig variiert, treten auch bei dem Parkettboden des großen Bibliotheksaales auf, der sich bis zum heutigen Tage prachtvoll erhalten hat. Der Boden des Rittersaales, den Franz Zeller 1752 schuf, mußte in den 1890er Jahren erneuert werden, aber die genaue Kopie läßt noch den Reichtum und die Erfindungsgabe des Künstlers erkennen und gibt zugleich Zeugnis von dem erlesenen Geschmack und der sprudelnden Lebenshaltung des Mannheimer Rokoko. Kreisförmige Felder mit sternförmiger Intarsia aus verschiedenfarbigen Hölzern, ovale Flächen mit eingelegten Ranken stimmen wundervoll zu dem vornehmen Gesamteindruck des Raumes, mit dem überwältigenden Deckengemälde Cosmas Damian Asams und den köstlichen Stukkaturen Paul Egells.

Auch manches alte Mannheimer Adelspalais läßt uns heute noch die bedeutsame Sprache der Mannheimer Kunsttischlerei erleben. Wir nennen das Haus N 3. 4 (heute Darmstädter und Nationalbank), das 1733 der Vize-Kammerpräsident Frh. von Reisach, seit 1795 Frh. v. Dalberg besaß. Im prunkvollen Saal im ersten Obergeschoß hat sicherlich die Hand Franz Zellers gewaltet.



3. Louis seize-Wanduhr mit Konsole von R. Quosig, Mannheim um 1770 (Schloßmuseum Mannheim)

In dem gleichen Zusammenhang wären die Tische zu erwähnen, die Zeller für das Geschäfts- und Sitzungszimmer der Akademie der Wissenschaften anfertigte[1]. Diese stehen heute im großen Bibliotheksaal. Es sind zwei lange Tische, die Platte in vornehmer konkaver Schweifung. Die Oberfläche zeigt wieder die für Zeller typischen, eingelegten Ranken und Blumen, mit welchen der Künstler die Oberfläche spielerisch auflöst. In der Mitte wird das verschlungene eingelegte Monogramm CT bzw. EA sichtbar. Diese beziehen sich auf den Kurfürsten Carl Theodor und seine Gemahlin Elisabeth Augusta. Die seit Jahren an prächtigen Aufgaben der Kunsttischlerei geschulte Hand Zellers ruft Schöpfungen hervor, die an erster Stelle des Mannheimer Kunsthandwerks stehen. Wir heute, die wir auf Zweck- und Werkformen eingestellt sind, mögen diese Dinge vielleicht als Spielerei mit dem Material bezeichnen. Schaut man indes näher zu, so lassen diese Möbel eine Sicherheit in der technischen Behandlung erkennen, die uns staunende Bewunderung abringt.

Daß das Mobiliar, das doch in jeder Hinsicht einen Bestandteil des Raumes bildet, den Stilwandel der Innendekoration mitgemacht hat, ja mitmachen muß, ist

[1] Einen Ausschnitt der Tischplatte gibt Abb. 1.



4. Oberlichtgitter vom Hause B 1, 6 um 1730, ehemals im Besitz des Freiherrn von Hacke

selbstverständlich. Es schließt sich den großen Grundmotiven der Raumkunst des 18. Jahrhunderts unmittelbar an. So ist auch die bürgerliche Tischlerkunst durchaus von der Zeitwelle erfaßt worden und blieb von dem Wandel des Stilumschwungs vom Rokoko zum Louisseize nicht unberührt. Das zeigen vor allem die von den Hofschreinern Zeller und Graf in vier Räumen des Erdgeschosses im Ostflügel des Schlosses aufgestellten Glasschränke, Schubkästen, Pulttische, sowie die Schaugalerien. In diesen Räumen befand sich das 1765 von Collini aufgestellte Naturalienkabinett. Mit sicherem Stilgefühl haben hier die Hoftischler ihre Aufgabe durchgeführt. Nirgends zeigt sich irgendwelche Überladenheit und überflüssiger Zierrat. Aus der großen Gesamtform heraus ist der Weg zur eindrucksvollen Einzeldekoration gefunden. Maßvolle Rocaille-Schnitzereien verzieren das Rahmenwerk und die geschweiften Abschlüsse. Ist der Schmuck dieser einzelnen Möbel naturgemäß stärker an den Raum gebunden und nur in der Detaildurchbildung einer formalen Abwandlung fähig, so ist die Lösung doch durchaus eigenartig, die Zeller und Graf hier gefunden haben. Deutlich erkennt man die Entwicklung von der gesteigerten Rokokokurve, die von Palmzweigen begleitet wird, zum beruhigten Louisseize, das hier vornehmlich in Wappenkartuschen und Porträtreliefs seinen Ausdruck findet.

Von der übrigen beweglichen Ausstattung des Mannheimer Schlosses, die uns Zeugnis der hochstehenden handwerklichen Tradition sein könnte, ist — wie gesagt — nahezu alles verschwunden. Es sei aber hier eines Möbels gedacht, das seit langem sich im Besitz des Mannheimer Altertumsvereins befindet und heute eine



5. Gitterabschluß am Mitteltor der Mannheimer Jesuitenkirche. Arbeit von Philipp Reinhard Sieber 1754

Hauptzierde des Möbelsaales im Mannheimer Schloßmuseum bildet (Abb. 2). Es ist ein Rokokoschreibschrank, der aus dem ehemaligen freiherrlich von Reibeld'schen Besitztum in Käfertal stammt. Er stellt den völlig entwickelten Rokokotypus dar. Man sieht wie die ausbauchenden Kurven in Gegenschwüngen verlaufen. Alles ist in Auflösung geraten und trotzdem bleibt der Ornamentgedanke durchaus einheitlich in der Art, wie das kommodenförmige Unterteil, das Mittelteil und der Aufsatz gegeneinander abgewogen sind. Bereichert wird dieser Gesamteindruck durch eine bizarre Rocaille-Schnitzerei, durch ebensolche Beschläge und nicht zuletzt durch die prachtvolle Maserung der Nußbaum-Wurzel-Furniere. Auf dieser wundersamen Oberfläche bricht sich mannigfach das Licht. Ein solches Stück, bei welchem die Technik mit spielender Leichtigkeit überwunden zu sein scheint, gehört mit zum Originellsten, was auf dem Gebiete der Mannheimer Möbelkultur des 18. Jahrhunderts hervorgebracht wurde. Diese Arbeit trägt durchaus den Charakter einer schöpferischen Meisterpersönlichkeit, die allerdings bis heute noch nicht faßbar ist.

Zu der beweglichen Ausstattung der Innenräume gehören auch die Uhren. Mannheim besaß im 18. Jahrhundert manchen Uhrmacher, der beachtenswerte Leistungen hervorbrachte. Kunstvolle Standuhren verfertigte Martin Krapp. Er bevorzugt klare gefestigte äußere Formen. Die Oberfläche ist oft mit einer vornehmen Bandintarsia versehen. Die gravierten Zifferblätter zeigen Kartuschenwerk oder Wappen. Zu bedauern bleibt nur, daß die hochwertigsten Erzeugnisse des Hofuhrmachers Krapp wahrscheinlich aus Mannheim verschwunden sind. Von einem weiteren Mannheimer Uhrmacher haben sich interessante Arbeiten erhalten, von R. Quosig. Er liebt den Stil der Zopfzeit, dessen Schmuckgedanke bereits verarmt ist (Abb. 3). Die Zopfguirlande bildet eine rein gegenständliche Begleitung der äußeren Form des Uhrkastens, ohne mit diesem zu einer Einheit zu verwachsen. Aber in der farbigen Behandlung der Oberfläche und auch rein formal erinnern diese Uhren noch stark an die Rokokozeit, allein schon wenn man sieht, wie sich das Kurvenspiel, das in der Konsole bereits angeschlagen wird, nach oben fortsetzt und in der aufgesetzten Lyra seinen beruhigten Abschluß findet. Die lockeren Bronzegehänge, aus realistisch gesehenen Blumen bestehend, überspielen den Rahmen in sprudelnder Weise.

Der originellste Mannheimer Uhrmacher scheint Johannes Strickling gewesen zu sein. Von ihm befand sich vor einigen Jahren eine interessante Uhr im Kunsthandel, die leider für Mannheim nicht gesichert werden konnte. Das Stück wirkt weniger durch die äußere Erscheinung, es ist nicht etwa ein Prunkstück, das fremde und einheimische Motive glanzvoll miteinander verbindet. Der Wert beruht vielmehr auf der eigenartigen Behandlung des Uhrwerks selbst mit seinen zahlreichen Spielereien, wie sie auch bei Taschenuhren aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts beliebt waren. Die Uhr besitzt zwei Reservewalzen mit je vier Musikstücken, so daß im ganzen 12 verschiedene Stücke gespielt werden können. Das Zifferblatt zeigt einen beweglichen Kalender, ein Spruchband mit der Aufschrift „ita tempus fugit", sowie die sitzende Figur des mit zahlreichen Attributen umgebenen geflügelten Chronos.

Auch die Mannheimer Zünfte haben manche interessante Arbeit in Holz als ihr Eigentum gehabt. Da sind zunächst eine Reihe schöner Zunftladen zu nennen, die Laden der Schlosser, Goldschmiede, Dreher, Glaser, Bäcker, Zimmerleute, Hafner, Fischer usw., die heute im Schloßmuseum aufgestellt sind. Ihre schmucke äußere Form, die oft durch schöne Einlegearbeit gehoben wird, läßt den einstigen Wohlstand mancher Zunft deutlich erkennen. Vor allem fällt die Zunftlade

der Mannheimer Bäcker als besonders köstliches Stück in eigenartiger, ovaler Form mit vergoldeten Klauenfüßen und Blumenintarsia auf. Die Dreher wußten ihrer Lade durch korkzieherartig gedrehte und bemalte Säulen ein anschauliches und charakteristisches Gepräge zu verleihen. Ein originelles großes Faß mit dem Monogramm des Kurfürsten Karl Philipp (gleichfalls im Zunftsaal des Schloßmuseums), welches die Mannheimer Küferzunft am 20. Januar 1740 auf dem zugefrorenen Rhein anfertigte, mag als weiteres Beispiel dienen, wie sehr die handwerkliche Tradition im Mannheimer Zunftwesen Fuß gefaßt hatte.

Wertvolle, geradezu künstlerisch hochstehende Lösungen finden wir auch unter den Arbeiten aus Eisen. Im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts werden sich die künstlerischen Arbeiten mehr auf das Beschlagwerk auf Schlössern beschränkt haben. In dem Organismus der Räume des 18. Jahrhunderts, die in unerhörter Einheitlichkeit ihr Dasein fristen, begegnet uns manches interessante Schloß. Wir brauchen nur mit aufmerksamem Auge einige Zimmer im Kaufhaus oder im Schloß zu durchspüren um zu erkennen, mit welcher Sicherheit diese kunstvollen Arbeiten in die Fläche der Tür hineingesetzt sind. Die Umrißwirkung beschränkt sich meist auf einfache, rechteckige Formen, aber durch eingravierte Figuren und ähnlich behandeltes Ornament sind diese Flächen auf das reizvollste belebt.



6. Gitterabschluß am Hoftor des Mannheimer Zeughauses 1779

Vereinzelt finden sich aber auch aus der Frühzeit des 18. Jahrhunderts einige recht interessante Oberlichtgitter. Wir führen als Beispiel dasjenige vom Hause B 1, 6 an (Abb. 4). Das Gebäude befand sich früher im Besitz des Frh. von Hacke, des kurfürstlichen Oberstjägermeisters Karl Theodors. Die Arbeit steht noch im Zeichen des Bandelwerkstiles. Das Gitter ist entstanden etwa zu der Zeit, als die italienischen Stukkateure Eugenius und Cyprianus Castelli, ferner Ferretti, der ältere Pozzi und Ricardi die früheren Decken des Mannheimer Schlosses im Bandelwerkstil schufen. So wie hier, zeigt auch das schmiedeeiserne Gitter des Hauses B 1, 6 keineswegs die Formen des reifen italienischen Barock, das sich vornehmlich auf die Anwendung von Akanthusranke und Kartusche beschränkt, vielmehr pendeln diese Arbeiten zwischen kapriziöser Freiheit und gewisser Gesetzmäßigkeit und Zucht. Erinnerungen an die Augsburger und Nürnberger Stecher aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts werden wach. Es schwingen und quellen die Formen, zwischen den Blattranken sitzen Vögel, im Mittelpunkt befindet sich eine Vase, aus der ein üppiger naturalistischer Blumenstrauß quillt.

Es gibt in Mannheim noch eine ganze Reihe von Oberlichtgittern sowie Fenstervergitterungen, auf die hier im einzelnen nicht eingegangen werden kann; es gilt hier an einigen markanten Beispielen die Haupttypen dieser Handwerks-



7. Silberner Jubiläumsbecher Mannheim 1707
(Schloßmuseum Mannheim)

kunst zu kennzeichnen[1]. Die Arbeiten der Gitterschmiede treten um die Mitte des 18. Jahrhunderts stärker in den Vordergrund. Diese Schmiede waren nicht immer selbständige Künstler, und sie wußten ihre Motive nur mit Hilfe der leitenden Architekten zu gestalten. Die hervorragendste Arbeit auf diesem Gebiete ist unstreitig der Gitterabschluß der Mannheimer Jesuitenkirche (Abb. 5). Sie kann sich getrost neben die Gartentore stellen, die Meister Oegg für die Würzburger Residenz schuf. Der Meister, der diese Gitter 1754 fertig stellte, war der Mannheimer Bürger und Schlossermeister Philipp Reinhard Sieber[2]. Wir müssen annehmen, daß Sieber einen Entwurf des leitenden Architekten Raballiati als Vorlage benutzt hat. Mit diesem Gitter, das der monumentalen Fassade der Jesuitenkirche den prächtigsten Abschluß gibt, ist der Ruck zum Rokoko vollendet. Das leichte Gitterwerk scheint beinahe die feste Architektur auflösen zu wollen, das Rocailleornament kennt kaum eine Grenze mehr. Es schäumt über und versprüht grotesk. Die Klarheit, wie sie der Innenraum der Kirche zeigt, ist verschwunden. Das vertikale Stabwerk ist überschnitten durch eine Flut von Laubwerk. Dieses Pflanzenwerk beschreibt unregelmäßige Zickzack- und Schnörkelzüge. Die Erinnerung an spätgotisches Maßwerk liegt sehr nahe; wie dort, so wird auch hier das Blattwerk immer magerer, so daß der Stamm des Zweiges nur noch als Linie erscheint. Daneben steht die typische Form des Rocaille, die von Frankreich importiert, durch Effner und Cuvilliés in Süddeutschland weitgehende Verbreitung gefunden hat. Als oberer Abschluß dient der Kurhut, der auf einem üppigen Blumenrankenwerk sitzt. Der geschweifte obere Torrahmen zeigt die Monogramme des Kurfürsten Karl Theodor und der Elisabeth Auguste. Von der gleichen Qualität sind auch die beiden seitlichen Tore.

Die gleiche handwerkliche Sicherheit verrät das nördliche Abschlußtor des Arboretums im Schwetzinger Schloßgarten. Der Entwurf hierzu stammt gleichfalls von Raballiati, während die Ausführung vier Mannheimer Schlossermeister übernahmen[3]. Die ornamentale Gestaltung ist vereinfacht, die einzelnen dienenden Glieder monumental zusammengefaßt. Das Kunsttechnische wirkt dadurch noch eindrucksvoller. In diesem Zusammenhang sind schließlich auch die schmiedeeisernen Abschlußgitter

---

[1] Zur Orientierung nennen wir in diesem Zusammenhang die Oberlichtgitter des Hauses L 4. 2; A 3. 3. Den entwickeltsten Rokokotypus zeigt das Gitter in N 2. 10.

[2] Er wohnte mit seiner Frau Susanna geb. Schwartzenbach im Quadrat A 2.

[3] Vgl. Sillib, Schloß und Garten in Schwetzingen. Heidelberg 1907, S. 40 f.

des Oberndorff'schen Schlosses in Neckarhausen (früher Edingen) zu erwähnen. Es sind sicherlich Mannheimer Arbeiten des Spätrokoko, in denen sich die seltsame Ruhe des Stabwerks mit den symmetrischen Rocaillespielereien vereinigt.

Im gleichen Jahre wie das Schwetzinger Tor im Arboretum (1756) entstanden die Geländer der beiden Büchergalerien im großen Bibliotheksaal des Mannheimer Schlosses. Es ist zu bedauern, daß man diese Arbeiten nicht auch Sieber, dem Meister der Gittertore der Mannheimer Jesuitenkirche, übertrug. An Stelle von ihm wurden die Schlossermeister Fröckmann, Joh. Christ. Hoff und Joh. Strickling berufen. Sie schufen ein Gitter in vornehmer Stabführung, dazwischen schiebt sich einfaches Band- und Blumenwerk, das von Rosetten begleitet wird. Öfters kehren auch hier die verschlungenen Monogramme CT und EA wieder.

Den Rückschlag im künstlerischen Wollen der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bedeuten die Hoftore zu Verschaffelts Zeughaus, das 1779 entstand (Abb. 6). Die komplizierten Bildungen sind verschwunden, das vertikale Stabwerk bleibt ohne jegliches ornamentale Detail. Es schießt wuchtig nach oben, um dort von einem horizontalen Stab aufgefangen und abgeschlossen zu werden. Der ornamentale Gedanke wiederholt sich in rhythmischem Wechsel. Als letzter Ausklang des Rokoko wagt der obere Aufsatz sich in graziösem Schwung zu erheben und in der aufgesetzten Krone auszumünden. Das Tor selbst ist eingerahmt von zwei rein blockhaft gesehenen Pfeilern, die mit ihrer ganzen Schwere nach oben drängen, um dort in wuchtigen kriegerischen Trophäen zu enden.



8. Silberner Zunftpokal der Mannheimer Bäckerzunft von Johann Ernst Hübschmann 1727 (Schloßmuseum Mannheim)

Die handwerkliche Tradition der Gitterschmiede hat sich bis in die Gegenwart hinein erhalten. Wir nennen hier in diesem Zusammenhang nur den Gittertorabschluß von Joseph Neuser für die Mannheimer Gewerbeschule der sich 1900 auf der Pariser Weltausstellung befand und heute die schmuckvolle Einfahrt zum neuen Krankenhaus bildet.

Über die Arbeiten aus S t e i n können wir uns kurz fassen. Die zahlreichen Nischen und Heiligenfiguren, die sich an manchen Alt-Mannheimer Häusern heute noch erhalten haben, kommen in diesem Zusammenhang als zur Plastik gehörig nicht in Frage. Die Schlußsteinmasken an den Arkadenbögen im Schloßhof sowie am Kaufhaus werden in den Aufsätzen über die betreffenden Bauten berücksichtigt werden und können hier deshalb übergangen werden. Zu erwähnen wären zwei Wappen aus Stein, die sich heute in der stadtgeschichtlichen Abteilung des Schloßmuseums befinden. Das eine ist ein großer Wappenstein von der ehemaligen



9. Zinnkanne der Mannheimer Metzgerzunft mit Widmung von Johann Wilhelm Grau (Grohe) 1698 (Schloßmuseum Mannheim)

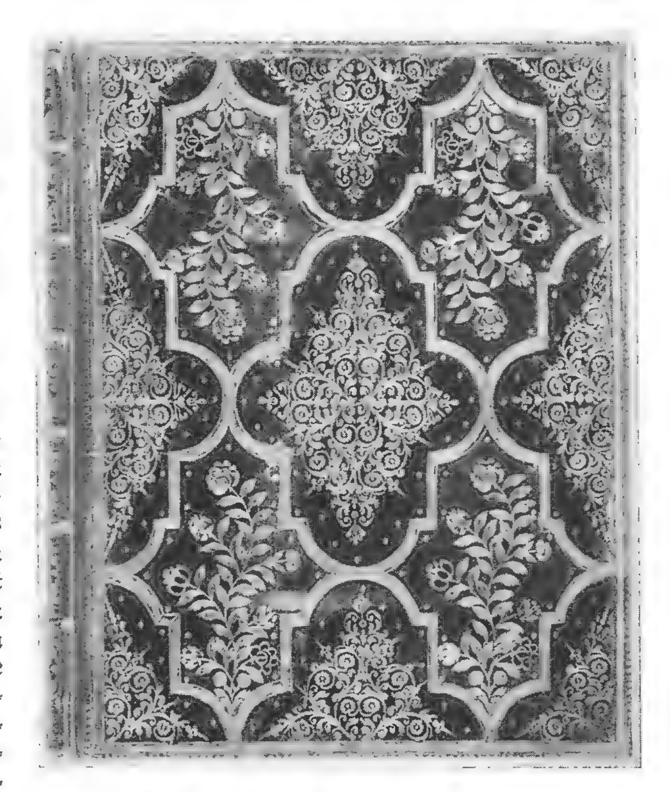
Kapuzinerkirche aus dem Jahre 1706. Füllhörner mit Palmzweigen umgeben das Allianzwappen des Kurfürsten Johann Wilhelm und seiner Gemahlin Anna Maria Luise geb. Prinzessin von Toscana (Medici-Wappen mit den Kugeln). Dieser Wappenstein ist in späterer Zeit bunt bemalt worden. Er läßt eine sichere und geschmackvolle Steinmetztechnik erkennen. Das zweite Wappen befand sich ehemals am sogen. Prinzenstall in Mannheim in C 7. Es ist aus rotem Sandstein gefertigt und zeigt das Wappen des Pfalzgrafen Friedrich von Pfalz-Zweibrücken, Linie Birkenfeld-Zweibrücken-Rappoltstein.

Innerhalb unserer Stadt wäre das Haus N 2, 4 zu nennen, das auch allein bautechnisch zu den vollkommensten Alt-Mannheimer Gebäuden gehört. Es gehörte 1733 dem Hofkammerpräsidenten Frh. von Mayberg, dann dem Grafen Riaucour und kam 1793 in den Besitz der Gräfin Maria Anna von Waldkirch, geb. Riaucour. Das steinerne Allianzwappen (Riaucour-Wrede), das sich oben im Giebelfeld befindet, sowie die verschlungenen Initialen VR in der Mitte des schmiedeeisernen Balkongitters weisen auf die ehemaligen Besitzer der Riaucour's hin. Ähnliche Wappendarstellungen befinden sich an den Häusern A 2, 1 (Bretzenheim'sches Haus) und L 2, 9 (Wappen des Reichsfreiherrn von Castell 1782, im Hof dieses Hauses).

Außer steinernen Wappen haben sich auch sonstige Arbeiten aus Stein erhalten, die größtenteils zum Schmuck von Türgesimsen dienten. Wir nennen hier das Haus N 4, 1, welches lange das Wirtshaus zum goldenen Bock war. Über der Türe befand sich ein riesiger liegender Bock mit großen Hörnern, der vergoldet war. Heute, nachdem dieses Haus umgebaut ist, wurde dieses Schildtier an der Hofmauer angebracht. Eine ganz ähnliche Arbeit befindet sich am Hause S 1, 15 an der Wirtschaft zum großen Hirsch. Über dem schönen klassizistischen Portal mit dem aufgelegten Louisseizegehänge ist ein liegender Hirsch angebracht.

Wenn auch die Einzelwerte dieser Steinarbeiten auf nicht allzu hohem Niveau stehen, so haben sie trotzdem eine gewisse dekorative Note, die im Zusammenhang mit dem Gesamtkunstwerk eingeordnet werden muß. Sie erfüllen ihre Aufgabe im Dienste des Ganzen[1].

[1] Auf weitere Einzelheiten kann in dieser zusammenfassenden Darstellung nicht eingegangen werden. Als orientierende Literatur sei genannt: Beringer-Singer, Türen und Tore von Alt-Mannheim, Heimatblatt Vom Bodensee zum Main, Nr. 2, hrsg. vom Landesverein Badische Heimat.



10. Einschreibbuch der Mannheimer Buchbindergesellen (Schloßmuseum Mannheim)

Wir können die Zusammenstellung der Erzeugnisse des Kunsthandwerks nicht beschließen, ohne wenigstens kurz noch einige Altertümer der Zünfte erwähnt zu haben. Sehen wir uns zunächst die Arbeiten der Mannheimer Silberschmiede an. Die Innung der Mannheimer Gold- und Silberarbeiter wurde auf den Weihnachtstag 1732 gegründet [1]. Die ältesten Mannheimer Gold- und Silberschmiede Winz und Schnell machten im Oktober 1725 [2] eine Eingabe um Einführung eines offiziellen Stempels. Von da an war es verboten, mit ungestempeltem Silber zu handeln. In den Artikeln der Gold- und Silberschmiede waren die Meisterstücke genau benannt. Das Meisterstück der Goldarbeiter bestand „in einem zusammengeschlossenen Ring mit einem doppelten Kasten, darinnen sieben Steine versetzet, welcher aus freier Hand poßiert werden muß; 2. in einem Modell von Wachs oder Silber, so nach vorgegebener Zeichnung künstlich zu poßieren". Die Silberarbeiter hatten zu fertigen: „1. ein Trinkgeschirr nach Zeichnung, wie solche ihm vorgelegt wird, 2. eine getriebene Platte." Zu den Arbeiten wurde nur 18karätiges Gold verarbeitet. Oft kam es vor, daß das Meisterstück durch Geld abgelöst werden konnte, ein etwas zweifelhaftes Verfahren, das allerdings die oft sehr bedürftige Kasse der Innung füllte. Das heute im Schloßmuseum aufbewahrte Meisterbuch ist zur Erkenntnis der Namen und Stempel von außerordentlicher Wichtigkeit [3]. Von den Mannheimer Gold- und Silberschmieden haben sich leider nur wenige größere Werke erhalten. Am wenigsten solche aus dem 17. Jahrhundert, wenn wir von dem 1707 bei Gelegenheit des Stadtjubiläums angefertigten Jubiläumsbecher absehen (Abb. 7). Damals wurde vom Magistrat ein Preisschießen veranstaltet, zu welchem dieser silberne Jubiläumsbecher gestiftet wurde. Der Ratsherr Chrysostomus Mang gewann ihn und schenkte ihn 1731 der Stadt Mannheim (heute Schloßmuseum). Auch im 18. Jahrhundert wurden in Mannheim kaum irgendwelche besonders typische

[1] Vgl. Albert Brinckmann, Die Innung der Mannheimer Gold- und Silberarbeiter, Mannh. Gesch.Bl. 1904, Nr. 7, Sp. 149 f.
[2] Mannh. Ratsprotokolle 1725, p. 594 ff.
[3] Vgl. Brinckmann a. a. O., Aug.—Sept. 1904, Sp. 173 f.

Silberarbeiten hervorgebracht. Die Künstler übernehmen den hergebrachten Ornamentenschatz, ohne ihn in freier Weise umzuarbeiten. Das Bandwerk, das durch die 12 Hefte „Laub- und Bandelwerk“ von dem Nürnberger Goldschmied Johann Leopold Eysler (gest. 1733) weitgehende Verbreitung gefunden hat, fand auch in der Mannheimer Silberschmiedekunst Eingang. Wir brauchen uns nur den Zunftpokal der Mannheimer Zimmerleute aus dem Jahre 1717 anzusehen, der von Johann Konrad Winz stammt. Winz war der älteste Geschworene der Zunft[1]. Dieser Pokal zeigt etwas schweres und herbes Muschelwerk, wie es für die deutsche Silberschmiedekunst der Barockzeit typisch ist. Der Künstler duldet wenig leere Fläche, zieht vielmehr das Bandwerk und die übrigen dekorativen Elemente, wie Blumen, über die ganze Oberfläche. Aber in der Anordnung dieser Motive lassen sie den sicheren Geschmack des Juweliers erkennen. Der Willkomm der Mannheimer Bäckerzunft (Abb. 8) vom 26. Februar 1727 stammt von der Hand Johann Ernst Hübschmanns, der 1734 Mannheim verließ und nach Mühlhausen verzog. Dieser Pokal ist werkgerecht, handfest gearbeitet, jedoch eines gewissen Schwungs nicht entbehrend. Er geht mehr auf das dekorativ-wuchtige, als auf zierliche Schmuckkunst aus. Der Abschlußdeckel zeigt zwei stehende Löwen, die eine Bretzel mit Krone tragen; am gebauchten Körper hängen an ziselierten Masken zahlreiche Anhängeschildchen, welche die Namen der Zunftvorsteher verzeichnen. Die Pokale der übrigen Mannheimer Zünfte wie der Metzger- und Küferzunft sind keine Mannheimer Silberarbeiten.

Was sich an Alt-Mannheimer Gebrauchssilber in Privatbesitz befindet, kann in diesem Zusammenhang übergangen werden. Dagegen sei hier einer großen Barockzinnkanne gedacht, die Johannes Grau (Grohe) 1688 der Mannheimer Metzgerzunft widmete (Abb. 9). Der Deckel zeigt die Aufschrift: Renoviert von Chrysostomus Mang. Die Form dieser Kanne ist einfach und klar, sie ist wuchtig empfunden und zeigt deutlich den Barockcharakter. Es ist die Form, die sonst überall unter dem Begriff der „Schleifkannen“ üblich ist, mit denen man das Bier heranschleifte. Die Kanne zeigt auf der Vorderseite des walzenförmigen Bauches in gravierter Arbeit einen Ochsen, der soeben geschlachtet wird. Weiter links sieht man das Haus des Metzgers, aus dem ein Hund heraustritt. Auf den drei Kugelfüßen sowie am Deckelknopf hocken Löwen, welche teilweise Kartuschen mit Inschriften halten.

Zum Schluß erwähnen wir noch kurz die Arbeiten der Buchbinder. Die Buchbinder Mannheims waren ja zunächst nicht für sich organisiert, sondern ihre Zunft umfaßte das ganze Pfälzer Land[2]. Der Sitz dieser Landzunft war in Heidelberg. Mit der Verlegung der Residenz nach Mannheim 1720 organisierten sich die Mannheimer Buchbinder bald zur selbständigen Zunft. Im Jahre 1723 wurde die Mannheimer Buchbinderzunft von den beiden Meistern Theodor Hermann Lörinck und Johann Stefan Weber gegründet. Was als Meisterstück, das zudem öfters durch Geld eine Ablösung fand, gefordert wurde, war nicht gerade dazu angetan, die besondere Fähigkeit des Prüflings zu erweisen.

Eine der interessantesten Buchbinderarbeiten, die sich erhalten hat, ist das Einschreibbuch der Mannheimer Buchbindergesellen (Abb. 10). Der Grund ist zinnoberrot, verschiedenartig variiert, der Rand zeigt zierliche Ranken mit Blumen. Da-

[1] Von Juni 1731 bis Januar 1733. Über die Merkzeichen der Mannheimer Goldschmiede und deren Arbeiten vgl. den Aufsatz von Ferd. Schmitt, Mannh. GeschBl., Mai 1908, Sp. 101 f.

[2] Vgl. Walter, Aus der Geschichte der Buchbinderzunft, Festschrift zum 13. Verbandstag der Buchbindermeister in Baden 1914.

zwischen schieben sich hier von grotesk gewundenem Bandwerk eingerahmte Felder, welche auf dunkellila Fond goldene Blumenstauden zeigen. In dem Mittelfeld schließlich ist der ganze Reiz der ornamentalen Flächenauflösung nochmals zum Ausdruck gebracht, indem sich der Überschwang der stilisierten Pflanzengebilde über die Fläche dahinstreut. Damit zeigen auch diese Arbeiten den ornamentalen Stil der Zeit, der ja für das Rokoko typisch ist. Die Dekorierung der Bucheinbände steigert sich in dem Maße, als sich die Zeichnung verfeinert und das technische Können in der Anwendung des Materials fortschreitet. Das Muster, das von schweren Blumen bis zum leichten Rankenwerk variiert, wird meist eingepreßt und vergoldet. Von Wichtigkeit ist, wie wir sahen, die Farbe des Grundes, meist wird er rot oder andersfarbig gewählt, um dadurch eine reichere Wirkung zu erzielen. Seltener treten barocke Blumen auf, die das Streben zu naturalistischer Durchbildung erkennen lassen, meist aber wird eine kleine zierliche Musterung vorgezogen, die auf schwarzem oder rotem Papp- oder Ledergrund eingepreßte vergoldete Stab- oder Gitterlisten zeigen. Oft genug befand sich auch das eingepreßte vergoldete Super-ex-libris mit dem Pfälzer Wappen auf dem Bucheinband, wie es viele in Mannheim erschienene Werke zeigen.

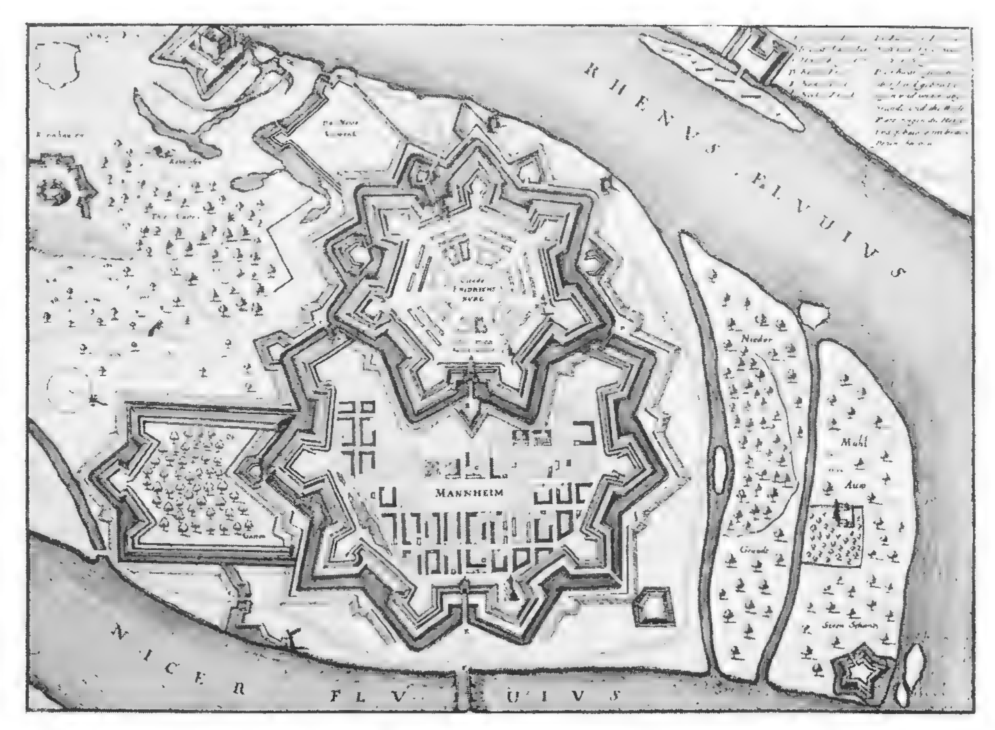
Wir haben in großen Umrissen das alte Mannheimer Kunsthandwerk an uns vorüberziehen lassen. Zeitunterschiede und Persönlichkeitsunterschiede durchdringen sich und geben diesen Schöpfungen ein lebhaftes, wechselvolles Bild. Die Fülle dieser Kleinarbeit pflegt gewöhnlich in dem Reichtum der großen künstlerischen Gesamtleistungen des 18. Jahrhunderts unterzugehen. Die Schreiner-, Schlosser-, Steinmetzarbeiten, sowie die Arbeiten der Zünfte sind letzten Endes Zeugnisse eines Stilwillens, deren Wert für uns heute vor allem in der bewundernswerten Einheit besteht, die Zweckform und Zierstück so köstlich miteinander verbindet.

Wo am Bächelche de Schlehdorn blüht . . .

Wo am Bächelche de Schlehdorn blüht,
Wo de Wiesepad in 's Tälche zieht,
Wo die Luft
Voller Glascht unn Blummeduft
Hab ich 's erschte Mol
Unn noch tausend Mol,
Ja, viel tausend Mol, mein Schatz geküßt,
Unn e Amsel hott deß bloos gewißt!
Heeß unn jung hott unser Blut geglüht,
Wo de Schlehdorn blüht . . . . . .

Wann am Bächelche de Schlehdorn blüht,
Unn de Mai lacht üwwer Rain unn Ried,
Wann die Äscht
Sinn dann g'schmückt zum Frühlingsfescht,
Wann de Sunneschein
Schtrahlt in 's Herz uns nein,
Wann die Wies' dann is mit Blumme b'schtickt
Unn de Wald mit frische Knoschpe g'schmückt,
Singt die Amsel unser Hochziglied,
Wann de Schlehdorn blüht . . . . . .

Hanns Glückstein, Mannheim

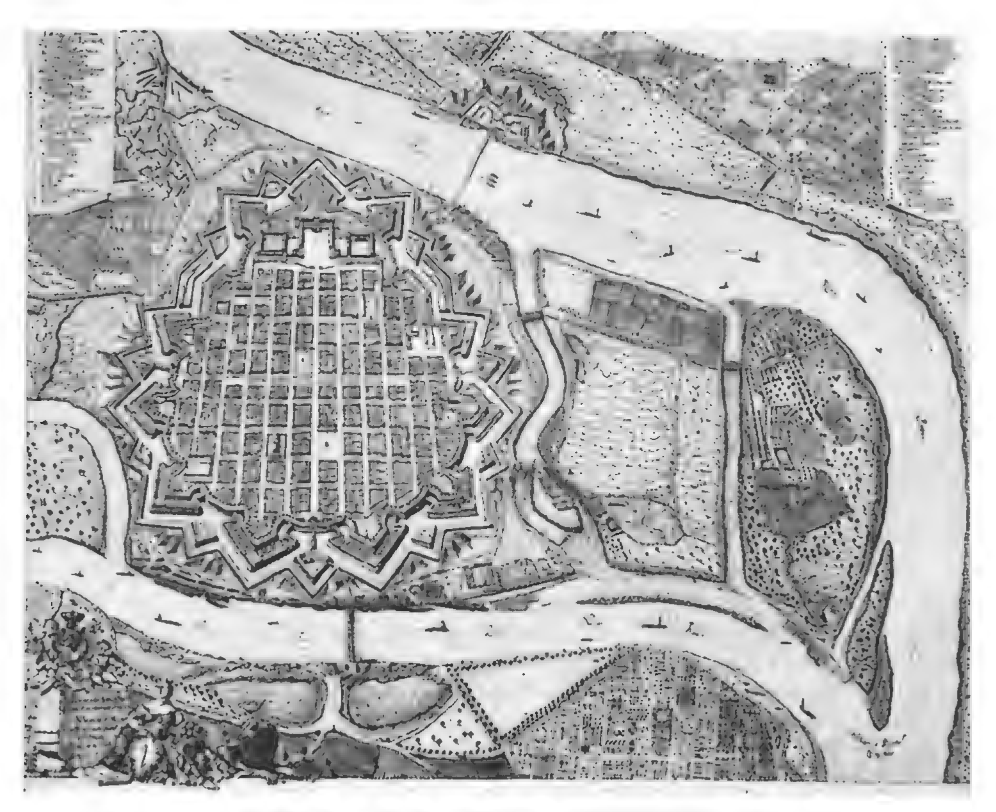


1. Mannheim im Jahr 1620, nach einem Stich von Merian

Mannheims Baukunst einst und jetzt

Von Gustav Adolf Platz, Mannheim

Die bauliche Physiognomie einer Stadt spiegelt ihre Schicksale. Das kurfürstliche Mannheim trägt in seinem strengen Grundriß und einheitlichen Aufbau die Züge des aufgeklärten Absolutismus. Die ursprüngliche Ansiedlung aus dem Jahre 1607 am Zusammenfluß des Rheinstromes mit dem Neckar (Abb. 1) enthielt schon den Keim zu dem Aufschwung, den Mannheim in der letzten Generation genommen hat. Wechselnde Flußläufe brachten mit ihren Überschwemmungen der Siedlung ehemals Not und Gefahren; aber große Sanddünen bezeichnen das heutige Hochgestade, das, vor Überschwemmungen gesichert, der Ansiedlung günstige Gelegenheiten bietet. Die Zitadelle nahm den höchsten Punkt einer Düne am Rhein ein, während der Bürgerschaft die vom Hochwasser bedrohte Unterstadt zur Ansiedlung überlassen wurde. Erst der Neuaufbau der Stadt nach der völligen Zerstörung von 1681 durch die Franzosen erweitert ihren Umkreis bis zur heutigen Bismarckstraße (Abb. 2). Um 1720 wird das neue Schloß begonnen, während der Ringwall erst um die Mitte des XIX. Jahrhunderts die Stadt vor dem Hochwasser schützt. Noch heute wirkt sich dieser Kampf mit den Elementen aus; denn jede Straße muß, soweit sie nicht auf dem Hochgestade liegt, um etwa 3 m aufgeschüttet werden So muß die Stadt ihre bevorzugte Lage bei jedem Neu-



2. Mannheim im Jahr 1758, nach einem Stich von Baertels

bau mit teueren Baukosten und verschwendetem Raum bezahlen, der in Tiefkellern vergeudet wird. Dennoch ist Mannheims Lage die Quelle seines Wohlstandes, das Geheimnis seiner Blüte. Im Stadtplan, der von holländischen Festungsbaumeistern entworfen, den rein militärischen Zweck der Anlage klar vor Augen führt, offenbart sich rücksichtslose Größe und Wille zur Macht. Die geraden Linien der Straßen dienen dem einzigen Zweck, die Stadt zu beherrschen, die Festungswerke auf schnellstem Wege mit Truppen zu besetzen, den eingedrungenen Feind von der Zitadelle auf weite Entfernung mit dem Geschütz zu erfassen. Der Vorzug des klaren, geradlinigen Plans kommt unseren gänzlich anders gearteten Anforderungen (des glatten Verkehrs) zustatten, und übt auf unsern ästhetischen Sinn den Reiz inniger Zusammenhänge, die sich in den Worten „Herrscher und Masse" deutlich genug aussprechen. Vom Sitz der Macht führen die Straßen hinaus, wie die Strahlen der fürstlichen Sonne, die dem Gemeinwesen und dem Einzelnen Schicksal bedeuten.

Wer Mannheim mit der vorgefaßten Meinung betritt, die eine angeblich schematische Einteilung der Innenstadt in Quadrate vielfach erzeugt hat, erlebt eine merkwürdige Überraschung und Umkehrung seines Urteils. Die oberflächlichen Begriffe von einer amerikanischen Nüchternheit im Stadtplan und Aufbau weichen; die anmutigen, an manchen Stellen großartigen Eindrücke der Altstadt schließen sich im Verein mit den Bildern der Oststadt und mit den Impressionen des Hafen-



3. Mannheim vom linken Rheinufer aus, Stich von F. B. Werner, 1729

und Industrieviertels zu einem neuen Bilde zusammen, das die Züge eines zielbewußt gestalteten Organismus trägt (Abb. 4).

Der kulturelle Charakter einer Stadt wird nicht so sehr durch ihre „Baudenkmäler" als vielmehr durch die Erscheinung ihrer Straßen und Plätze, Höfe und Gärten bestimmt. Auf Mannheims Stadtbild hat im XVIII. Jahrhundert *ein* mächtiger Wille gestaltend gewirkt. Die Altstadt bewahrt noch heute Schätze an Werken der höfischen und bürgerlichen Baukunst, die durch zurückhaltende Würde und freundliche Behaglichkeit den Betrachter gewinnen. Die schlichte Schönheit ihrer harmonischen Maße, Proportionen und Rhythmen, der feine Reiz ihrer edlen Detailbildung, das einträchtige Zusammenwirken zu größeren Gebilden (Baublock und Straße) gibt ihnen eine klingende Anmut, die wir im lauten Gewirr moderner Großstädte schmerzlich vermissen (Abb. 12).



4. Gesamtansicht von Mannheim um 1850



5. **Der Marktplatz um 1840,** nach einem Stich von Schnell

Viel zu wenig bekannt ist Mannheims gewaltigstes Kunstwerk, das kurpfälzische Schloß (Abb. 3), dieses Denkmal eines ungeheuer gespannten Willens, das an Einheitlichkeit und Adel der Wirkung, an Schönheit des Aufbaus und der malerischen Erscheinung mit den vornehmsten Baudenkmälern des fürstlichen Absolutismus in Europa wetteifert. Man wird in der ganzen Barockgeschichte



6. **Die Baum-Allee** (jetzt Planken), nach einem Stich von Klauber, 1780



8. **Dühringer'sches Haus**, L 4, 4, um 1770

kaum einen (ausgeführten) Schloßbau finden, der bei solchen Ausmaßen derart interessant und reich gegliedert wäre. Der geniale Grundgedanke, Aufteilung der Masse durch höhere, flachgedeckte Eckpavillons, stammt vom ersten Architekten Froimont (1720). Sein Entwurf (Hufeisengrundriß mit angefügten Seitenflügeln und Ehrenhof) hat so überzeugend gewirkt, daß zwei Herrscher nacheinander (Karl Philipp und Karl Theodor) ihre ganze Macht einsetzten, um ihn zu verwirklichen; ein seltenes Beispiel künstlerischer Weisheit, das die Bauherren dem geistigen Schöpfer kongenial erscheinen läßt.

Der äußere Aufbau des Schlosses ist schlicht und doch von stärkster Ausdruckskraft. Diese scheinbar „rationalistische" Kunst holländischen Ursprunges, die gebän-



7. **Bretzenheim'sches Palais** (jetzt Rhein. Hypothekenbank), um 1730. Architekt: Peter von Verschaffelt



9. **Haus F 2, 6** (Stetter), Zweite Hälfte des XVIII. Jahrhunderts



10. Haus Lamey, R 7, 46. Architekt: Jakob Friedrich Dyckerhoff, 1826

digte Riesenkraft verkörpert, erlebt einen höchsten Triumph auf der Gartenseite im grandiosen Verhältnis des Mittelbaues zu den Seitenteilen.

Die künstlerische Einheit des barocken Stadtbaues forderte, daß die Umgebung des Schlosses durch Regelmäßigkeit und Vornehmheit der Häuser ausgezeichnet sein sollte. Der Aufbau der Stadt wurde nach Modellen geregelt; für die Durchführung der ästhetischen Absichten hatten die „Bauzensores" zu sorgen, deren noch erhaltene Instruktion zu den interessantesten Dokumenten des Stadtbaues gehört.

Die L-Schule und das Oesterlinsche Haus bilden, fast gleich gestaltet, den monumentalen Eingang der Breiten Straße und den Auftakt zur Bürgerstadt. — Das Bretzenheimsche Palais (Abb. 7) (von Verschaffelt), jetzt Rheinische Hypothekenbank, ein Juwel der Innen-Raumkunst mit vornehm schlichten Fassaden, schließt sich würdig an. Durch das Jesuitenkolleg mit der Jesuitenkirche im Hintergrund wurde der Prospekt nach Westen geschlossen. Der Verbindungsbau des Jesuitenkollegs mit dem Schloß ist dem Neubau des Amtsgerichts und einem rücksichtslosen Straßendurchbruch zum Opfer gefallen. Die Jesuitenkirche selbst aber hat sich mit den sie umgebenden malerischen Baugruppen als Gipfelpunkt und Wahrzeichen des Mannheimer Stadtbildes, allen Stürmen zum Trotz, unversehrt erhalten. (Architekt: Allessandro Galli Bibiena.) An den zentralen Kuppel-



11. Haus D 6, 9. Architekt: Jakob Friedrich Dyckerhoff, um 1830

bau schließt sich nach dem Programm der Jesuiten das einräumige Kirchenschiff mit Seitenaltarnischen an. Der Raum ist von einer beschwingten Schönheit, sein edles Pathos von hinreißender Gewalt. Der Aufbau, ein dekoratives Prunkstück, ist auf Wirkung der Massen im Stadtbild für Nähe und Ferne genial komponiert. Die Architekturdetails sind von einer urgewaltigen Formkraft gezeugt, und durch die Lage an der Piazzetta noch gesteigert.

Das benachbarte National-Theater ist aus dem ehemaligen kurfürstlichen Schütt- und Zeughaus nach Plänen von Quaglio entstanden. Durch Mühldorfers Umbau in der Mitte des vorigen Jahrhunderts hat es die heutige Gestalt erhalten.

Das Zeughaus, die stärkste Schöpfung des Mannheimer Architekten, Bildhauers und Akademiedirektors Peter Verschaffelt, vermittelt den Zusammenhang der Provinzialkunst mit der großen Welt. Des Meisters Studien in Paris und Rom haben in diesem Werk ihren Niederschlag gefunden, das von einem leidenschaftlich bewegten, dennoch formal gebändigten Leben erfüllt ist. Die kubische Masse ist nach Art römischer Paläste gegliedert; der Portalbau durchbricht in kühnem Aufschwung die Stockwerksteilung, ohne daß die Harmonie der großartigen Fassade dadurch zerstört würde. Die schlichtere Rückseite bildet mit den Anbauten und der Umgebung eine wohlgefügte Einheit von dem eigenartigen Reiz spätbarocker Anlagen.

Das Kaufhaus am Paradeplatz im Zentrum der Stadt ist das bedeutendste Profan-Baudenkmal des Alt-Mannheim, das heute der Gemeinde als Rathaus dient.



12. Gegenbeispiel: **Wohnhäuser in der Stefanienpromenade** (zwischen 1900 und 1910)

Der vorgelagerte Paradeplatz ist das erste Glied einer Folge von Räumen unter freiem Himmel, die zusammen die Planken bilden. Es muß ein köstliches Bild gewesen sein, das dieses Exerzierfeld bot, als seine gleichmäßigen Wände noch unversehrt waren (Abb. 6). Die höfische und bürgerliche Baukunst der Carl-Theodor-stadt zeichnete sich durch eine schöne stilistische Einheit aus, die eben nur solchen durch einen mächtigen Willen geschaffenen Stadtgebilden eignet. Die Paläste des Adels (Abb. 8) unterschieden sich von den Wohnhäusern der Bürgerschaft (Abb. 9 und 10) nicht so sehr durch Reichtum, als vor allem durch eine gewisse Großräumigkeit und Steigerung des architektonischen Maßstabs. Der-



13. Gegenbeispiel: **Rückseiten der Wohnhäuser an der Emil-Heckel-Str.** (Vor Einführung der Baupflege errichtet)



14. Rückansicht der Wohnhäuser am Waldparkdamm, Architekten G. A. Platz und W. Platen, 1923



15. Wohnungsgruppe der Gemeinnützigen Mannheimer Baugesellschaft (jetzt der Rhein. Creditbank gehörig). Architekten: G. A. Platz und W. Platen, 1923



16. Mannheim-Feudenheim, Eintrachtstraße



17. Teilansicht von Mannheim-Feudenheim, Talstraße



18. Teilansicht von Mannheim-Feudenheim

selbe künstlerische Geist aber, der jene feudalen Bauschöpfungen erfüllt, ist noch in dem bescheidensten Bürgerhaus lebendig, da eine starke Überlieferung und Bindung der Gesellschaft an strenge Formen die Extravaganzen einer ungezügelten Künstlerlaune unmöglich machte. Nicht nur dem Zwang der künstlerischen Zensur, sondern vor allem der selbstverständlichen Gebundenheit des Bauhandwerks an Zucht und Ordnung verdankt das alte Mannheim, gleich mancher anderen Barockstadt, seinen Ruf als einheitliche, heiter-anmutige Bauschöpfung des absoluten Fürstentums. Die Nachklänge dieses Geistes tönen uns noch aus einzelnen Schöpfungen des Klassizismus entgegen, wie z. B. aus dem edlen Bau des Lamey'schen Hauses (Abb. 10) (1825), das, wenn nicht alle Zeichen trügen, demnächst dem „Fortschritt" zum Opfer fallen wird. Sollte dies wahr sein, dann würde Mannheim nicht nur eine historische Stätte, sondern eines der schönsten Baudenkmäler aus der Zeit Gillys und Weinbrenners verlieren, die an der Schwelle des Maschinenzeitalters stehen. Um jene Zeit hatte Mannheim allerdings schon jede Bedeutung als Kunststadt, Festung und Handelsplatz verloren, denn seine Herrscher hatten (1776) die Residenz nach München verlegt.

Die Eröffnung der Dampfschiffahrt auf dem Rhein bezeichnet den Anfang einer neuen Entwicklung, die Mannheim aus seinem Dornröschenschlaf erlösen und es unter die Zentren modernen Lebens versetzen sollte. Diese Entwicklung, die nach dem 70er Krieg und der Reichsgründung einen stürmischen Verlauf annahm, schuf die neuen Grundlagen für Mannheims Wohlstand: vor allem die imposanten Hafenanlagen, die damals den Endpunkt der Rheinschiffahrt zum Warenumschlagsplatz machten und eine riesenhaft anschwellende Industrie zur Ansiedlung reizten. Die günstige Verdienstmöglichkeit lockte eine rasch wachsende Bevölkerung an; die Bevölkerungsziffern wuchsen sprunghaft, so daß wir heute bereits die Viertelmillion Einwohner überschritten haben. Der Raum der Altstadt wurde zu eng. Bald



19. Gartenstadt Waldhof. Am grünen Hag, Architekten: Esch und Anke, 1912

wurde der Ring gesprengt; in rasch aus dem Boden schießenden Quartieren wurde eine freizügige Arbeiterbevölkerung notdürftig untergebracht, die einer mächtig emporblühenden Industrie längs des Rheins und seiner Häfen dienstbar wurde. Der Plan des gegenwärtigen Mannheim zeigt deutlich die Spuren einer zielbewußten Organisation in seinen Hafen- und Bahnanlagen, aber nur an einzelnen Stellen eine zweckdienliche Entwicklung seiner Wohnquartiere, wenn man von der repräsentativen östlichen Stadterweiterung absieht. Der Geist des Handels und Verkehrs war damals stärker als jede noch so wichtige Rücksicht auf Kulturwerte. Wie war das auch anders möglich, da die moderne Gesellschaft unter tausend Wehen um eine neue Lebensform rang. Kann es uns da wundern, daß in einer solchen Zeit, in der der Anspruch des einzelnen auf freie Betätigung seiner Kräfte proklamiert ward, ein zügelloser Individualismus mächtig emporschießt und in ungestümem Drange alle Gesetze der Ordnung, der Ruhe, der Klarheit, der Schönheit — auch in der Baukunst — über den Haufen rennt? Das Bild einer modernen Straße offenbart uns die ganze Tragik eines grotesk übersteigerten Individualismus, der sich in einem Maskenzug der Formen aller Zeiten und Völker überschlägt (Abb. 12). Das neue Leben des technischen Zeitalters spricht sich rein und groß allein in den Bauanlagen aus, die der Ingenieur ohne Sentimentalität und ohne Seitenblick auf die geschichtlich beglaubigte Schönheit schafft. Hier pulst das Leben unserer Zeit, das sich in einer tausendfach gesteigerten Produktion und in einem riesenhaften Weltverkehr der Wirtschaft erfüllt.

Die Beweglichkeit des Krans, der Waren aus dem Schiff in den Lagerraum oder Eisenbahnwagen ohne Menschenkraft befördert, ist für diesen Verkehr symbolisch



20. **Gartenstadt Waldhof**, Architekten: Esch und Anke, 1912—1922



21. **Teilansicht aus der Siedlung Gartenstadt-Süd** (In den Almen), Architekt Max Schmechel, 1926



22. Siedlung Reiherplatz. Mannheim-Käfertal, Einfamilienhäuser, Architekt: G. A. Platz, 1919

und für einen Hafenplatz besonders charakteristisch. Das Bauwerk wird zu einem Lebewesen, es steht mitten zwischen der wunderbaren Maschine und dem starren Haus. Die Dynamik der Zeit wird an dem Bild des Hafen- und Industrieviertels offenbar, jene gespannte Energie jedes tätigen Lebens, das nicht mehr von der Gnade der Fürsten lebt, sondern aus eigener Kraft sich emporkämpft.



23. Siedlung Reiherplatz für kinderreiche Familien, Mannheim-Käfertal, Architekt: G. A. Platz, 1919



24. Doppelhäuser der Gartenstadt-Süd („In den Almen") Architekt: Max Schmechel, 1926

Die gewaltigen Massen der Lagergebäude, Silos und Getreidemühlen spotten der Bewältigung durch die bewährten Mittel der Stilarchitektur, während die lebendigsten Bauwerke der Zeit, die Maschinen, als Werkzeuge des Menschenwillens geformt, ihre Zweckbestimmung durch ihre Gestalt rein und überzeugend verkünden.

Wenn die bauliche Entwicklung Mannheims trotz alledem in ruhigen Bahnen verläuft, so liegt das an der Beharrlichkeit des Bauwesens und der überwachenden Organe, sowie an dem Wirken von starken Persönlichkeiten. So hat der Mannheimer Oberbürgermeister Beck sich und seiner Zeit in der Oststadt ein Denkmal gesetzt. Nicht viel später, als die Hafen- und Industriestadt am Zusammenfluß beider Ströme, entsteht am entgegengesetzten Ende in folgerichtiger Fortsetzung, einer Hauptachse des Stadtplans, der „Planken", an der Augusta-Anlage, die neue vornehme Wohnstadt, deren Beginn durch Wasserturm und Friedrichsplatz, das monumentale Zentrum kultureller Bezüge, wirkungsvoll gekennzeichnet ist.

Für die Beurteilung des Neuen ist nicht so sehr der absolute Wert, als die Rangstellung entscheidend, die es im Verhältnis zum gleichzeitigen Schaffen der Gegenwart einnimmt. In diesem Sinne betrachtet, ist der monumentale Eingang zur Oststadt, der Friedrichsplatz, eine Schöpfung, die in der Geschichte der modernen Stadtbaukunst ihresgleichen sucht.

Dieses Werk des Oberbürgermeisters Beck und des Architekten Bruno Schmitz bedeutet nichts Geringeres als das moderne (wenn auch nicht gleichwertige) Gegenstück zur dahinsinkenden Fürstenstadt. Die Einheitlichkeit der Architektur und des Materials (roter Sandstein, grüne Dächer) ist ein starker Faktor für die pomphafte Erscheinung dieser Platzanlage, die, im Halbrund durch Arkadenhäuser abgeschlossen, auf die neue Stadt vorbereitet. Die reich gegliederte Gartenanlage kommt erst zur vollen Wirkung, wenn ihre Wasserkünste an heiteren Sonntagen spielen.



25. Verwaltungsgebäude des Rhein. Braunkohlensyndikats, Otto-Beck-Str., Architekt. Martin Elsässer 1924

Der Wasserturm am Kreuzungspunkt des Ringes und der Heidelbergerstraße ist zum Wahrzeichen des modernen Mannheim geworden. Diese Schöpfung Halmhubers fügt sich in den Massen gut ins Stadtbild. Insbesondere als Zielpunkt der Heidelbergerstraße macht der Wasserturm starken Eindruck.

Die Festhalle (Rosengarten) von Bruno Schmitz, wirkt, trotz ihrer Gedrungenheit gegenüber den höheren Privathäusern, durch den starken Impuls der architektonischen Erfindung. Das Motiv der ins Dach einschneidenden Bogenfenster ist von überzeugender Kühnheit. In der Raumbildung des Nibelungensaales hat Schmitz sein Bestes geleistet. Der moderne Eisenbau, durch Rabitz und Stuck im Innern, Sandstein im Äußern verkleidet, ist zu festlicher Wirkung verwandt. Selten war eine solche Schlankheit der Stützen mit solcher Weite der Wölbung verbunden. Erscheint der Schmuck der Mode unterworfen, so ist die Verkörperung des Baugedankens aus der neuen Aufgabe und dem neuartigen Material organisch erwachsen.

Reiner und edler im Umriß wächst das Gegenstück, die Kunsthalle, aus ihrer Umgebung heraus. Zur Zeit ihrer Entstehung, während der Jubiläumsausstellung 1907, war geplant, der Kunsthalle nach dem Friedrichsplatz zu ein Volkshaus mit Museum (das sogenannte Reiß-Haus) anzugliedern. Durch die Ungunst der Verhältnisse ist das schöne Werk Hermann Billings, das seinen Zweck in geadelter Form zum Ausdruck bringt, Fragment geblieben. Fein wirkt die Silhouette des bekrönenden Aufbaus, während die Eingangspartie, ein dekoratives Prunkstück von Rang, Feierlichkeit und einladende Gebärde sinnvoll vereinigt.

Neben diesen Bauwerken repräsentativen und kulturellen Charakters hat die Stadt in den letzten Jahrzehnten namentlich auf dem Gebiete des Schulhaus-



26. Direktorwohnhaus des Rhein. Braunkohlensyndikats, Leibniz-Str., Architekt: Martin Elsäßer, 1924



27. Doppelwohnhaus, Karl-Ladenburg-Str., Architekt: Sigm. Lehmann, 1925.



28. **Doppelhaus in der Drachenfelsstr.** (Lindenhof), Gartenseite, Architekt: Max Schmechel, 1925



29. **Siedlung Kalmitplatz** (Lindenhof), Architekt: Max Schmechel, 1925



30. Landhaus Hecht, Am Oberen Luisenpark, Architekt: Ernst Platiner, 1926



31. Doppelwohnhaus Grab und Brune, Spinoza-Str., Architekt: Edmund Körner, 1926

baues technisch und praktisch Bedeutendes geleistet. Besondere Erwähnung verdient die Pestalozzi-Schule mit den nördlich anschließenden Privathäusern, in der norddeutscher Backsteinbau süddeutschem Charakter angepaßt ist. Das Herrschelbad (U 3) und die umfangreichen Krankenhaus-Neubauten am Neckar bedeuten den Abschluß einer arbeitsreichen Periode, in der Stadtbaurat Perrey die Führung hatte.

Von neuen Kultbauten ist besonders der Kuppelbau der Christuskirche (in der Oststadt) von Doering und Schrade und die Johanneskirche von Curjel und Moser (auf dem Lindenhof) zu erwähnen.

Handel und Industrie sind sich ihrer repräsentativen Aufgabe im Stadtinnern schon lange bewußt gewesen. Die Reichsbank verdankt dem ausgezeichneten Architekten Habicht, Berlin, in ihrem Mannheimer Bau (M 7) einen ihrer üppigsten Paläste mit einem feinen, streng gegliederten Kassenraum. Die Rheinische Creditbank besitzt am Theaterplatz ein gutes Werk von Mylius und Bluntschli, die Süddeutsche Diskontogesellschaft eine elegante Schöpfung Rückgauers, die Rheinische Elektrizitäts-Gesellschaft an der Augusta-Anlage ein akademisch korrektes Werk von Speer mit außergewöhnlich schönen Innenräumen von Richard Berndl.

Von Warenhäusern interessieren besonders Kander (T 1, 1) und Wronker als Fortführung Messelscher Gedanken.

Stärker dringen die Ideen des werdenden Stils in Schöpfungen des reinen Industriebaues durch. Denn technisches Bedürfnis und neuer Werkstoff fordern hier selbständige Gestaltung. Auf der Einfahrt von Schwetzingen her gewahrt man in Rheinau und Neckarau eine große Anzahl kubischer Baumassen, in denen die Rheinische Gummi- und Celluloidfabrik die gegen Feuersgefahr zu schützenden Arbeitsstätten untergebracht hat. Die Baufirma Grün & Bilfinger hat in ihrem Lagergebäude (Abb. 32, von Architekt Wiener) ein Werk geschaffen, das phrasenlos seinen Zweck verkündet. Die Zellstoff-Fabrik Waldhof, deren Umriß schon Eigenart zeigt, hat ein Bauwerk in Eisenbeton, die Spritfabrik (Abb. 34, Architekt Wiener), und ein Verwaltungsgebäude geschaffen (Architekten Marx und Wagner), Benz ein zweckgerechtes Bürogebäude in gelbem Backstein und eine imposante Werkstätte für Automobilbau in Eisenbeton.

Die Baugruppe des Großkraftwerks am Rhein (Abb. 35), in dem sich die unsichtbaren Energien von Nord und Süd zum Austausch und Antrieb vereinigen, bezeichnet mit ihrem Rhythmus der breitgelagerten Baumassen und hochgereckten Schlote so recht den dynamischen Charakter unserer Zeit. Man spürt hier die Spannung und Erregung, die sich in Arbeitsenergie umsetzt oder in Katastrophen entlädt, je nachdem sie von Menschengeist gezügelt wird oder die Fesseln sprengt.

Das siegreiche Vordringen des neuen Zeitalters ist nicht mehr aufzuhalten. Gegen alle Einwendungen hat sich der Bau des Braunkohlen-Syndikats von Martin Elsässer (Abb. 25) durchgesetzt, der in seiner kristallenen Klarheit dem Sehnen nach Reinigung von allem unsachlichen Schwulst überlebter Formen wohltuend entgegenkommt. Noch ist diese glatte, kantige, scharfe Art der Gesamt- und Detailbildung in Mannheim ein vereinzelter Fall; und doch dringt sein Einfluß in das Schaffen der Architektenschaft ein, die von der übermächtigen Alt-Mannheimer Tradition geleitet (und gefesselt), sich nur zögernd dem Drängen der neuen Zeit erschließt. So sind selbst die vornehmsten Wohnhäuser der Oststadt Repräsentanten einer bürgerlichen Kultur, die ihre beste Kraft mehr aus der Vergangenheit als der



32. Lagerhaus der Fa. Grün und Bilfinger, Industriehafen, Architekt: Karl Wiener, 1916—1920



33. Verwaltungsgebäude der Fa. Stotz G. m. b. H., Mannheim-Neckarau

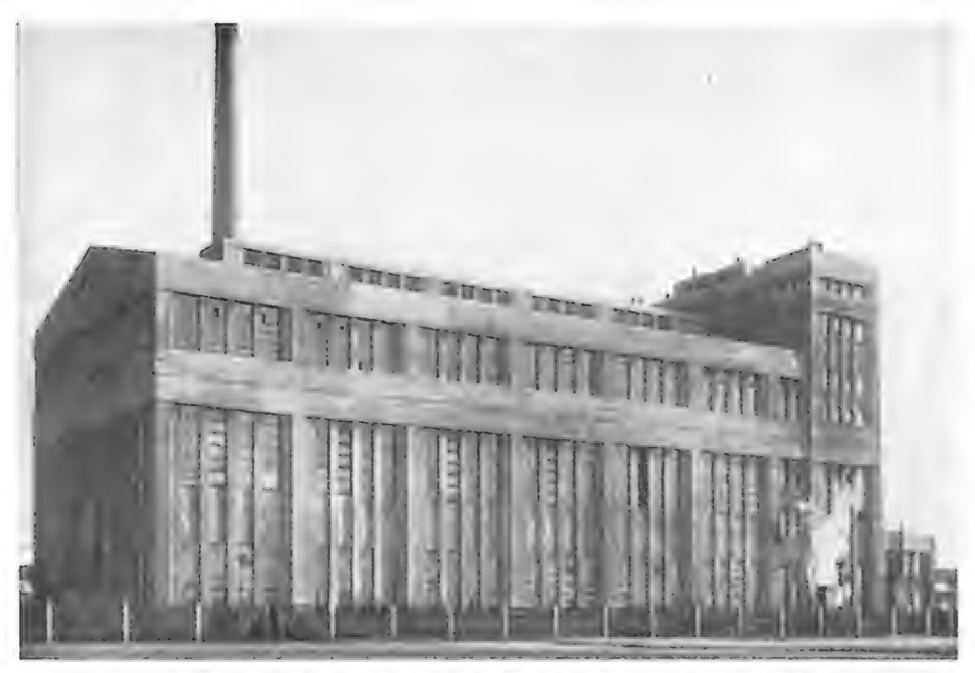
Gegenwart schöpft. Aber gerade deshalb hat der neue Teil östlich der Otto-Beck-Straße eine Physiognomie erhalten, deren Züge, von Ausnahmen abgesehen, den Charakter eines unaufdringlichen, mehr oder weniger anständigen Durchschnitts tragen. In einzelnen Landhäusern der Oststadt spricht sich ein feines Gefühl für architektonische Werte aus (die Häuser Roebel (Abb. 41) und Engelhorn von Arch. Esch, Haus Stern von Arch. Schmechel, Hecht (Abb. 30) und Vatter von Arch. Plattner). Und wenn auch an dem Doppelhaus von Grab-Brune (Abb. 31, Arch. Körner, Essen) manches fremd für das Mannheimer Milieu klingt (in dem rückschauendes Festhalten am Althergebrachten einen merkwürdigen Gegensatz zum fortschrittlichen Geist der Geschäftswelt bildet), so überrascht doch die Kühnheit seiner Raumgedanken und der körperlichen Erscheinung, die dem Niveau-Unterschied zwischen Straße und Baugrund Ausdruck gibt.

Die Bauschöpfungen unserer Zeit beginnen sich allmählich von dem Typus des Barockhauses loszulösen, um einer technisch vollkommeneren Heimstätte von persönlicher Färbung zuzustreben. —

Der moderne Stadtbau hat unter anderen Losungsworten auch dasjenige von den „Trabantenstädten" erfunden. Die heutige Großstadt soll, um zu gesunden, um den Altstadtkern nach Möglichkeit keine Jahresringe mehr ansetzen, sondern weit draußen Vororte mit selbständigen Daseinsbedingungen gründen. Mannheim war durch Eingemeindungen in der Lage, rechtzeitig solche Kristallisationskerne seinem Gebiet einzuverleiben (Abb. 16—18). Nun entwickelt sich nach einer Periode des Tastens und Suchens in unseren Vororten eine neuartige, halbländliche Baukunst, die den Anschluß an die letzte Überlieferung sucht. Die Gründung neuer Gartenstädte gab Gelegenheit, Haustypen auszubilden, die trotz ihrer schlichten Sachlichkeit der Poesie nicht ermangeln, wenn ein klar organisierender Architekt sie formt. So ist die Gartenstadt Waldhof von Hermann Esch (Abb. 19, 20) in ihrem ersten Teil ein Juwel moderner ländlicher Baukunst geworden. Gleiches gilt von der Gartenstadt Süd „in den Almen" von Max Schmechel (Abb. 21, 24), wo einfachste Verhältnisse zum Anlaß einer entzückenden Eurhythmie geworden sind. Leise dringen neue Konstruktionen (wie der Eisenbeton) in die noch historisch anmutenden Gebilde ein und gestalten sie im zeitgemäßen Sinne um. Der für Mannheims Atmosphäre besonders geeignete Backstein findet in verfeinerter Form allmählich wieder Eingang. Ein Beispiel dieser zukunftsreichen Bauweise hat Martin Elsässer im Verwaltungsgebäude des Braunkohlensyndikats (Abb. 25) und dem zugehörigen Direktorwohnhaus gegeben (Abb. 26).

Das Problem des Wohnungsbaues ist eine Angelegenheit, die heute nicht nur die Architektenschaft, sondern alle sozial denkenden Kreise in stärkstem Maße beschäftigt. Die Wissenschaft und Praxis des Stadtbaues erkannte spät, und doch nicht zu spät, die furchtbaren Gefahren, die das Volkswohl in der typischen Mietskaserne bedrohen. Bei tieferem Eindringen sah man, daß es sich nicht um die schöne Fassade handelte, sondern um die kulturelle Bedeutung des Wohnens und Lebens in der Stadt überhaupt. Diese Gesichtspunkte drangen allmählich in Gesetzgebung und Verwaltung ein. In Mannheim wurden die Funktionen der Baupflege und Wohnungsreform der Ortsbaukontrolle im Jahre 1913 übertragen.

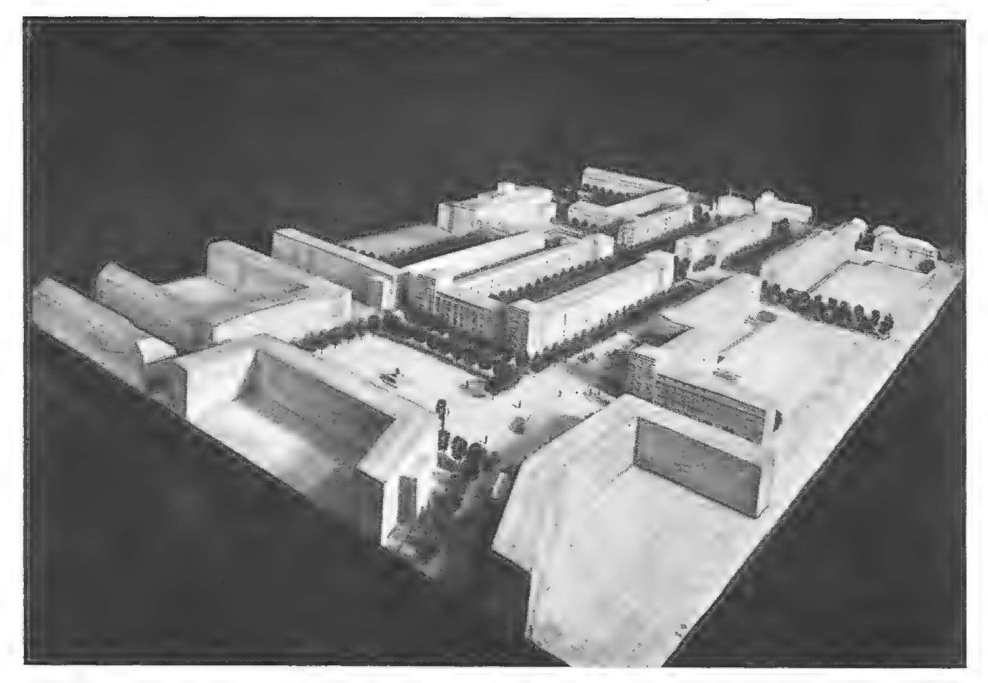
Seit jener Zeit wird wieder an der Hebung des Bauwesens durch Verbesserung der Baupläne, ähnlich wie zur Zeit des „Bauzensores" gearbeitet, freilich unter erheblich größeren Schwierigkeiten, die in einem demokratischen Zeitalter selbstverständlich sind. Schon vor dem Kriege wurde der Gedanke des Gartenhofes



34. Spritfabrik der Zellstoff-Fabrik Waldhof, Architekt: Karl Wiener, 1916



35. Großkraftwerk Mannheim-Neckarau, Architekt: Karl Wiener, 1921—23



36. Modell der Wohnhausblöcke der Gemeinnützigen Baugesellschaft Mannheim in der Waldhofstr.
Architekt: Ferdinand Mündel, 1926/27

an Stelle der öden Hinterhäuser vom Baupflegeamt in Entwürfen und Ausführungen propagiert, die der Krieg jäh unterbrach. Die Siedlung Reiherplatz in Mannheim-Käfertal (nach dem Entwurf des Verfassers) war die erste ausgereifte Frucht gründlicher Reformarbeit in den Jahren 1918/20 (Abb. 22, 23). Sie diente der Unterbringung von nahezu 100 kinderreichen Familien.

Um einen großen Spielplatz sind „Kleine Miethäuser" mit je 6 Wohnungen in zwei Hauptgeschossen und einem Mansardendach an einer Treppe untergebracht. Eine Stirnseite des Platzes ist als Torgebäude dreistöckig ausgebildet. Ihm entspricht am Nordende der Reiherstraße, einer Anlage intimen Charakters, ein gleiches Haus. Beide nehmen eine Anzahl Einfamilienhäuser im Reihenbau zwischen sich. Es wurde dabei angestrebt, aus technisch einwandfreien Grundrissen mit Wohnküche, Spülküche und Laube an jeder Wohnung eine rhythmische Einheit zu bilden. Der freie Anschluß an die heimische Tradition wurde nicht in dekorativen Einzelheiten, sondern in der gesamten Haltung und Massengliederung gesucht. Bei der (ersten) Gemeinnützigen Mannheimer Baugesellschaft, die unter Führung der Mannheimer Banken und eines Teils der Industrie zu Beginn der Inflation den Versuch wagte, Wohnungen ohne städtische und staatliche Zuschüsse zu bauen, kam es dem Verfasser darauf an, zu beweisen, daß das verpönte Hintergebäude (Abb. 13) fallen muß, wenn man in der Wohnung des kleinen Mannes höhere kulturelle Ansprüche befriedigen will. Das Experiment ist gelungen, wie ein Blick auf die Hinterfronten der Baugruppe am Waldparkdamm aus dem Jahre 1923 (Abb. 14) zeigt. Diese Neubauten (Abb. 15) stehen im bewußten Gegensatz



37. Wohnhaus Roebel, Otto-Beck-Str., Architekten: Esch und Anke, 1923

zu dem Bilde der Stephanienpromenade (Abb. 12). Zusammenfassung großer Baumassen zu einheitlichen Gebilden, flächige Architektur, Rhythmisierung durch gleichmäßig verteilte Erker war ihr Leitgedanke.

Das städtische Hochbauamt setzte diese Tätigkeit zielbewußt fort, und zwar an der Lange-Rötter-Straße und auf dem neu erschlossenen Gelände zwischen Feuerwache und Krankenhaus. Hier griff zum ersten Male Oberbaudirektor Zizler in die Gestaltung der Stadt ein. Es entsteht dort jetzt eine einheitliche Wohnanlage von einer Großzügigkeit, wie sie allein durch die Wohnungsfürsorge der Gemeinde möglich geworden ist. Denn Geldgeber und das Bauhandwerk konnten sich aus eigener Kraft infolge der Überteuerung des Bauens nicht rasch genug zu wirksamer Tätigkeit aufraffen. Abhilfe konnte nur durch Besteuerung des alten Hausbesitzes und Zuschüsse aus diesen Steuern geschaffen werden. Die mit der Zuschußverteilung betrauten Länder und Gemeinden haben kurz nach dem Kriege das ideale Einfamilienhaus im Reihenbau, also den sogenannten „Flachbau", bevorzugt. Damit fand der Gartenstadt-Typ durch die Arbeit von Baugenossenschaften und Privaten eine erfreuliche Verbreitung. Wir sehen in allen Erweiterungen der Stadt, insbesondere in den Vororten, Gruppen dieser zweigeschossigen Häuschen entstehen, die von dem vorherrschenden Kulturwillen Zeugnis ablegen (Abb. 29). Aber die Wohnungsnot, diese gefährlichste Feindin der Volkswohlfahrt, konnte damit noch nicht beseitigt werden; nun wendet man sich, nachdem man dies erkannt hat, mit um so größerer Energie der Bewältigung des Massenbedarfs zu. Inzwischen hatten andere Städte und Länder schon gezeigt, wie mit einem Mindestmaß an Mitteln ein Höchstmaß an

Leistung vollbracht wird. Diese Mittel sind: Zusammenfassung des Bauens in Genossenschaften gemeinnützigen Charakters, serienweise Herstellung gleicher Wohnungstypen und Bauartikel. In Mannheim sind gerade in letzter Zeit große Bauschöpfungen dieser Art entstanden, unter denen die Gruppe von 360 Wohnungen der neuen Gemeinnützigen Baugesellschaft (Arch. Ferdinand Mündel) an der Waldhofstraße (Abb. 36) hervorragt. Hier werden bereits in folgerichtiger Auswertung der modernen Bewegung kubische, dachlose Baumassen zu riesenhaften Komplexen getürmt, denen ein starker Rhythmus ernste Monumentalität verleiht. Hier ist das ornamentale Baudetail, also das Individuelle und Zufällige (Unorganische) gleichgültig geworden: ein Sinnbild des Aufgehens des einzelnen in der großen Gemeinschaft. Gegenwärtig werden am Pfalzplatz im Stadtteil Lindenhof Genossenschaftsbauten (von Arch. Schmechel) ausgeführt, in deren künstlerischer Haltung — nach dem Entwurf zu schließen — der Geist einer sozial orientierten Sachlichkeit starken Ausdruck findet. Hier wird mit harmonischen Baukörpern Stadtraum geformt. Wir sind heute Zeugen eines zahlenmäßig und kulturell bedeutsamen Aufschwungs im Bauwesen, der sich in einer folgerichtigen Verteilung der Massen und in der kühnen Überbrückung von Hindernissen (Friedrich-Ebert-Brücke) symbolisch ausprägt.

Vatterfreed

Wer kleppert unn täppert vergnügt unn fidel
Durch's Häusel mit Kreische unn Singe,
Wer tänzelt unn schwänzelt mit Krach unn Krakehl
De Gang her mit Huppse unn Schpringe?
    Wer schtellt als beim schpiele,
    Beim raume unn wühle
    Die Schtubb uff de Kopp?
    Mein Schpätzel,
    Mein Schätzel,
    Mein goldigi Bobb!

Wer gauzt als wie 'n Schnauzer unn schreit wie e Katz,
Wer bloost als Trumpeet uff 'me Trichter?
Wer zielt mit 're Erbs uff 'm Babbe sein Kopp
Unn moolt sein Notizbuch voll G'sichter?
    Wer hänselt unn foppt mich,
    Wer kitzelt unn kloppt mich
    Mit frohem Gezopp?
    Mein Schpätzel,
    Mein Schätzel,
    Mein goldigi Bobb!

Unn schlooft se im Bettche als mucksmäuselschtumm,
Unn schtill is ihr luschtiger Schnawwel,
Dann fehlt eem halt 's Singe, 's Geplärr unn Gebrumm,
De Krach, de Radau unn 's Gezawwel!
    Doch wann se dann uffwacht,
    Die Guckelcher uffmacht,
    Glei hetzt uns in Trab unn Galopp:
    Mein Schpätzel,
    Mein Schätzel,
    Mein goldigi Bobb!

Hanns Glückstein, Mannheim.



1. Die Oststadterweiterung östlich der Riedbahn (Vogelschaubild)

Die Zukunftsgestaltung von Mannheim

Von Josef Zizler, Mannheim

Die Großstadt ist geliebt und gefürchtet zugleich. Sie birgt Schönes und Häßliches, Großes und Niedriges, sie ist ein Feind der Natur und will sie dennoch in sich aufnehmen. Sie ist gebaute Regellosigkeit und ist doch eine Meisterin der Organisation in der Befriedigung der vielfältigen Bedürfnisse des kulturellen, geistigen und materiellen Lebens. Die Großstadt ist ein Organismus der Gegensätzlichkeiten. Sollen wir sie fördern, daß sie weiter wachse, oder sollen wir der Weiterentwicklung einen Hemmschuh anlegen?

In der Tat hat es nach dem Krieg viele gegeben, die in der Zunahme der Großstadt ein Unglück sahen, und die darum ihren Abbau forderten. Allein diese hätten recht, wenn die Übel, die sich herausgebildet haben — die Mietkaserne mit ihren engen, sonnenlosen, luftarmen Höfen, der Mangel an öffentlichen Freiflächen, die Verkehrsnot, die Großstadtkrankheiten — im Wesen der Großstadt begründet wären. Aber heute wissen wir, daß wir selbst verschuldet haben, was wir für unvermeidlich hielten, und daß das Problem der Gestaltung der Großstadt lediglich eine Frage klug vorausschauender, vorausbestimmender, zweckvoller Stadtplanung ist. Überdies: Ein Übel beseitigt man nicht, indem man seine Ausbreitung hindert. Würde man die Entwicklung der Großstadt aufhalten wollen, so würde man ihr den Lebensnerv abschneiden, und dauerndes Siechtum wäre die Folge. Wollen die Großstädte gesunden, wollen sie gut machen, was eine erkenntnislose Zeit gesündigt hat, so brauchen sie die Triebkraft neuen Lebens, sie brauchen

Fortentwicklung. Glücklicherweise war der Lebenswille der Großstadt stärker, als jene Theorie, die im Abbau das Heil sah. Schon sind Anzeichen neuen Aufschwungs deutlich erkennbar. Und mit eiserner Tatkraft sind die Städte am Werk, einen neuen Aufschwung vorzubereiten. Sie sind wieder zukunftsfreudiger geworden: Sie bauen wieder und planen, sie treiben wieder Stadtbaupolitik.

Auch Mannheim hat weitgreifende Pläne für seine Zukunftsgestaltung entworfen. Gewiß nicht deshalb, weil wir glaubten, daß alle Träume sich erfüllen, oder in bestimmter Zeit sich verwirklichen ließen. Das Zeitmaß der Entwicklung ist für die Planung belanglos, und wesentlich ist nur, ob überhaupt eine Aufwärtsbewegung zu erwarten ist. Nun aber sehen wir, daß Mannheim im Jahre 1919 225 000 Einwohner hatte, und daß bis heute eine Zunahme um 25 000 Einwohnern zu verzeichnen ist. Mannheim wächst also verhältnismäßig rasch weiter und muß sich für die kommende Entwicklung rüsten. Daher wurde ein

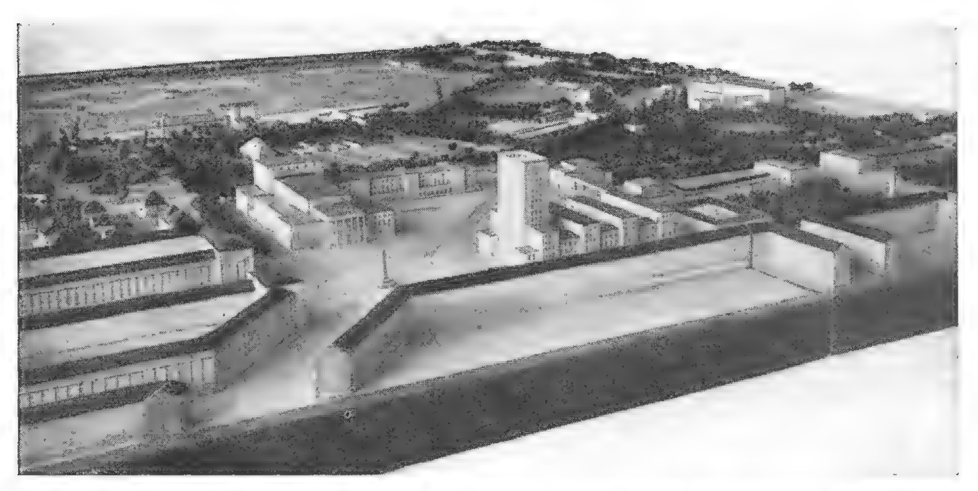
Generalbebauungsplan

aufgestellt, der in großen Zügen der zukünftigen Stadtgestaltung Richtung geben, Ziel und Wege der Stadterweiterung programmatisch festlegen will. Aber — so wird man fragen — ist es denn möglich, die Zukunftsgestaltung der Stadt, die nur in langsamer Entwicklung reift, und kaum übersehbar ist, festzulegen, ohne den Boden der nüchternen Tatsachen zu verlassen? Wird die Entwicklung auch wirklich den Weg gehen, der ihr in den Plänen vorgezeichnet ist? Diese Frage ist berechtigt. Allein einerseits wollen diese Pläne, die weitgreifend die ganze Stadtgemarkung und die ihr wirtschaftlich verbundenen Nachbargebiete umfassen, nichts anderes als Richtlinien geben, die demnach veränderten Verhältnissen leicht angepaßt werden können. Andererseits aber ist das Geschick einer Stadt in städtebaulichen Dingen durchaus lenkbar. Die Lebensbedingungen der Stadt, die örtlichen Gegebenheiten, die Landschaft, weisen richtunggebend in die Zukunft. Je stärker die Eigenart einer Stadt ist, desto klarer liegt ihre Zukunftsentwicklung zutage!

Für Mannheim sind die Bedingungen seiner Weiterentwicklung durchaus eindeutig. Am Rhein und am Neckar gelegen, mit gewaltigen Hafenanlagen und einem weitverzweigten Netz von Bahnanlagen ausgestattet, war Mannheim schon bisher eine Empore des Handels und der Industrie, mit der Wirtschaft des Reiches, ja der Welt aufs engste verbunden. Die Zukunftsstadt Mannheim wird so wie heute oder vielleicht noch mehr wie heute eine Stadt der Arbeit sein. Und daher muß sie auch eine Stadt des gesunden, zweckmäßigen, freien und schönen Wohnens sein. Das Ziel der Planung muß demnach sein, eine Stadt vorzubereiten, in der die wirtschaftlichen, sozialen, hygienischen und kulturellen Bedürfnisse der Bevölkerung ihre Befriedigung finden.

Die Grundlage jeder Stadtplanung muß eine weitausschauende Verkehrspolitik sein. Der Strom der Menschen, der sich täglich von den Wohnungen zu den Arbeitsstätten, von den Vororten in das Zentrum der Stadt, oder hinaus in die Umgebung ergießt, muß bequeme Wege finden. Der Verkehr der Autos, der ständig zunehmen wird, muß sich reibungslos abwickeln. Das Netz der Eisenbahnen, der Stadtbahnen und Vorortlinien muß zweckmäßig angelegt und ebenso auf Bewältigung des Fernverkehrs, wie des nahen Ausflugsverkehrs eingestellt sein.

Von entscheidender Bedeutung für die Zukunftsgestaltung von Mannheim ist demnach zunächst die Frage, ob der Hauptbahnhof auch den Bedürfnissen eines



2. Die Oststadterweiterung westlich der Riedbahn mit Rennwiese, den städt. Spielwiesen und dem geplanten Stadtpark

größeren Mannheim genügen wird. Nach den generellen Plänen, die hierüber aufgestellt wurden, soll der Hauptbahnhof an der Stelle, an der er jetzt sich befindet, bleiben, aber er soll umgestaltet und aufnahmefähiger ausgebaut werden. Der Mangel, daß Mannheim für den Nord—Südverkehr Kopfstation ist, soll dadurch beseitigt werden, daß eine neue Linie von Lampertheim her über Waldhof und das Hafengebiet geführt wird. Dann soll auch der Bahnkörper des Hauptbahnhofes hochgelegt werden. Die Überführungen, die jetzt den Verkehr zum Stadtteil Lindenhof vermitteln, werden ersetzt werden durch bequeme Unterführungen, die in Höhe der Anschlußstraßen die Innenstadt mit dem Stadtteil Lindenhof verbinden. So wird der Riegel, der sich heute dem Rhein vorlagert, gesprengt werden, und die Altstadt wird näher an den Schloßgarten und die Rheinpromenaden heranrücken — ein Gewinn von außerordentlicher Bedeutung.

Eine Umgestaltung wird auch das Industriebahnnetz im Norden der Stadt erfahren müssen. Der Sammelbahnhof, der die Neckarstadt wie ein Panzer umklammert und ihre Entwicklung hindert, wird verlegt und in eine radial, der Stadterweiterung raumgebende Lage gebracht werden müssen.

Ebenso wie der Bahnverkehr muß der Fernverkehr der Kraftwagen weitausschauend geplant werden. Autostraßen sollen von der Neckarstadt über das Herzogenriedgelände nach Frankfurt, über Käfertal nach Weinheim und an Feudenheim vorbei zur Bergstraße führen. Andere Linien sollen von der Oststadt aus die Richtung Schwetzingen—Karlsruhe einerseits und Bruchsal andererseits nehmen. Die größte Bedeutung aber wird die Autostraße Mannheim—Heidelberg erhalten, die in Fortsetzung der Augusta-Anlage in gerader Linie bis südlich von Wieblingen verläuft, um dann entlang des Neckars in Heidelberg einzumünden.

Neben der zweckmäßigen Führung und Verteilung der Verkehrsbänder ist von grundsätzlicher Bedeutung die Frage der Industrieansiedelungen. Große Erweiterungen sind vorgesehen bei Sandhofen, Waldhof, bei Neckarau und Rheinau, also in den Randgebieten der Gemarkung. Das Vorland der heutigen Neckarstadt bis zum Sammelbahnhof, der Geländegürtel, der sich von Waldhof nach Käfertal und Feudenheim erstreckt, die ganze Oststadt und das sich an den Lindenhof

anschließende Südgelände sollen von störenden Fabrikanlagen freigehalten werden. So ist eine weitgehende Trennung der Arbeitsstätten von den Wohnanlagen vorgesehen. Das Gepräge einer Industriestadt, neben der die Wohnstadt als räumlich selbständiger Organismus sich aufbaut, kommt klar zum Ausdruck. Dort die Vielgestaltigkeit der Massen, das groteske Gemisch von Fabriken, Lagerhäusern, Werften, weite Wasserstraßen und Hafenanlagen, hier im Wohngebiet breite, behäbige Hinlagerung der Wohnbauten, Betonung der Landschaft. An die Stelle der Mietkaserne mit engen Höfen und Hinterhäusern tritt die weiträumige Siedelung mit Hausgärten. Die Großstadt kehrt zur Natur zurück und besinnt sich auf die gesundende Kraft der heimatlichen Scholle. Hat die Großstadt der Vorkriegszeit ein endlos steinernes Meer von Häusern geschaffen, so steht sie heute im Zeichen der Auflockerung, der Dezentralisation des Besiedelungsgebietes.

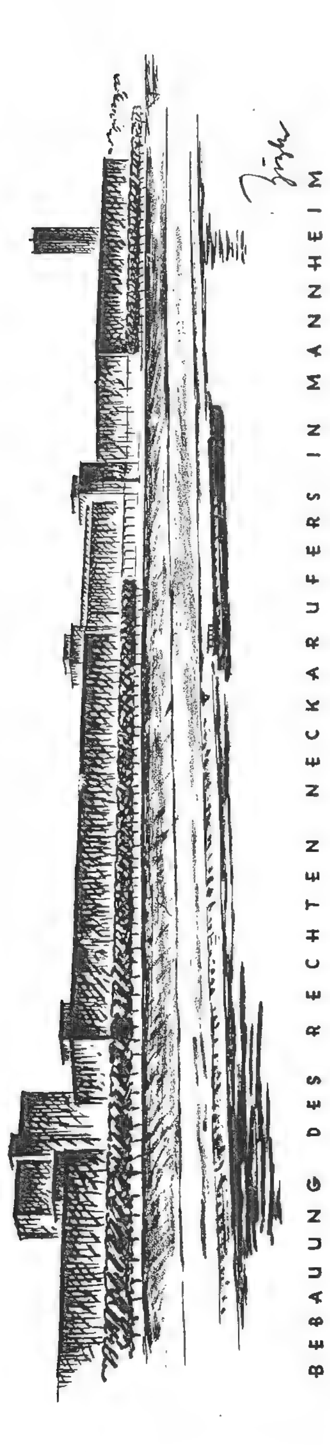
Diesem Planungsgrundsatz kommen glücklicherweise die örtlichen Gegebenheiten der Stadt Mannheim in weitem Maße entgegen. Einerseits nehmen Rhein, Neckar und die Hafenanlagen große Flächen des Gemarkungsgebiets ein, dieses trennend und scheidend, andererseits sind noch ausgedehnte Niederungen, von früheren Flußläufen herrührend, vorhanden, die nur mit hohem Aufwand bebaubar sind und demnach die Anlage öffentlicher Freiflächen erleichtern. Da zudem das Bahnnetz starke Zäsuren bildet, so gliedert sich das Gemarkungsgebiet, städtebaulich betrachtet, in drei von einander scharf getrennte Sektoren: Die Südstadt zwischen dem Rhein und dem Bahnkörper Mannheim—Heidelberg, die Oststadt zwischen diesem und dem Neckar, und ferner das Nordgelände, das jenseits des Neckars liegt und die Vororte Feudenheim, Käfertal, Waldhof und Sandhofen umfaßt. Jeder dieser Sektoren soll planmäßig derart gegliedert werden, daß die Wohngebiete wie Inseln erscheinen, umspült vom Grün der Parkanlagen und Promenaden. So lehnt sich die Südstadt mit dem Lindenhof und Neckarau an den Waldpark an, der heute, einschließlich der Reiß-Insel, schon in einer Ausdehnung von etwa 200 ha den Rhein entlang zieht und bis an das Südgelände von Neckarau vergrößert werden soll. Das Waldgebiet bei Rheinau und Friedrichsfeld soll erhalten werden und in Grünanlagen übergehen, die sich bis Seckenheim fortsetzen. Von hier aus ist ein Parkstreifen, der bis zum Flugplatz führen soll, vorgesehen, so daß ein zusammenhängendes Gebiet von Freiflächen vom Stadtinnern über den Luisenpark, die Rennwiese, die Sport- und Spielanlagen an der Seckenheimerstraße über den Flugplatz und den erwähnten Parkstreifen bis Seckenheim entstehen wird.

Zu beiden Seiten des Verschiebebahnhofes, der die äußere Oststadt vom Stadtteil Neckarau trennt, wird ein die Bahnanlagen begleitender Grünstreifen Rauch und Lärm von den anschließenden Wohngebieten fernhalten.

Nördlich der Neckarstadt, zwischen dieser und der Hochuferstraße, ist vorgesehen, einen Park in einer Größe von 33 ha anzulegen, den Herzogenriedpark. Ein Grüngebiet von außerordentlichem Ausmaß soll in der Niederung nördlich der Feudenheimerstraße zwischen dem Friedhof und dem Hochufer bei Feudenheim entstehen.

Die öffentlichen Parkanlagen sollen durch Grünstreifen und Promenaden verbunden werden, die die Wohngebiete umschließen oder sie durchdringen. So wird sich ein großes Netz von Freiflächen und schattigen Spazierwegen über das Stadtgebiet breiten und die Bebauung weiträumig lockern.

Besondere Bedeutung wird in der Zukunftsstadt der Hausgarten in Verbindung mit der Wohnung erlangen. Demgemäß sind große Gebiete, insbesondere


BEBAUUNG DES RECHTEN NECKARUFERS IN MANNHEIM

in den Vororten, teils dem Einfamilienhaus, teils dem zweistöckigen Flachhausbau zugewiesen. Aber wir dürfen nicht das Kind mit dem Bad ausschütten. Auch das mehrstöckige Miethaus ist notwendig. Der übermäßigen Ausnützung des Grund und Bodens aber, die die Menschen auf engem Raum in vielstöckigen Mietkasernen und Hinterhäusern zusammendrängte, muß eine Grenze gesetzt werden. An die Stelle des Hinterhauses muß der Gartenhof treten, der umrahmt wird von drei- und vierstöckigen Miethäusern. Dieses Bausystem, das allen Anforderungen eines gesunden Wohnens entspricht, ist in den Randgebieten der Stadterweiterung, im Anschluß an die bestehende hohe Bebauung und in den Geschäfts- und Verkehrsstraßen vorgesehen.

Wie die zukünftige Wohnstadt gegliedert sein wird, davon gibt ein Beispiel, Abbildung 1. Das Bild stellt das Plangebiet östlich der Riedbahn zwischen dem Neckar und der Bahnlinie Mannheim—Heidelberg dar. Die keilförmige Grünanlage führt nach Seckenheim, im Vordergrund liegt der Flugplatz. Rechts oben ist der den Bahnkörper von den Wohngebieten trennende Parkstreifen sichtbar. Das Bild zeigt, was gewollt ist: Die Wohnstadt Mannheim soll eine Stadt der Gärten werden.

Die Erweiterungspläne scheiden die Kleinwohnungsgebiete von denjenigen, die der Errichtung größerer Wohnungen vorbehalten sind. Das ist schon aus bodenpolitischen Gründen zweckmäßig. Die Kleinwohnungen sollen in der Nähe der Fabriken errichtet werden, also hauptsächlich bei Sandhofen, zwischen Waldhof und Käfertal, bei Neckarau und Rheinau, während das Gebiet um Feudenheim und jenes das sich vor dem Waldpark ausbreitet, der Anlage von Mittelstandswohnungen vorbehalten bleiben soll. Für den Bau großer Wohnungen dagegen wird schönes Gelände in der inneren Oststadt und in der Nähe des Flugplatzes bereitstehen.

Eine der vornehmsten Aufgaben der Großstadt ist die Sorge für die körperliche Ertüchtigung. Neben den ausgedehnten Anlagen, die im letzten Jahre für alle Arten von Leibesübungen zwischen der Rennwiese und der Seckenheimerstraße errichtet wurden, sind weite Spiel- und Sportplätze im Herzogenriedpark, in den Randgebieten des Waldparks und südlich der Feudenheimerstraße zwischen dieser und dem Neckarkanal vorgesehen.

Daß der Stadtplan auch auf die Bereitstellung ausreichender Kinderspielplätze Bedacht nimmt, die er in die Wohngebiete, insbesondere in die Miet-

hausviertel zweckmäßig eingliedert, ist heute eine selbstverständliche Forderung. Wir wundern uns nur, daß es eine Zeit der Stadtentwicklung gegeben hat, die an dieser für die Volksgesundheit so wichtigen Frage, achtlos vorüberging.

Anders als die Großstadt, wie wir sie kennen, soll die Zukunftsstadt sich auch in ihrem *äußeren Aufbau* darbieten. Dem ungeordneten Durcheinander soll rhythmische Klarheit, streng und organisch gegliederte Massengestaltung entgegengestellt werden. War früher die *Fassade* alles, so wollen wir heute vor allem *Stadtraum formen* und Bildwirkungen schaffen von städtebaulicher Einheit. In diesem Sinne soll die Mannheimer Stadtbaukunst des 18. Jahrhunderts, soll die *Größe ihrer Gesinnung* auch für das neue Mannheim richtungweisend sein.

Wie wir heute Raum und Masse gestalten, zeigt Abbildung 2, die den geplanten Ausbau der Oststadt bis zur Riedbahn darstellt. Die Augusta-Anlage (im Bild von links kommend) wird durch ein weithin ragendes Hochhaus abgeschlossen. Der davor liegende Platz, am Zusammenschnitt der Augusta-Anlage und der Seckenheimerstraße gelegen, wird umrahmt von öffentlichen Gebäuden. Im Hintergrund liegen die Rennwiese, die Spiel- und Sportplätze an der Seckenheimerstraße und gegenüber (hinter dem Hochhaus sichtbar) der geplante Stadtgarten.

Von den Stadterweiterungsplänen ist manches in den letzten Jahren verwirklicht worden, viel ist in Vorbereitung. Das Villenviertel der Oststadt erfuhr eine erhebliche Ausdehnung. Ein neues Wohngebiet mit schönen Einfamilienhäusern ist nach dem Krieg am Rhein entlang des Waldparks entstanden. Im Almengebiet bei Neckarau, bei Feudenheim, Käfertal und Waldhof wurden ausgedehnte, in Gärten gebettete Siedlungen errichtet, die in ihrer einheitlichen Gestaltung, in ihrer bewußt schlichten und sachlichen Formengebung ein Stück jener Zukunftsstadt sind, die wir ersehnen. Neue, das Straßenbild bereichernde Miethausanlagen mit 4 Geschossen wurden an der Waldhofstraße erbaut und mit schönen Schmuckhöfen ausgestattet. Eine große Wohnhausgruppe an der Schafweide gibt ein Bild von einheitlicher Blockgestaltung. In nächster Zeit wird auch mit der Bebauung des rechten Neckarufers, das von der Feuerwache bis zum Krankenhaus noch unbebaut ist, begonnen werden. Eine stattliche Flucht öffentlicher Gebäude soll hier errichtet werden (Abbildung 3). Die freie Lage am Neckar, die weite Sicht, die mächtige Ausdehnung der Front, stellen hier eine Aufgabe, wie sie dem Städtebau nur selten gegeben ist, eine Aufgabe von einer für das Mannheimer Stadtbild geradezu entscheidenden Bedeutung. Das neue Mannheim wird hier, nahe am Herzen der Stadt, sein Gesicht zeigen: *Es wird zeigen können, was es an neuer Stadtbaukultur errungen hat.*

Gewaltig sind die Zukunftsaufgaben der Stadt, unendlich groß und schier unüberwindlich scheinen die Schwierigkeiten, die sich ihrer Lösung entgegenstellen. Aber wenn Bürgersinn und Heimatliebe sich vereinigen mit willensstarkem Schaffensdrang, wird die Großstadt werden, was sie sein will, eine *Stätte der Kultur*, in der die Lebensbedürfnisse der Bevölkerung ihre Befriedigung finden.

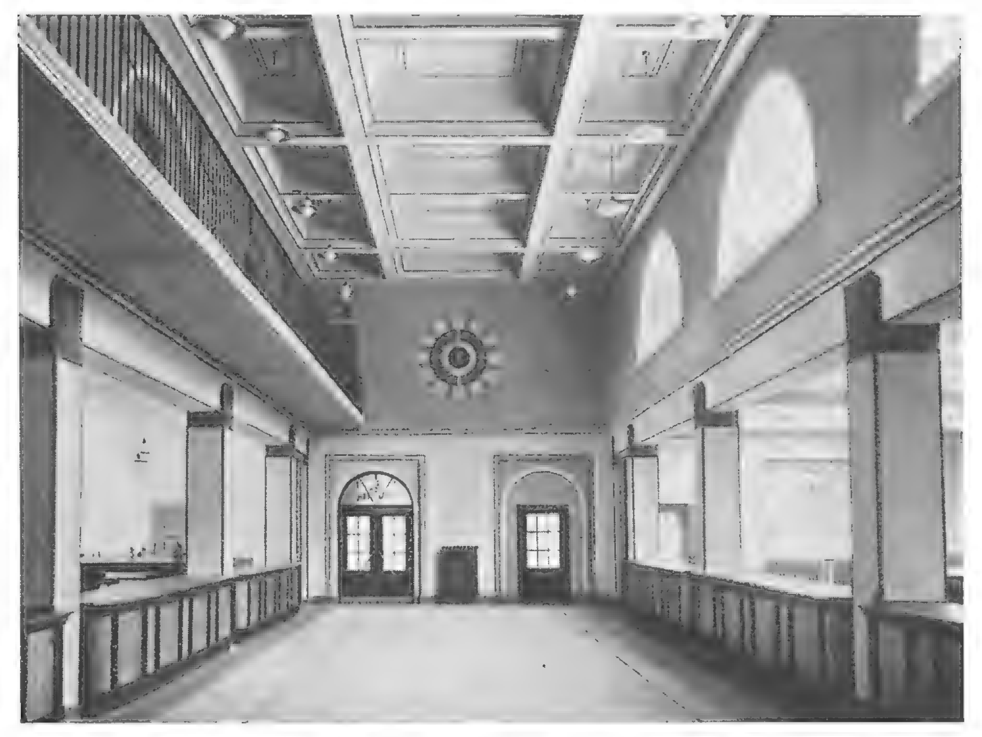


1. Verwaltungsgebäude der städt. Werke in K 7

Neue öffentliche Bauten in Mannheim

Von Josef Zizler, Mannheim

Der Aufschwung der deutschen Wirtschaft, der in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts einsetzte, hat den Städten ein vorher nie gekanntes Maß von Bauaufgaben gestellt. Was an öffentlichen Bauten, an Schulgebäuden, Krankenanstalten, Verwaltungsgebäuden, an Bauten für die Lebensmittel- und Güterversorgung, für die Regelung des Verkehrs, an Theatern, Festhallen, Museen u. dgl. errichtet wurde, war Ausdruck eines Gestaltungswillens von ungeheuerer Spannkraft. In ihren Bauten gaben die Städte Zeugnis von der Bedeutung ihres geistigen und kulturellen Lebens, von der Tatkraft und dem Gemeinsinn ihrer Bürger. In ihren Bauten schufen sie sich Repräsentanten des öffentlichen Lebens, auf die die Bürger stolz waren. Diese glückliche Entwicklung hat der Krieg zum Stillstand gebracht, und die Städte durften froh sein, wenn sie *erhalten* konnten, was sie vorher geschaffen hatten. Gewiß setzte bald nach dem Krieg wieder die Bautätigkeit ein. Aber sie lag zunächst auf einem Gebiet, das vor dem Kriege der *Privatwirtschaft* vorbehalten war, auf dem Gebiet des *Wohnungsbaues*. An die Befriedigung der *eigenen* Raumnot, an die *Errichtung öffentlicher Bauten*, konnten die Städte zunächst nicht denken. Zwar hat es nicht an Plänen gefehlt. Aber immer und immer wieder mußte



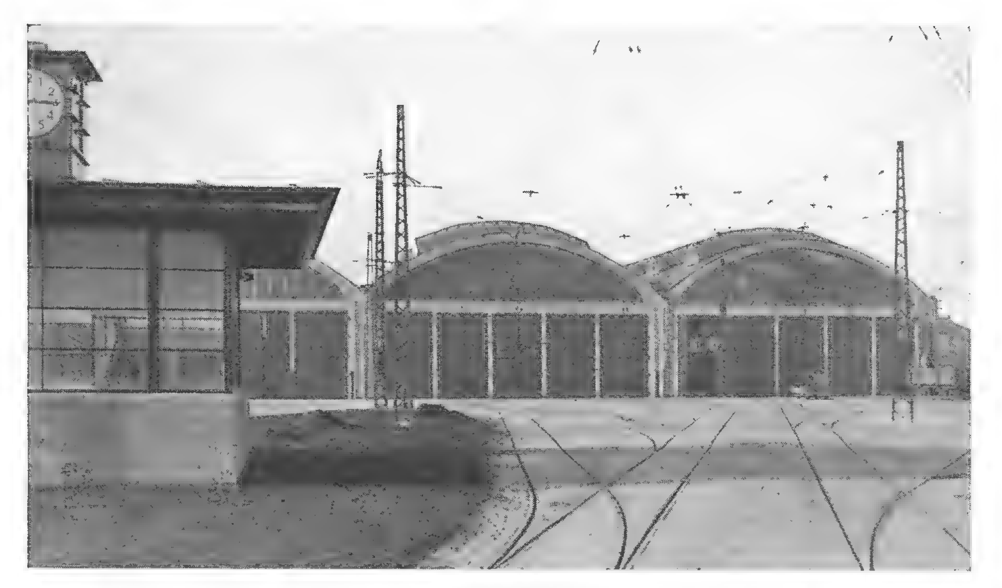
2. Verwaltungsgebäude K 7, Schalterhalle phot. Weinmann, Mannheim

die Verwirklichung zurückgestellt werden. Erst seit wenigen Jahren, mehr als ein Jahrzehnt nach jenem jähen Abbruch der Entwicklung, beginnt auch die öffentliche Bautätigkeit wieder aufzuleben.

Auch die Stadt Mannheim mußte zunächst ihre ganze Kraft dem Wohnungsbau widmen. Teils baute sie selbst, teils gab sie Baukostenzuschüsse und Darlehen an Baugenossenschaften und Bauunternehmer. Mit welcher Tatkraft sie dem Problem der Bekämpfung der Wohnungsnot zu Leibe rückte, erhellt aus der Tatsache, daß sie seit dem Kriege bis anfangs 1927 5500 Wohnungen schuf und daß nach der Reichsstatistik, die feststellte, wieviel Wohnungen auf 1000 Einwohner erstellt wurden, Mannheim unter den deutschen Städten im Jahr 1924 an 6. Stelle, im Jahr 1925 an 8. Stelle, im Jahr 1926 an 2. Stelle stand. Die Zahl der im Jahre 1926 fertiggestellten Wohnungen erreichte die beträchtliche Ziffer von 1459 Wohnungen. Der Friedensstand der Wohnungsversorgung wurde damit wieder erreicht. Und nun auch konnte die Stadt es wagen, sich wieder der öffentlichen Bautätigkeit zuzuwenden. Seit dem vorigen Jahre ist eine große Zahl von städtischen Bauten im Gange, die der sozialen Fürsorge, der Erziehung und den Bedürfnissen der allgemeinen Stadtwirtschaft dienen.

Neue Aufgaben stellten die städtischen Betriebe, die sich den gesteigerten Bedürfnissen der wachsenden Stadt anpassen mußten.

Für die städtischen Werke wurde in den Jahren 1922—1926 am Luisenring in zwei Baustaffeln ein stattliches Verwaltungsgebäude errichtet. In der Anordnung



phot. Weinmann, Mannheim

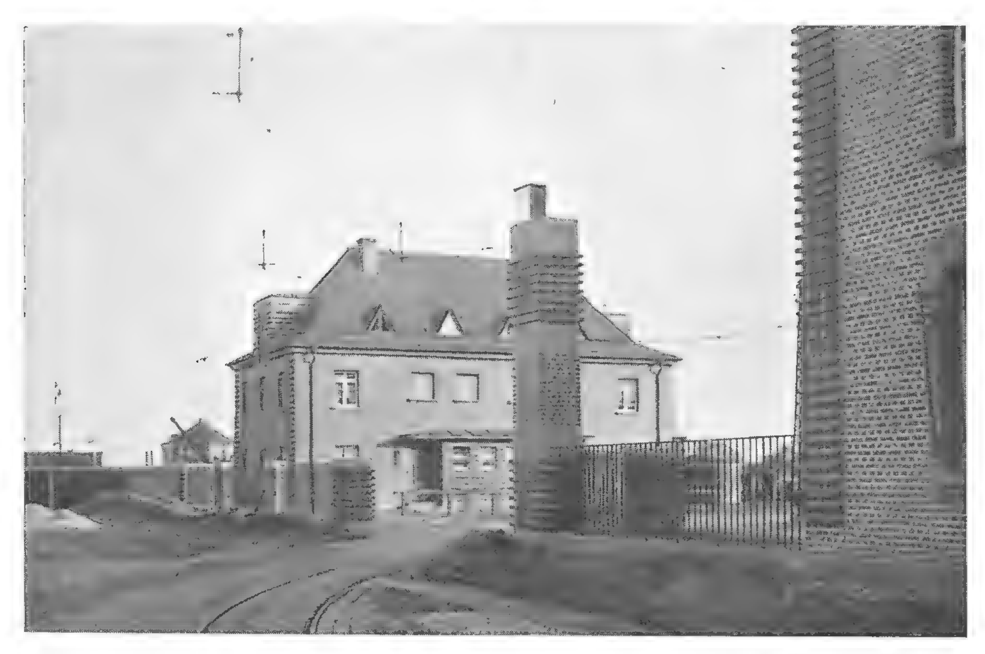
3. Betriebsbahnhof der städt. Straßenbahn, Wagenhallen mit (links) Aufsichtshäuschen

der Baumassen, die von einem Hochbau übersteigert werden, ist hier ein Bild von städtebaulich schöner Wirkung entstanden (Abb. 1 und 2).

Auch der Betrieb der Straßenbahnen erforderte Neubauten. Zur Entlastung der bestehenden, längst unzureichenden Depots wurde im Südosten der Stadt in der Nähe des Neckarauer Übergangs zwischen diesem und dem Gelände der Milchzentrale ein neuer Betriebsbahnhof erstellt und im Frühjahr 1927 in Betrieb genommen. In vier hellen und luftigen Hallen mit einem Ausmaß von 5400 qm Fläche können 140 Wagen abgestellt werden. Ein Verwaltungsgebäude mit Dienstwohnungen liegt an der Viehhof- und Möhlstraße, die hier zur Aufnahme der von allen Richtungen kommenden Einfahrtsgeleise platzartig erweitert wird. Ein zweistöckiges Dienstwohngebäude für leitende Beamte und ein Pförtnerhaus, von dem aus die Einfahrt geregelt wird, ergänzen das Bild der den weiten Betriebshof rahmenden Bauten (Abb. 3 und 4).

Eine Anlage ähnlicher Art wurde im letzten Jahre für den Betrieb des Fuhrhofs erstellt. Die Ausdehnung der Müllabfuhr und die erhebliche Vermehrung der Kraftwagen ließ den Entschluß reifen, an der äußeren Käfertalerstraße einen Kraftwagenhof zu erbauen und ihn so anzulegen, daß er bei weiterer Ausdehnung des Betriebs bis zur Kronprinzenstraße erweitert werden kann. Die Anlage gliedert sich in einen hufeisenförmig angelegten Vorhof mit Dienstwohngebäuden und Büros, und in einen Innenhof mit den Wagenhallen. In der Mitte des Betriebshofes, der geräumig genug ist, um einen reibungslosen Verkehr der Kraftfahrzeuge zu ermöglichen, liegt der Werkstättenbau. Die Anlage, die ein Vorbild in Deutschland noch nicht besitzt, ist mit allen Einrichtungen versehen, die eine zweckmäßige und wirtschaftliche Betriebsführung erfordert.

Bei der großen Entfernung der Vororte Neckarau und Rheinau von der am Neckar gelegenen Hauptfeuerwache und der zunehmenden Entwicklung dieser Stadt-



phot. Weinmann, Mannheim

4. Betriebsbahnhof der städt. Straßenbahn, Einfahrt, im Hintergrunde Beamtenhaus

teile wurde es erforderlich, eine Nebenfeuerwache in Neckarau zu errichten. Sie besteht aus einem Haupthaus mit der Wagenhalle und den Mannschaftsräumen, sowie einem Nebengebäude, in dem die Werkstätten untergebracht sind. Beide schließt der Schlauchturm zu städtebaulich eigenartiger Wirkung zusammen (Abb. 5).

Im Zusammenhang mit der Wohnungsnot wird zur Zeit im Stadtteil Lindenhof, nahe beim Waldpark, ein Altersheim errichtet (Abb. 6). Es ist für solche alten Leute bestimmt, die eine Wohnung freimachen und sich selbst versorgen wollen. Demnach wird jede Wohnungseinheit mit einer Gaskochstelle ausgestattet.

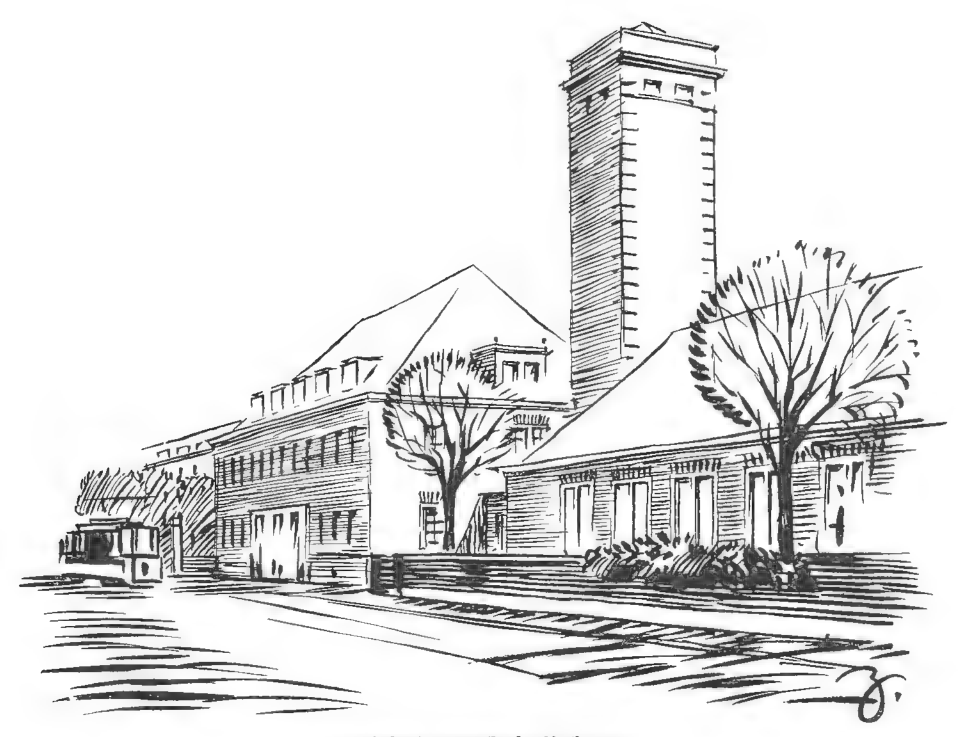
Für Eheleute sind Wohnungen vorgesehen, die aus einer Wohnküche im Ausmaß von 14,4 qm und einem Schlafzimmer von gleicher Größe bestehen. Die Wohnungen der Einzelstehenden weisen einen 15,3 qm großen Wohn- und Schlafraum auf mit nebenanliegender geschlossener Kochstelle.

Insassen, die pflegebedürftig sind, werden in einer Sonderabteilung untergebracht.

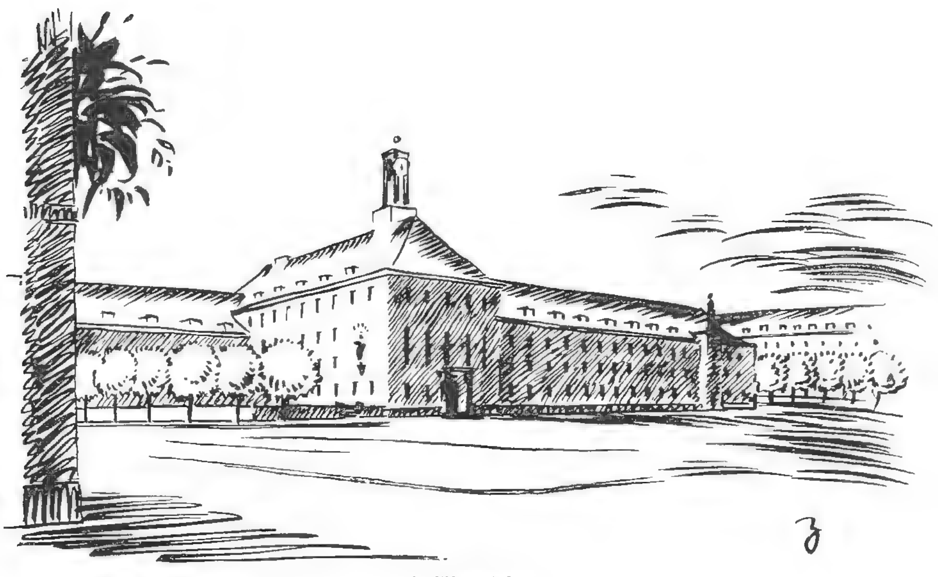
Die Anlage besteht aus 3 Gebäudeflügeln, die 2 Gartenhöfe von 3100 qm Gartenfläche umschließen, und teils drei-, teils vierstöckig angelegt sind. Insgesamt können 200 Personen Aufnahme finden.

An Gemeinschaftsräumen sind ein Lesezimmer, ein Besuchszimmer und ein kleiner Saal vorgesehen, der Unterhaltungszwecken dienen soll. Eine Radioanlage wird gerade im Altersheim nicht fehlen dürfen. Außerdem erhält das Heim alle Einrichtungen, die das Wohnen angenehm gestalten sollen, wie zentrale Heizungsanlage, Warmwasserversorgung und Bäder.

Die innere Ausstattung wie äußere Gestaltung sollen das anziehende, behagliche Wohnheim zum Ausdruck bringen.



5. Nebenfeuerwache in Neckarau



6. Altersheim



6a. Brunnenfigur für das Altersheim in Mannheim
Modellbild — Bildhauer Otto Schließler, Schwetzingen

Der Bau soll im Herbst 1927 seiner Bestimmung zugeführt werden.

Die Unterbringung Obdachloser war seit langem unzureichend. Die paar Zimmer, die in der alten Dragonerkaserne zur Verfügung standen, genügten überdies nicht den einfachsten hygienischen Anforderungen. Daher wurde in der Neckarstadt an der Mittelstraße ein Obdachlosenhaus errichtet und im Mai 1927 dem Betrieb übergeben. Es dient der vorübergehenden Aufnahme männlicher obdachloser Personen.

Die Anlage besteht aus einem Haupthaus, das hinter einem geschlossenen Gartenhof liegt, und einem Nebengebäude mit 2 Aufseherwohnungen. Sie kann in gewöhnlicher Belegung 120 Obdachlose aufnehmen, 45 Jugendliche und 75 Erwachsene. Im besonderen Falle läßt sich die Belegungsziffer auf etwa 150 steigern. Aufnahmebüro und Eßraum liegen im Erdgeschoß, die Schlafsäle in zwei darüberliegenden Obergeschossen. Bäder, Desinfektions- und Entlausungsanlagen enthält das Untergeschoß.

Wie sehr die neue Zeit vorwärtsstürmt, erkennen wir daran, daß sie selbst an Einrichtungen, die nur wenige Jahre alt sind, neue Forderungen stellt. Das neue Krankenhaus, das in breiter Front das rechte Neckarufer begleitet, wurde im Jahre 1922 dem Betrieb übergeben und schien damals manchem Bürger zu groß zu sein. Und doch wurde schon wenige Jahre nach seiner Eröffnung die Erweiterung der gynäkologischen Abteilung erforderlich. Der Neubau erhielt 90 Betten für Kranke und 21 Betten für Schwestern und Assistenten.

Große Bedeutung hat nach dem Krieg die Kleinkinderfürsorge erlangt. Die Raumnot war hier besonders fühlbar. Insbesondere war es erforderlich, für den Kindergarten, der in E 5, 16 unzulänglich untergebracht war, Abhilfe zu schaffen. Die Zustände waren hier um so unerträglicher, als mit dem Hort ein Seminar zur Ausbildung von Kindergärtnerinnen verbunden ist, das infolge der ungenügenden Einrichtungen nicht in der Lage war, seine Aufgabe befriedigend zu erfüllen. Daher wurde jenseits der Bahn Mannheim—Ludwigshafen im Schloßgarten nahe bei der Auffahrt zur Lindenhof- und Bahnüberführung ein Neubau errichtet, das Fröbelseminar, und im Frühjahr 1927 in Betrieb genommen (Abb. 7).

Das Haus enthält 6 Lehrsäle, einen Handarbeitssaal, eine Schulküche, und kann 240 Seminaristinnen aufnehmen. Spiel- und Beschäftigungszimmer sind für 85 Kleinkinder vorgesehen. Breit und niedrig gelagert ist hier eine Anlage entstanden, die im wahrsten Sinne ihren Zweck erfüllt, ein Kindergarten zu sein. Lichtdurchflutet weiten sich die Räume im Garten. Breit liegt die Spielwiese vor dem Haus



7. Fröbelseminar

und ein wundervoller Baumbestand bildet Hintergrund und Umgebung. Welcher Segen mag von diesem Haus ausgehen für die Großstadtkinder, die die engen Höfe und Straßen vertauschen mit Park und Wiese, die hier in freier Natur den blühenden Frühling und die reine Pracht des Winters schauen dürfen.

Auch ein Haus der Jugend konnte Anfang 1927 geschaffen werden. Das Gebäude Luisenring 49, das früher der Fuhrverwaltung diente, konnte freigemacht und nach seinem Umbau, der Versammlungs-, Unterhaltungs- und Schlafräume schuf, in den Dienst der Jugendbewegung gestellt werden.

Eine besondere Rolle hat im Bauwesen der Stadt vor dem Krieg der Schulhausbau gespielt. Auch dieser beginnt wieder aufzuleben. In Käfertal ist eine Volksschule im Bau, die für die Zwecke der Volksschule und der Fortbildungsschule insgesamt 20 Klassen mit Schulküche, Handarbeits- und Zeichensälen u. dgl. erhalten soll.

Die Errichtung einer Oberrealschule für 25 Klassen mit Lehrsälen, Übungs- und Sammlungszimmern für den naturwissenschaftlichen, chemischen und physikalischen Unterricht wird vorbereitet.

Die Errichtung einer Mädchenfortbildungsschule wird demnächst im Südosten der Stadt nahe bei der Seckenheimerstraße und der Augusta-Anlage in Angriff genommen werden.

Alle diese Bauten wurden notwendig, weil ein unabweisbares Bedürfnis sie forderte. Aber Mannheim hat im letzten Jahre auch eine Einrichtung getroffen, die ausschließlich kulturellen Zwecken zu dienen bestimmt ist. Sie hat ein Planetarium errichtet (Abb. 8 und 9), ein Wunderwerk der Technik, der Feinmechanik und Optik, das die Firma Zeiß in Jena ausgedacht und durchgebildet hat, um die Sternbilder und Himmelsbewegungen im geschlossenen Raume bildhaft, aber mit weitgehender Naturähnlichkeit darzustellen. Wenn dafür die Stadt große Mittel bereitstellte, so geschah es in der Erkenntnis, daß ein Lehr- und Anschauungsmittel,



8. Planetarium, Gesamtansicht phot. Weinmann, Mannheim



9. Planetarium, Vorhalle phot. Weinmann, Mannheim



10. Die Friedrich-Ebert-Brücke phot. Tillmann & Matter, Mannheim



11. Teilansicht der Wohnbauten an der Lange-Rötter-Str.

das uns die Sternenwelt näherbringt und uns ehrfürchtig werden läßt vor den Wundern des Weltalls, gerade in einer so sehr auf das materielle eingestellten Zeit für die Erziehung und Bildung reiche Früchte tragen werde.

Das Planetarium wurde an schöner Stelle, abseits vom Lärm der Straßen, im Luisenpark errichtet. Die Besonderheit dieses Baues ist in der Eigenart seiner äußeren Erscheinung weithin erkennbar. Über eine Vorhalle betritt man einen Kuppelraum, der einen Durchmesser von 25 m erhielt, und zur Aufnahme der Projektionen mit Stoff ausgekleidet ist.

In der Mitte des Saales steht der Vorführungsapparat, der mit 132 Bildwerfern den Fixsternhimmel und die Bewegungen der Planeten darstellt. Der Kuppelsaal enthält 514 Sitzplätze und ist mit allen Einrichtungen zur Vorführung stehender und beweglicher Lichtbilder ausgestattet. Er eignet sich demnach in hervorragendem Maße auch als Vortragssaal.

Neben diesen Hochbauten hat die Stadt auch ein Ingenieurbauwerk von besonderer Schönheit geschaffen, die Friedrich-Ebert-Brücke (Abb. 10), die sich im Zuge der Renz- und Kronprinzenstraße über den Neckar spannt. In der kühnen Konstruktion einer Flachbrücke zeichnet sie sich durch schöne Linienführung des Hauptträgers und glückliche Einfügung in das Bild der Landschaft aus.

Wir erkennen, daß die Zahl der öffentlichen Bauten, die die Stadt in den letzten Jahren errichtet hat und vorbereitet, gewaltig groß ist. Wenn wir überdies bedenken, daß die Stadt eine große Zahl städtischer Wohnbauten erstellt hat (Beispiel hiervon Abb. 11), daß unter ihrer Führung ein Hotel gebaut wird, daß sie große Ausstellungsbauten plant und noch manches andere, so wird offenbar, wie ungeheuer die Anstrengungen der Stadtverwaltung sind, die Wunden des Krieges zu heilen und einem neuen Aufschwung der Stadt die Wege zu ebnen.

Die öffentlichen Bauten wollen nicht bloß ein nacktes Bedürfnis befriedigen, sie wollen sich auch in den Dienst der Stadtschönheit stellen. Sie suchen ihre Eigenart in der Zweckbestimmung des Hauses, die sie klar und sachlich zum Ausdruck bringen wollen, und in der gestaltenden Kraft einer schönen städtebaulichen Idee. Sie wollen nicht modisch sein, und nicht fremdländisch, sie wollen deutsche Kunst geben, die wurzelt im Boden der Heimat.

Was mir von Mannheim blieb. . . .

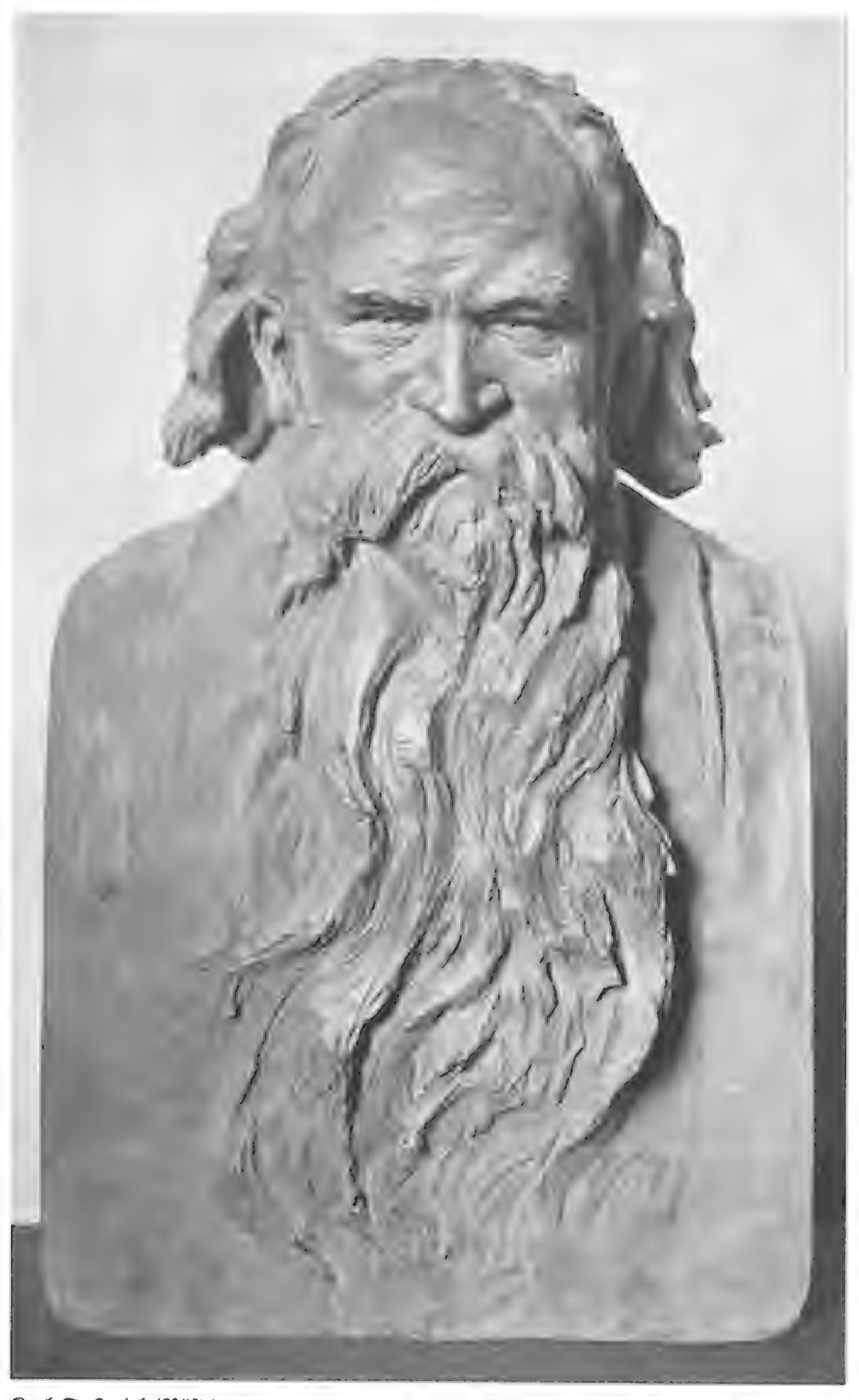
In Mannheim bin ich nur einmal gewesen, nur drei Tage. Aber ich habe in diesen drei Tagen mehr liebe Menschen gefunden als oft in andern Städten in Wochen und Monaten.

Detlev von Liliencron

Alt-Rahlstadt bei Hamburg, den 17. August 1903.



Oberbürgermeister O. Beck (Büste) Eugenie Kaufmann†, Mannheim



Karl F. Heckel (Büste) Eugenie Kaufmann †, Mannheim



Teilansicht des Friedrichsplatzes

Das Grün im Mannheimer Stadtbild

Von Walter Kirchberg, Mannheim

Die Erkenntnis, daß Luft und Sonnenlicht, Gartenschönheit und Bewegung auf grüner Rasenbahn gewissermaßen zum täglichen Brot gehören, hat heute wohl in allen Bevölkerungskreisen der Städte, insbesondere der Großstädte, Eingang gefunden. Die Eiferer klären über Bedeutung und Notwendigkeit öffentlichen Stadtgrüns auf und werben, die große Masse fordert und die Leute vom Fach planen und verwirklichen jene Kraft, Gesundheit und Lebensfreude spendenden Anlagen und Einrichtungen. Düsseldorfs Gesolei im vergangenen Jahre zeigte so recht, wie unsere Stadtverwaltungen darin wetteifern, der grünen Farbe auf den Bebauungsplänen eine Vorrangstellung einzuräumen. Grüngürtel und Promenaden, radiale Grünstreifen und Grünkomplexe bilden heute das Gerippe der Stadtbebauungsplanung und geben zum mindesten den neuen Stadtteilen ihr besonderes Gepräge. Wie einst der Schloßgarten zu Versailles den großen, kleinen und kleinsten Fürstenhöfen zum Vorbild diente, so schauen heute ungezählte Städte auf das glückliche Köln am Rhein, das auf Grund der Bestimmungen des Friedensvertrags sein ausgedehntes Festungsgelände anderen Zwecken zuführen mußte und dies in einem in Deutschland bisher beispiellosen Umfange zugunsten öffentlicher Grünanlagen tat.

Was geschah, was geschieht und was wird künftig in Mannheim in dieser Richtung geschehen? Zur Ehre der Stadt sei's vorweg gesagt: Die Statistischen Jahrbücher deutscher Städte beweisen, daß Mannheim hinsichtlich seines Grün-

flächenbesitzes unter den Orten ähnlicher Einwohnerzahl in Vergangenheit und Gegenwart durchaus mit an der Spitze marschiert. Und ein Blick auf den Mannheimer Stadtbebauungsplan läßt deutlich erkennen, daß das zukünftige Stadtgebiet in außerordentlich reichem Maße mit vielverheißendem Grün durchsetzt ist. Grün die Hoffnung! Es berechtigt hier in der Tat zu den allerbesten Hoffnungen.

Mannheim, die Industrie- und Handelsstadt am Neckar und am Rhein, liegt von Natur aus nicht inmitten paradiesischer Landschaft. Die unmittelbare Umgebung ist flach und kann keineswegs als besonders anziehend bezeichnet werden. Auch seine Flußufer lassen naturschönheitliche Reize im allgemeinen vermissen. Zweifellos haben diese Tatsachen einen Ansporn zur verhältnismäßig frühzeitigen Schaffung öffentlicher Parkanlagen, Schmuckplätze und Promenaden gegeben. Bereits in den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts entstanden größere städtische Anlagen, und zwar der Park auf der ehemaligen Fohlenweide jenseits des Neckars (heutiger Krankenhauspark) und der westliche Teil des Luisenparks in der Oststadt. Es folgten in den neunziger Jahren der Park im sogenannten Schnickenloch (Lindenhofstadtteil) und die östliche Erweiterung des Luisenparks. Damit besaß Mannheim gegen Ende des Jahrhunderts bei einer Einwohnerzahl von 112 000 insgesamt etwa 55 ha selbst geschaffene städtische Parkfläche. Neben diesen eigenen Schöpfungen waren der 25 ha große, damals großherzogliche Schloßgarten (zu Beginn des 19. Jahrhunderts angelegt) der Bevölkerung freigegeben, die 20 ha umfassende Stefanienpromenade am Neckarauer Wald der Stadt schon zuzeiten der Großherzogin Stefanie geschenkweise überlassen und der von privater Gesellschaft unterhaltene Friedrichspark (hergestellt 1881 im Umfange von 6 ha) gegen geringes Entgelt zu benützen. Da weiterhin die Stadt im Innern damals bereits eine Reihe von Schmuckplätzen sowie die Ringpromenade besaß, hatte die Mannheimer Einwohnerschaft eigentlich keine Ursache mehr, sich über die stiefmütterliche Behandlung hinsichtlich landschaftlicher Schönheit zu beklagen und den Blick allzu sehnsüchtig in die Ferne schweifen zu lassen. Erwähnenswert ist, daß mit der Schaffung genannter Parkanlagen in der Regel sumpfiges, ungesundes Gelände, an dem die Stadt infolge ihrer Lage im Mündungswinkel des Neckars nicht gerade arm war, verschwand. Fast in jedem Falle waren jahrelange Auffüllarbeiten notwendig, um die Grundlage zu einem einigermaßen ersprießlichen Pflanzenwachstum zu schaffen. Für Bebauungszwecke waren diese Gebiete ja gänzlich ungeeignet.

Mit der Eingemeindung des Ortes Neckarau im Jahre 1899 kam die Stadt in den Besitz eines am Rhein gelegenen ca. 100 ha großen Waldes, dessen zum Teil sehr alter, prächtiger Bestand sich in der Hauptsache aus Eichen, Ulmen, Pappeln und Weiden mit dichtem Unterholz aus Hasel, Weißdorn, Hartriegel usw. zusammensetzt (Schwemmland mit der charakteristischen Pflanzengenossenschaft der Rheinauen). Die allerdings zeitweise mit nur geringer Kräftezahl durchgeführte Arbeit eines vollen Jahrzehnts ließ aus diesem gänzlich verwilderten Durcheinander mit seinen Riesenarmeen angriffsbereiter Rheinschnaken einen herrlichen Waldpark entstehen, der heute für Tausende und Abertausende der Bevölkerung, besonders in den Frühjahrsmonaten, die beliebteste Erholungsstätte am Platze bildet. Gepflegte Fußwege mit reicher Ruhegelegenheit, geteerte, staubfreie Fahrwege, deren Benützung durch Kraftfahrzeuge nicht gestattet ist, und kilometerlange Reitwege erschließen die landschaftlichen Schönheiten mit ihren vielen reizvollen Einzelbildern. Weite grüne Wiesenflächen mit blühenden Randgehölzen und einzelstehenden interessanten Baumriesen wechseln ab mit lockeren, hainartigen Beständen oder mit dichtem Wald und seinem fast undurchdringlichen Unterholz, durchzogen von schnurgeraden einsamen



Wasserpartie im botanischen Schulgarten
mit öffentlicher Palmenhalle



Aus dem Luisenpark (östlicher Teil)



Waldpark: Am Bellenkrappen



Aus dem Stadtwald bei Rheinau

Schlagwegen. Daneben gibt es wundervolle Blicke auf den bewegten Rheinstrom mit seinen mannigfachen Last- und Lustfahrzeugen oder auf die ruhige Wasserfläche des sogenannten Bellenkrappens, eines alten Rheinarmes, in dessen stiller Flut sich die hochragenden Uferweiden spiegeln. Den Waldboden bedecken an seinen lichteren Stellen alljährlich im Frühjahr unzählige Blausterne, Anemonen, Primeln und später auch Maiblumen, alle in ihrer blühenden Schönheit mit Freude und Entzücken anzuschauen. Bemerkenswert als Naturdenkmal ist eine mächtige, uralte Silberpappel an der südlichen Spitze des Waldes. Ein Gaststättenbetrieb unter Dach und im Freien, eine kleine interessante Tierschau, Gelegenheit zu Wasserfahrten und manches andere trägt dazu bei, den erholungsbedürftigen Großstädter herauszulocken aus der grauen, erstickenden Flut des Häusermeeres. Wer Sinn für freies Tierleben besitzt und Geduld und Glück hat, kann sich an der mannigfachen gefiederten und behaarten Tierwelt erfreuen, zu deren beachtenswertesten Vertretern Fasan und Reh gehören. Alles in allem eine Anlage von unschätzbarem Wert für die Mannheimer Bevölkerung!

In den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts erhielten u. a. die Anlagen hinter dem Wasserturm ihre endgültige Gestalt. Es entstand der bekannte Friedrichsplatz, das Prunkstück unter den Mannheimer Schmuckplätzen und ein Meisterwerk der damaligen Stadtplatzgestaltung überhaupt (geschaffen von Prof. Bruno Schmitz, Charlottenburg). Abgesehen von der überaus wirkungsvollen Kaskaden- und Springbrunnenanlage (Leuchtfontäne) mit dem als Wahrzeichen Mannheims angesprochenen Wasserturm im Hintergrunde sowie den architektonischen Bestandteilen, wozu an der Rundung des Platzes auch seine Umbauung zu rechnen ist, findet die gartenkünstlerische Ausgestaltung bei Einheimischen sowohl wie bei Fremden ungeteilte Anerkennung und Bewunderung. Strenggeschnittene Taxushecken, Buxkugeln, Buxeinfassungen und weißbunte Evonymusbeete bilden einen Sommer wie Winter gleichbleibenden lebendigen Schmuck. Das mächtige Hauptbecken aber ist vom zeitigen Frühjahr bis zum späten Herbst mit einem breiten, weithin leuchtenden Blumenkranz umgeben, der alljährlich, entsprechend dem Wechsel der Jahreszeiten, dreimal in Farbenzusammenstellung und Pflanzenart erneuert und geändert wird. Rhododendronrundbeete in der Querachse und Magnolienbäume an geeigneten Stellen vermehren zu ihrer Zeit die eindrucksvolle Blütenpracht. Im Herbst aber erhält der Schmuckplatz noch ein besonderes Gepräge durch das unvergleichliche Kolorit des sterbenden Laubwerks der Wildweinberankung an den zu hohen Baumgruppen überleitenden Pergolen. In diesem Zusammenhang sei auch der vor dem Rathause gelegene Paradeplatz aus der Reihe der Schmuckplätze herausgegriffen, der, wenn auch in seiner Gestaltung heute nicht mehr ganz befriedigend (Ende des vergangenen Jahrhunderts angelegt), so doch hinsichtlich seines reichen, wechselnden Blumenschmucks inmitten der Stadt besondere Beachtung verdient. Eine im Jahre 1907 anläßlich der 300jährigen Stadtjubelfeier veranstaltete Internationale Kunst- und Große Gartenbau-Ausstellung belebte und förderte den Gartengedanken wesentlich. Es wuchs bei der Einwohnerschaft der Sinn und das Verständnis für Natur- und Gartendinge, was sich besonders in der zunehmenden Fenster- und Balkonausschmükkung mit Blumen und dem erwachenden Interesse für Kleingärten (Schrebergärten) auswirkte. 1910 entstanden die ersten städtischen Kleingartenkolonien mit zunächst 500 Einzelgärten. Auch die Haus- und Vorgärten vermehrten sich zusehends. 1912 wurde im Norden Mannheims die Gartenstadt Waldhof gegründet und etwa gleichzeitig im Osten der Gemarkung der Landhausstadtteil Neuostheim, beides durch die Stadt weitgehend unterstützte Unternehmungen, die neben dem Wunsche nach einem



Luisenparkteich mit Terrasse

Eigenheim das erwachte Verlangen nach Licht, Luft und Garten kennzeichneten. Viele Straßenbaum- und Promenadenpflanzungen wurden in diesen Jahren ausgeführt. Es entstand eine zeitgemäß eingerichtete Stadtgärtnerei mit öffentlicher Palmenhalle und einem nach biologischen Grundsätzen angeordneten botanischen Schulgarten. Von den bestehenden Anlagen erfuhren die Plätze rechts und links des Wasserturms eine bemerkenswerte Umgestaltung; sie bilden seit dieser Zeit neben dem Friedrichsplatz die Hauptblumenschmuckstücke der Stadt. Das Grün im Stadtbilde nahm stetig an Umfang zu.

Die Bearbeitung eines größeren Parkprojektes war gerade beendet, als der Krieg ausbrach. Die Fürsorge der Stadtverwaltung mußte sich anderen Dingen zuwenden. So entstanden während der Kriegs- und ersten Nachkriegsjahre umfangreiche städtische Gemüsekulturen und viele Tausende von Kleingärten (die Zahl der letzteren dürfte damals 12 000 erreicht haben). Heute sind diese Arten Grünanlagen bis auf etwa 6000 Kleingärten, die nach Möglichkeit erhalten werden sollen, wieder verschwunden. Das Grün von ehemals aber ist recht und schlecht hinübergerettet worden in die heutige Zeit, hat sich größtenteils von den Kriegs- und Nachkriegsschäden wieder erholt und ist bereits seit einigen Jahren von neuem in der Zunahme begriffen. So sind besonders in der Oststadt und den sonstigen neueren Baugebieten viele Straßenbaumpflanzungen und einige Platzanlagen ausgeführt worden. Der staatliche Schloßgarten wurde in städtische Fürsorge übernommen und erforderte umfangreiche Instandsetzungsarbeit, die heute noch nicht beendet ist. Im Luisenpark (östlicher Teil) entstand durch Entnahme von Straßenauffüllmaterial ein über 3 ha großer Weiher mit teilweise sehr hohen Böschungen, die gärtnerisch auszugestalten



Schulspielplatz im Luisenpark mit Umkleideraum im Planetarium

waren. Mannheim besitzt in eigener gärtnerischer Unterhaltung zur Zeit 225 ha öffentliche Grünfläche sowie 15 000 Alleebäume in Straßen und auf Promenaden. 270 ha städtischen Eigentums befinden sich in kleingärtnerischer Bewirtschaftung und geben 6000 Pächtern mit ihren Familien, also etwa 25 000 Menschen, d. i. ein Zehntel der gesamten Einwohnerschaft, Gelegenheit zu Gartenschaffen und Gartengenuß.

Mit diesen letztgenannten Zahlen ist der Umfang des Stadtgrüns aber nicht erschöpft. Der Wandel der Zeit hat einen neuen Typ städtischen Grüns in den Vordergrund gestellt: Plätze und Anlagen für Spiel und Sport unter besonderer Berücksichtigung der Bedürfnisse der Schuljugend. Daß Mannheim auf diesem Gebiete nicht rückständig geblieben ist, beweisen die durchgeführte zeitgemäße Umgestaltung solcher Plätze aus der Vorkriegszeit und die Neuausführung entsprechender Anlagen in den verschiedenen Stadtgebieten. Eine 16 ha große Spiel- und Sportplatzanlage bei Neuostheim, ausgestattet mit allen einschlägigen Einrichtungen, geht der Vollendung entgegen. Insgesamt umfaßt die Fläche der seitens der Stadt bereitgestellten Spielplätze, einschließlich der im Bau begriffenen, etwa 65 ha, worin allerdings ein Teil nur vorübergehend freigegebener Parkwiesen einbegriffen ist. In privater Unterhaltung befinden sich 10 ha. In diesem Zusammenhang müssen auch der 38 ha große Pferderennplatz am Luisenpark und der im vergangenen Jahre eröffnete Flugplatz bei Neuostheim im Ausmaß von zunächst 54 ha angeführt werden.

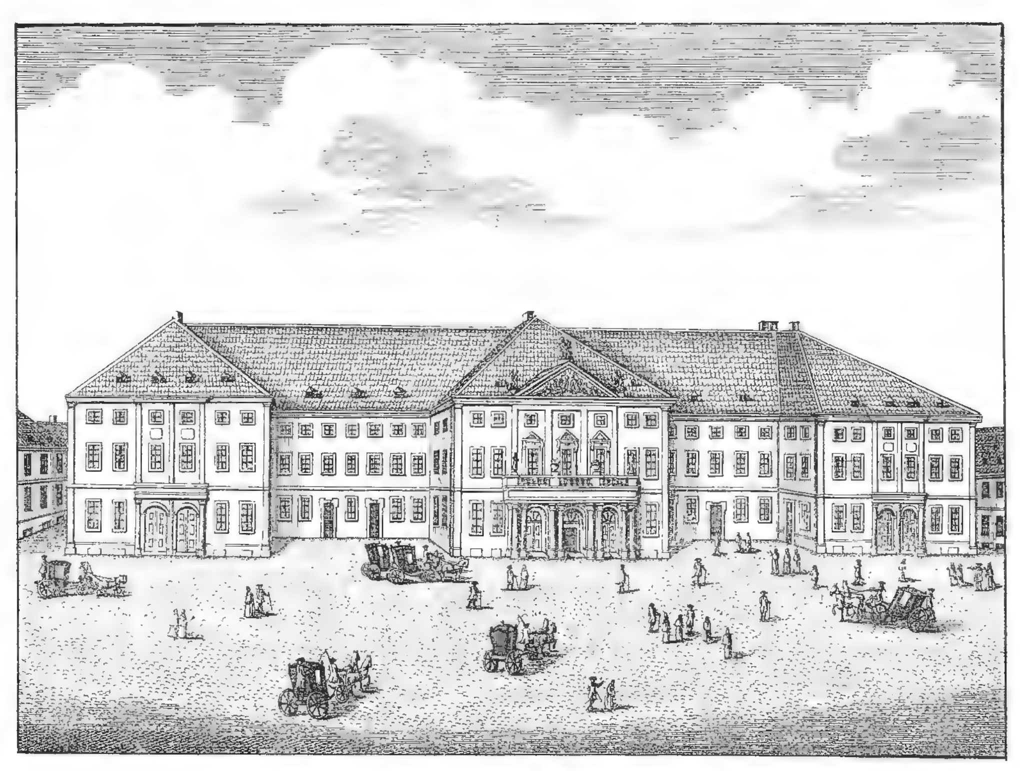
Ein Blick auf den farbigen Gemarkungsplan läßt im Südosten, besonders aber im Norden der Stadt umfangreiche grüne Flächen erkennen. Es sind die Stadtwaldungen beim Vorort Rheinau einerseits und den Vororten Käfertal und Sandhofen andererseits. Sie bedecken das gewaltige Areal von zusammen 1100 ha (die Mannheimer Gemarkung umfaßt 10 630 ha). Den sandigen Bodenverhältnissen entsprechend handelt es sich fast durchweg um Kiefernbestand, doch ist, besonders im Käfertaler Gebiet, stellenweise eine Vermischung mit Eichen, Buchen, Birken und Pappeln zu beobachten. Bei der vorherrschenden Dürftigkeit des Bodens kann natürlich keine abwechslungsreiche, interessante Vegetation erwartet werden und in

Anbetracht dessen, daß die Waldungen rein forstwirtschaftliche Unterhaltung erfahren, ist eine gewisse Einförmigkeit nicht überraschend. Aber der Wanderer — bei den kilometerweiten Ausdehnungen muß in der Tat von wandern gesprochen werden — findet auf seinen Streifzügen auch reizvolle Landschaftsbilder, gemischte lockere Bestände und Lichtungen mit der bunten Pflanzengenossenschaft der Heide. Und da die Waldungen abseits vom Stadtverkehr und Straßenlärm liegen, kann sich der vielgeplagte Großstädter hier einmal wohltuender Einsamkeit und heilsamer Ruhe hingeben.

Daß Mannheim in der sogenannten Reiß-Insel auch einen 100 ha großen Naturschutzpark besitzt, sei nur der Vollständigkeit halber erwähnt.

In naher Zukunft wird das Grün im Stadtbilde Mannheims durch einen Park auf dem Herzogenriedgelände jenseits des Neckars um 33 ha vermehrt werden. Entgegen früherer Parkgestaltung, bei der die Parkbesucher sich ganz auf das Schauen von den Wegen aus einstellen müssen und die Rasenflächen nicht betreten dürfen, soll diese Anlage neben Spielplätzen für die Jugend eine große Volkswiese „für Alle" erhalten. An Grünanlagen größeren Umfangs sieht der Bebauungsplan ferner einen ausgedehnten Park bei Feudenheim und einen Stadtgarten hinter dem Schlachthof an der Seckenheimer Anlage vor. Ein gewaltiger Zentralfriedhof, dessen notwendige Ausführung in greifbare Nähe gerückt ist, wird seinen Platz bei Käfertal erhalten (auch ein Friedhof bereichert das Grün des Stadtbildes). Beträchtlich anwachsen wird in den nächsten Jahren die Zahl der Alleebäume, denn durch breite, baumbestandene Straßen und Promenadenzüge soll das Stadtgebiet adernetzartig durchzogen und die erstrebenswerte Verbindung der verschiedenen Grünmassen untereinander erreicht werden. Endlich sind mit privaten Zier- und Vorgärten durchsetzte Gebiete (offene Bauweise) in reichem Maße vorgesehen.

Diese flüchtige Streife durch die lieblichen Teile Mannheims und die kurzen Andeutungen über die Aufgaben und Absichten in nächster Zukunft mögen genügen zu der Feststellung, daß auch Mannheim, entgegen landläufiger grauer Theorie, eine Stadt im Grünen ist und es voraussichtlich noch in gesteigertem Maße werden wird. Die Entwicklung der letzten fünfzig Jahre hat gezeigt, daß sich Stadtleitung und Stadtparlament des gesundheitsfördernden und zierenden Wertes öffentlicher Grün- und Schmuckanlagen vollauf bewußt sind. Selbst in schwieriger Zeit während und nach dem Kriege, als überall größte Sparsamkeit walten mußte, ermöglichten es die bewilligten Mittel, die Schmuckplätze im Innern der Stadt mit dem traditionellen Blumenflor zu versehen. Freilich, auch in Mannheim sind Schäden auszubessern, und manches ist nachzuholen oder zeitgemäßer zu gestalten, aber den Ungeduldigen und Unzufriedenen sei in Erinnerung gebracht, daß auch das Grün im Stadtbilde abhängig ist von dem Gold im Stadtsäckel. Das Vorwärts und Aufwärts und damit der Wohlstand des Volksganzen steht in wechselseitiger Beziehung zum Wachsen und Gedeihen der grünen Anlagen. —



1. Das Nationaltheater in Mannheim, 1782, nach dem Kupferstich von Klauber

Aus der Geschichte des Mannheimer Nationaltheaters

Von Friedrich Walter, Mannheim

Mannheims Theaterruhm datiert von der Schillerzeit seiner Nationalbühne, von der Uraufführung der „Räuber". Und doch ist er älter. Man hatte lange Zeit vollständig vergessen, daß Mannheim schon Jahrzehnte vorher eine berühmte Theaterstadt war durch die glanzvollen Opernaufführungen des kurfürstlichen Hofes, die in dem 1742 eingeweihten und 1795 bei der Beschießung Mannheims durch Brand zerstörten Schloßtheater ein prunkvolles Heim hatten. Diese Opernaufführungen standen im Programmkalender der Hoflustbarkeiten, wie die Bälle, Konzerte und Empfänge; alle Zuhörer waren Gäste des Hofes, der Zeremonienmeister wies ihnen ihre Sitze nach Rang und Stand an. Der Hof kam für die gesamten Kosten auf. Gesungen wurde in italienischer Sprache. Die Kompositionen standen unter vorwiegend italienischem Einfluß, auch soweit die Opernpartituren von einheimischen Komponisten stammten. Erst in den 1770er Jahren, kurz vor dem Wegzug des Hofes, als der Kurfürst, der Voltaires Freund gewesen, seine französischen Komödianten entließ und deutschen Schauspieltruppen seine Gunst zuwandte, ging die kurfürstliche Hofoper mit Aufführungen von Schweitzers „Alceste", Holzbauers „Günther von Schwarzburg" und Schweitzers

Sonntags den 13. Jänner 1782
wird
auf der hiesigen National-Bühne
aufgeführet

Die Räuber.

Ein Trauerspiel in sieben Handlungen; für die Mannheimer Nationalbühne vom Verfasser Herrn Schiller neu bearbeitet.

Personen.

Rolle	Darsteller
Maximilian, regierender Graf von Moor	Herr Kirchhöfer.
Karl, } seine Söhne	Herr Boeck.
Franz, } seine Söhne	Herr Ifland.
Amalia, seine Nichte	Mad. Toscani.
Spiegelberg, } Libertiner, nachher Banditen.	Herr Pöschel.
Schweizer,	Herr Beil.
Grimm,	Herr Rennschüb.
Schufterle,	Herr Frank.
Roller,	Herr Toscani.
Razmann,	Herr Herter.
Kosinsky,	Herr Beck.
Herrmann, Bastard eines Edelmanns	Herr Meyer.
Eine Magistratsperson	Herr Gern.
Daniel, ein alter Diener	Herr Backhaus.
Ein Bedienter	Herr Epp.
Räuber.	
Volk.	

Das Stück spielt in Deutschland im Jahre, als Kaiser Maximilian den ewigen Landfrieden für Deutschland stiftete.

Die bestimmten Eingangsgelder sind folgende:

In die vier ersten Bänke des Parterres zur linken Seite	45 kr.
In die übrige Bänke	24 kr.
In die Reserve-Loge im ersten Stock	1 fl.
In eben eine solche Loge des zweiten Stocks	40 kr.
In die verschlossene Gallerie des dritten Stocks	15 kr.
In die Seiten-Bänke allda	8 kr.

Wegen Länge des Stücks wird heute präcise 5 Uhr angefangen.

Der
Verfasser an das Publikum.

Die Räuber — das Gemählde einer verirrten grosen Sele — ausgerüstet mit allen Gaben zum Fürtrefflichen, und mit allen Gaben — verloren — zügelloses Feuer und schlechte Kammeradschaft verdarben sein Herz, rissen ihn von Laster zu Laster, bis er zulezt an der Spize einer Mordbrennerbande stand, Gräuel auf Gräuel häufte, von Abgrund zu Abgrund stürzte, in alle Tiefen der Verzweifelung — doch erhaben und ehrwürdig, gros und majestätisch im Unglück, und durch Unglück gebessert, rückgeführt zum Fürtrefflichen. — Einen solchen Mann wird man im Räuber Moor beweinen und hassen, verabscheuen und lieben.

Franz Moor, ein heuchlerischer, heimtückischer Schleicher — entlarvt, und gesprengt in seinen eigenen Minen.

Der alte Moor, ein allzu schwacher nachgebender Vater, Verzärtler, und Stifter vom Verderben und Elend seiner Kinder.

In Amalien die Schmerzen schwärmischer Liebe, und die Folter herrschender Leidenschaft.

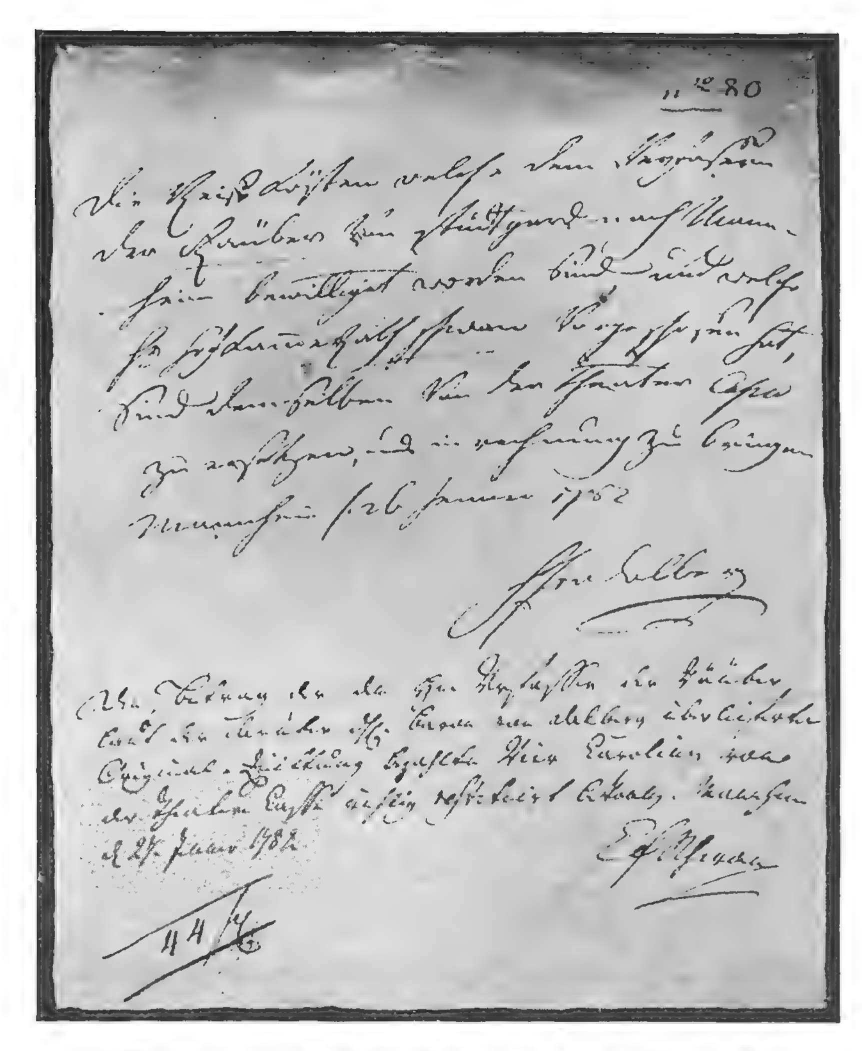
Man wird auch nicht ohne Entsezen in die innere Wirthschaft des Lasters Blicke werfen, und wahrnehmen, wie alle Vergoldungen des Glücks den innern Gewissenswurm nicht tödten — und Schrecken, Angst, Reue, Verzweifelung hart hinter seinen Fersen sind. — Der Jüngling sehe mit Schrecken dem Ende der zügellosen Ausschweifungen nach, und der Mann gehe nicht ohne den Unterricht von dem Schauspiel, daß die unsichtbare Hand der Vorsicht, auch den Bösewicht zu Werkzeugen ihrer Absicht und Gerichte brauchen, und den verworrensten Knoten des Geschicks zum Erstaunen auflösen könne.

2. Verkleinerte Wiedergabe des Theaterzettels der ersten Räuberaufführung in Mannheim

„Rosamunde" zum deutschen Singspiel über. Gerade in diesen letzten Jahren der Mannheimer Hofmusik[1] weilte Mozart hier und empfing von ihr nachhaltige Anregungen.

Das berühmte Orchester, die Sänger und Sängerinnen, die Theatermaler, die zum Hofstaat gehörten usw., folgten mit wenigen Ausnahmen 1778 dem Kurfürsten Karl Theodor nach München. Das Opernhaus im Mannheimer Schloß lag verwaist, seine Pforten blieben für immer geschlossen. Mannheim erhielt durch das Nationaltheater einen Ersatz, vollwertig, aber doch in ganz neuem Sinne. Schon 1775 mit der Hinneigung zur deutschen Oper und zum deutschen Schauspiel, mit der Gründung der Deutschen Gesellschaft, die in der Kurpfalz die deutsche Sprache und Literatur pflegte, begannen die Bemühungen, ein Nationaltheater in Mannheim zu begründen, für dessen Leitung zeitweise kein geringerer als Lessing ausersehen war. Die Aufgabe dieser Bühne sollte nicht allein in der Pflege der vaterländischen Literatur bestehen. Das fortschrittlich Neue bestand im Gegensatz zur höfischen Galaoper und zur Festkomödie alten Stiles in einer Verbürgerlichung der dramatischen Kunst. Auch das Nationaltheater war in seinem Zuschauerraum noch ein altes Rangtheater, mit den scharfen Unterschieden der Klassen und Stände, doch war

[1] Über ihre Bedeutung siehe meinen Aufsatz „Die Musik in Mannheim unter dem Kurfürsten Karl Theodor" im Ekkhartkalender 1926.



3. Rückvergütung der von Buchhändler Schwan vorgestreckten Reisekosten Schillers für die Reise von Stuttgart nach Mannheim 1782
Original des Theaterarchivs, ausgestellt im Schloßmuseum

es jedermann gegen Eintrittsgeld zugänglich. Es sollte eine Heimstätte der hohen Kunst sein, befreit von den bisherigen unmittelbar höfischen Einflüssen, aber auch unabhängig von all den Zufälligkeiten und Geschäftsinteressen des wandernden Unternehmertums, also eine ständige Bühne mit fest engagierten, zu idealer Gemeinsamkeit verbundenen Künstlern. Damals entstand der Begriff des Theaters als einer Bildungsstätte des Volkes, im Gegensatz zu der bisherigen ausschließlichen Unterhaltungsstätte der höfischen Gesellschaft. Mannheim schritt voran in der Verwirklichung dieses Zieles.

Der Kurfürst leistete einen jährlichen Zuschuß. Seine Behörden überwachten den Theaterbetrieb. Im übrigen sollte die Nationalbühne auf eigenen Füßen stehen.

Ein Hofkavalier und zugleich einer der höchsten pfälzischen Staatsbeamten, Frh. Wolfgang Heribert v. Dalberg, leitete das Theater als ehrenamtlicher Intendant. Die Mannheimer Nationalbühne war ein gemeinnütziges Theater, gemeinnützig auch in dem wirtschaftlichen Sinn einer „Nahrungsbeihilfe" für die vom Hofe verlassene Stadt, gemeinnützig als geistig-künstlerischer Mittelpunkt für die ehemalige Residenz und die Kurpfalz. Es war mehr Staatstheater als Hoftheater und ein wichtiges Organ der pfälzischen Aufklärung. Es nannte sich kurpfälzische Nationalschaubühne. Den Titel Hof- und Nationaltheater, der bis zur Revolution bestand, führte es erst seit 1801.



4. Das Schillerdenkmal in Mannheim, modelliert von Carl Cauer, in Bronze gegossen von der Erzgießerei Miller aufgestellt 1862

Als Geburtstag des Mannheimer Nationaltheaters gilt der 7. Oktober 1779, als zum ersten Male die von Dalberg neu gebildete und dauernd verpflichtete Schauspielergesellschaft auftrat. Dalberg war in seinen besten Jahren der wirkliche geistige Leiter der Bühne, mit Beharrlichkeit und Begeisterung setzte er sich für ihren künstlerischen Aufschwung ein. Was der Einunddreißigjährige mit der „Räuber"-Aufführung wagte, dazu hätte er sich in späteren Jahren, wo die Bedenken und Rücksichten seiner Kompromißnatur stärker hervortraten, kaum mehr entschlossen. War auch das Revolutionäre des Schiller'schen Jugenddramas durch viele Striche und Änderungen gemildert, hatte man auch das Gegenwartskolorit durch Verlegung der Geschehnisse in die Zeit des Kaisers Maximilian I. vermummt und das sog. „altdeutsche Kostüm" vorgeschrieben, so bedeutete es doch ein ungeheures Wagnis für die Nationalbühne, dieses Stück aufzuführen, dessen Devise „In tyrannos" lautete, dessen Sturmeswehen eine neue Zeit ankündigte. Der vollen Tragweite wurde man sich erst allmählich bewußt.

Der 13. Januar 1782 war der denkwürdige Tag der Uraufführung der „Räuber". Das Stück wühlte die Zuschauer im tiefsten Innern auf. Sie waren hingerissen von dem Feuerstrom dieser glühenden Tragik. Der Erfolg nahm mit jedem Akte zu. Dalbergs hoffnungsvolle junge Kräfte wirkten mit: Iffland als Franz, Beil als Schweitzer, Beck als Kosinski; ein gereifter Künstler, Boeck, spielte den Karl. Der junge Schiller konnte aus Mannheim die Überzeugung mitnehmen, daß er zum dramatischen Dichter berufen sei; nun setzte er auf Mannheim seine höchsten Hoffnungen.

Der Ruhmestat der „Räuber"-Aufführung folgte Schillers Flucht aus Stuttgart, folgte zwei Jahre später seine Verpflichtung als Theaterdichter in Mannheim und das noch viel kühnere Unternehmen der Aufführung der „Luise Millerin", oder wie das Stück auf Ifflands Vorschlag genannt wurde, „Kabale und Liebe". Seine scharfe Tendenz gegen die herrschende Gesellschaftsklasse führte dazu, daß es in den



5. Der Schauspieler A. W. Iffland
Nach dem Kupferstich von Anton Karcher, um 1791



6. Intendant W. H. von Dalberg
Nach dem Oelgemälde im Schloßmuseum

Jahren der französischen Revolution für Mannheim verboten wurde. Es liegt nicht in der Absicht dieses Aufsatzes, Schillers Erfahrungen und Enttäuschungen in seiner Mannheimer Zeit zu schildern. Mannheim vermochte nicht, ihm eine Stätte dauernden Bleibens zu werden, aber es war die wichtige Etappe seiner Wanderjahre, von folgenreicher Bedeutung für sein ganzes Leben und Schaffen.

Von dem ehemaligen Schillertheater stehen heute eigentlich nur noch die Außenmauern. Das Innere, Bühne und Zuschauerraum, wurde durch den Umbau Mitte der 1850er Jahre, den der Theaterdekorateur Joseph Mühldorfer leitete, gründlich umgestaltet. Mühldorfer setzte ein viertes Stockwerk auf, hob die Giebel und überbaute die nach dem Komödienplatz zu gelegenen Höfe; die ehemalige Schönheit der alten Fassade wurde dadurch erheblich beeinträchtigt. Aber es ist doch der Geist Schillers, der diesem ehrwürdigen Hause die Weihe gibt.

Bei jenem Umbau befand sich das Nationaltheater bereits in städtischer Verwaltung. Der klassischen Periode waren Jahre schwerster Erschütterungen, Zeiten bedauerlichen Niedergangs gefolgt. Mit Mühe und Not gelang es beim Übergang Mannheims und der rechtsrheinischen Pfalz an Baden den Fortbestand des Theaters zu retten, da ja in Karlsruhe bereits ein Hoftheater zu unterhalten war. Trotz zahlloser Hinweise auf die Landeswichtigkeit der Mannheimer Bühne zogen sich der badische Hof und der Staat immer mehr von finanzieller Unterstützung zurück, und so wurde die Gemeinde zur Sicherung des Kunstinstituts, das von jeher jedem Mannheimer ans Herz gewachsen ist, von einem Jahr zum anderen in immer neue große Opfer hineingedrängt. Die Teilung der Theaterleitung zwischen einem Intendanten und städtischen Bevollmächtigten führte seit den 1820er Jahren zu vielen Mißständen und Unzuträglichkeiten. Es war schließlich nicht zu vermeiden, daß die Stadt allein die Theaterverwaltung in die Hand nahm. Das erstarkte Bürgertum, das neu aufgeblühte Mannheim der Kaufleute, fühlte sich der Übernahme dieser verantwortungsvollen Aufgabe gewachsen. 1839 wurde das Nationaltheater in bürgerliche Verwaltung übernommen. Das Theater wurde weitergeführt mit dem Charakter einer Staatsanstalt und mit dem Titel eines Hoftheaters. Es wurde verwaltet als eine Gemeindeanstalt unter finanzieller Verantwortung der Stadt und geleitet von einem dreigliedrigen bürgerlichen Komitee. Der Staat leistete nur noch einen geringen festen Beitrag. Mit dieser Kommunalisierung, die der einzige Ausweg war, um das Theater in seiner Vornehmheit und Gemeinnützigkeit zu erhalten, ging Mannheim allen anderen Städten voran.

Ein halbes Jahrhundert hat die bürgerliche Komiteeverwaltung gedauert — unter vielen Sorgen, Angriffen und Erfolgen. Mitunter fiel es schwer, drei Männer in der Bürgerschaft zu finden, die Zeit, Arbeitskraft und Erfahrung genug besaßen, das mühevolle, verantwortungsreiche, viel beneidete und viel angefeindete Ehrenamt auf sich zu nehmen. Oberregisseure waren die eigentlichen künstlerischen Leiter; zumeist hatte man eine glückliche Hand mit ihrer Wahl. Neben der Vielseitigkeit und Vornehmheit des Spielplans war die bedeutendste Leistung das frühe Eintreten für Richard Wagner, besonders für den „Ring des Nibelungen", zu einer Zeit, als dessen Aufführung noch ein unerhörtes Wagnis war. So konnte die Schillerbühne, als sie ihr hundertjähriges Bestehen feierte, mit Stolz auf die Erneuerung ihres alten Ruhmes blicken.

In der Mannigfaltigkeit des Spielplans, der Schauspiel, Lustspiel, Oper, Operette und Ballet pflegen und gleichzeitig auch dem Abonnentenpublikum ständige Abwechslung bieten muß, der neuerdings auch noch eine zweite Bühne im Rosengarten zu versorgen und die Ansprüche zweier Theatergemeinden zu befriedigen hat,

liegt eine Hauptschwierigkeit des Mannheimer Theaterbetriebs, der bald Klassisches, bald Modernes, bald künstlerisch Tiefes, bald leicht Unterhaltendes bringen soll.

Seit kurpfälzischer Zeit sind die Mannheimer durch ihre lebendige Anteilnahme, durch ihre rasche Begeisterungsfähigkeit ein dankbares Theaterpublikum. Wieland hat sich in den „Abderiten" darüber lustig gemacht. Aber sie sind auch sehr kritisch veranlagt und stellen hohe Ansprüche. Aus dem Kunst- und Kulturleben der Stadt ist das Theater nicht wegzudenken; ihm gehört die Liebe der ganzen Bevölkerung. Seine das literarische und musikalische Leben befruchtende Wirkung reicht weit über die Grenzen der Stadt. Es ist ein wesentliches Organ badisch-pfälzischer und rheinischer Kunstpflege. Viele bedeutende Künstler haben am Mannheimer Theater gewirkt. Für viele — Schauspieler und Musiker — ist Mannheim der Ausgangspunkt einer großen Ruhmeslaufbahn geworden. Und so manche künstlerische Begabung ist unmittelbar diesem theater- und musikerfüllten Boden entsprossen. Eine lange Reihe klangvoller Namen könnte dies belegen.

1890 wurde die Organisation des Nationaltheaters dahin geändert, daß ein Intendant die Leitung hat und eine aus Vertretern der Stadtverwaltung und der Bürgerschaft zusammengesetzte Theaterkommission die städtischen Interessen wahrt. Mehr und mehr sah Mannheim sich bei der Erhaltung seines Theaters auf seine eigene Kraft angewiesen. Aus manchen schweren Krisen hat sich das Theater immer wieder emporgerungen, und immer wieder gab sich der feste Wille der Bürgerschaft kund, dieses Kunstinstitut nicht fallen zu lassen, seine Leistungsfähigkeit zu steigern im Einklang mit der ruhmvollen, vielverpflichtenden Überlieferung vergangener Zeiten und den neuen Erfordernissen zeitgenössischen Kunstschaffens.

Mannemer Krischer!

Wo's kloppt un wo's mit Kette rasselt,
Wo die Fabrikpeiff dunnert nei(n),
Wo's norr for Hammerschläg so prasselt,
Do kann ma nit arg ruhig sei(n).

Wo Schiffssirene rasend bloße,
Un Mihle knaddere — klapp un klapp,
Un Krahne fliege — klee' un groB͏e,
Zu Dahl un Berg die Schiff geh'n ab,
Do zwischem Neckar un em Rhei(n),
Do kann ma nit so ruhig sei(n).

Drum babble mir e bissel lauter
Wie anner Leit, — bei uns zu Land
Schtatt Bable säächt ma a Geplauter,
Deß is mim Kreische schtammverwandt.
Drum heeßt ma uns die große Krischer
Die Hauptsach is um wo sich's dreht,
Do drin, do licht's — jo deß is sicher:
Daß ma uns Mannemer verschteht.

Josef Bieber, Mannheim.

Mannheimer Verleger

Von Wilhelm Bergdolt, Mannheim

In die Reihe derjenigen Männer, welche für die geistesgeschichtliche Entwicklung unserer Vaterstadt von Bedeutung waren und ihren Namen in die Welt hinaustrugen, gehören auch die Mannheimer Verleger. Die folgenden Zeilen versuchen erstmals in geschichtlicher Folge einen Überblick über die durch drei Jahrhunderte bis in die Gegenwart hinein recht bedeutende Mannheimer Verlagstätigkeit zu geben. Allerdings kann es sich dabei infolge des beschränkten Raumes nur um eine Darstellung in großen Zügen handeln, bei der reizvolle Einzelheiten und restlose Vollständigkeit fehlen müssen, wenngleich Vollständigkeit angestrebt ist.

Der erste Mannheimer Verleger ist der erste Mannheimer Drucker. Denn noch lange Zeit nach Erfindung der Buchdruckerkunst war der Drucker zugleich sein eigener Verleger. Später war dann vor allem der Buchhändler auch zugleich Verleger, da es den heutigen Sortimenter noch nicht gab. Die klare Trennung von Drucker, Verleger und Sortimenter vollzog sich erst in neuester Zeit. Das Verlagsrecht entwikkelte sich ähnlich wie das Urheberrecht erst im 19. Jahrhundert, und das Reichsgesetz über das Verlagsrecht ist mit dem 1. Januar 1902 spät genug in Kraft getreten. Im 17. und 18. Jahrhundert gab es lediglich Gewerbeprivilegien, die in erster Linie den Drucker in seinem Gewerbe und erst späterhin die von ihm hergestellten und vertriebenen Erzeugnisse schützten. Der Begriff Verleger ist also jeweils im weitesten Sinne zu verstehen.

Gleich nach der im Jahre 1606 erfolgten Gründung der Stadt kam der Drucker Nicolaus Schramm von Neustadt a. H. hierher und eröffnete im August 1608 seine Werkstatt. Man vermutet wohl mit Recht, daß der älteste Mannheimer Druck von 1608, welcher in vier Sprachen die Privilegien für die neugegründete Stadt zur Anwerbung von Bürgern in aller Welt bekannt machen sollte, aus seiner Werkstatt stammt. Aus dem Jahre 1609 sind uns bislang 3 Büchlein bekannt gewesen, die Nicolaus Schramm ausdrücklich als Drucker bezeichnen, nämlich das „Jesuitisch Eulengeschrey", die „Buß-Glocke" und ein lateinisches Predigtbüchlein. Erst neuerdings wurde eine vierte Schrift von Schramm vom Jahre 1609, die „Scala Jacobi", wieder entdeckt. — Erst nach dem Wiederaufbau der im Dreißigjährigen Krieg zerstörten Stadt hören wir wieder von einem Drucker, welcher vom Kurfürsten Karl Ludwig hierher gerufen wurde. Es war der bisherige Heidelberger Universitätsbuchdrucker Wilhelm Walter, der im Jahre 1676 hier seine Tätigkeit begann. Aus einem Ratsprotokoll vom Jahre 1680 hören wir zum erstenmal von einer wöchentlich hier erscheinenden Zeitung, deren Drucker wohl Wilhelm Walter gewesen ist.

Die Verwüstungen der Pfalz durch die Franzosen im Jahre 1689 zerstörten auch Mannheim zum zweiten Male, und erst als im Jahre 1720 Kurfürst Karl Philipp seine Residenz von Heidelberg nach Mannheim verlegte, begann alsbald ein reges, vielseitiges Leben in der jungen Residenz. Schon aus dem Jahre 1725 sind

uns Bücher der kurfürstlichen Hofbuchdruckerei bekannt, die wohl mit dem Kurfürsten hierher gekommen war, und von der aus den Jahren 1726/29/36, 1745—1748, 1750 bis 1764 eine große Anzahl von Büchern in lateinischer und französischer Sprache bekannt und noch vorhanden sind. Ja sogar im Jahre 1726 gründete Johannes Mayer eine weitere Druckerei kleineren Umfangs. Als Leiter der kurfürstlichen Offizin werden 1745—1748 Matthias Oberholtzer und seit 1748 Nicolas de Pierron genannt. Vor allem unter Pierron entfaltete die Druckerei eine große Verlagstätigkeit und gab insbesondere ähnlich wie die Druckerei der seit 1756 bestehenden kurfürstlichen Lotterie entzückende Almanache und Kalender im Zeitgeschmack heraus. Die Druckerei und der Verlag wurden 1764 von Anna von Pierron, der Witwe, und den Erben übernommen und später noch von Spiehs als Inhaber geleitet, bis sie 1772 käuflich in den Besitz der kurfürstlichen Akademie überging.

Im Jahre 1733 hatte auch der Frankfurter Buchhändler Friedrich Daniel Knoch die erste Buchhandlung mit gelegentlichen Verlagswerken, als Filiale seines Frankfurter Geschäfts hier eröffnet, aus der dann später der Verleger Tobias Löffler hervorging und deren Leitung 1765 Schwan, als Schwiegersohn des späteren Mitinhabers Eßlinger übernahm, bis er 1770 persönlich das Privileg erhielt.

Das Jahr 1763 brachte dann den Beginn der ersten glanzvollen Blütezeit Mannheimer Verlagstätigkeit unter der Regierung Carl Theodors. 1763 wurde die kurfürstliche Akademie der Wissenschaften gegründet. 1765 kam Schwan nach Mannheim. 1767 gründete Andreas Lamey die Mannheimer Zeitung. 1768 machte sich Löffler selbständig. 1775 wurde die Deutsche Gesellschaft ins Leben gerufen. 1778 begann Anton von Klein seine verlegerische Tätigkeit. 1779 wurde unter W. H. v. Dalberg das Deutsche Nationaltheater eröffnet.

Das wissenschaftlich bedeutendste Werk der kurfürstlichen Akademie und ihrer seit 1765 bestehenden, eigenen Druckerei war die von ihrem ständigen Sekretär Andreas Lamey (1726—1802) besorgte Herausgabe des Lorscher Codex (3 Bände 1768—1770), der noch heute eine der wichtigsten Geschichtsquellen der Carolingerzeit und unserer engeren Heimat darstellt. Lamey vollendete neben eigenen Werken auch die Herausgabe der Alsatia Diplomatica (2 Bände 1772—1775) seines berühmten Lehrers Johann Daniel Schöpflin, des Ehrenpräsidenten der Akademie. In 11 stattlichen Bänden wurden unter dem Namen Acta academiae theodoro palatinae von 1766—1794 die Forschungsergebnisse der historischen und naturwissenschaftlichen Klasse der Akademie in lateinischer Sprache veröffentlicht. Die Auslieferung der Werke er typis academicis besorgte jeweils Tobias Löffler, dessen Buchhandlung sich die Akademie zu diesem Zweck angegliedert hatte.

Christian Friedrich Schwan (1733—1815) war schon, bevor er nach Mannheim kam, als Schriftsteller hervorgetreten und als Vorkämpfer für Aufklärung und deutsches Wesen bekannt geworden. Seine Mannheimer Verlagstätigkeit begann er 1774 mit der Herausgabe der zierlichen Zeitschrift „Die Schreibtafel“, deren Hauptmitarbeiter der Dichter und Maler Friedrich Müller war, dessen Werke von 1774—1778 in Schwans Verlag erschienen und der bald durch seine deutschen, volkstümlichen Idyllen und Balladen bekannt und von Wieland, Goethe und Schiller als pfälzisches Genie hoch geschätzt wurde. Sein Soldatenabschied „Heute scheid' ich, morgen wandr' ich“ ist bekanntlich als echtes Volkslied heute noch lebendig. Schwans großer Verlagsplan, in Mannheim eine freie Niederlage auswärtiger Verlagsbücher mit zwei jährlichen Buchhändlermessen zu errichten als Konkurrenz gegen Leipzig und Frankfurt, scheiterte trotz der Unterstützung des Kurfürsten. Auch seine offizielle Mission zu Lessing 1776 aus Anlaß der beabsichtigten Gründung eines

deutschen Nationaltheaters hatte keinen bleibenden Erfolg. Am berühmtesten wurde Schwan dadurch, daß ihm der junge Schiller seine „Räuber" zum Verlag anbot, und nachdem er zu seiner epochemachenden „Räuberaufführung" 1782 hierher geflüchtet war, auch die weiteren Dramen seines Mannheimer Aufenthalts 1782—1785 „Fiesko" und „Luise Millerin" in Verlag gab. Allerdings gab Schwan von den Räubern nur die veränderte Bühnenausgabe heraus, während zu gleicher Zeit Tobias Löffler mit der zweiten Auflage der ursprünglich heimlich in Stuttgart gedruckten Originalfassung beauftragt wurde und Schiller selbst einen Frankfurter Nachdruck dieser Ausgabe veranlaßte, was beiläufig ein Licht auf die damals weitverbreitete, teils für erlaubt gehaltene, teils heftig angefeindete Unsitte des Nachdruckens wirft. Schiller verkehrte während seines Hierseins freundschaftlich im Hause Schwan, und dessen Tochter Margarethe wurde bekanntlich des jungen Dichters erste Liebe. Neben Schiller und Maler Müller bereicherte Schwan seinen Verlag durch Werke von Dalberg, Iffland, Beil und durch eigene Übersetzungen fremder Theaterliteratur und erzielte damit in der Zeit der Gründung der deutschen Schaubühne beträchtliche Erfolge. Auch das patriotische Archiv von Moser und eine Geschichte der Orden und ein Wörterbuch aus seiner eigenen Feder sind bei ihm erschienen. Schon im Jahre 1771 war der junge Gottlieb Christian Götz ins Geschäft aufgenommen worden, der dann später als Teilhaber in den achtziger Jahren immer mehr die Leitung des Geschäfts in die Hand bekam. Er vermochte es aber nicht, die Bedeutung und den Ruf des Hauses auf der früheren Höhe zu halten. Nur sein Sohn Friedrich Götz erwarb sich viele Jahrzehnte später einen ehrenvollen Namen als Verleger durch die Herausgabe seines pietätvollen Bilderwerkes aus der Schillerzeit „Geliebte Schatten" 1858.

Tobias Löffler (1725—1801) hatte als Akademiebuchhändler, wie erwähnt, gleichzeitig den Auslieferungsverlag für die Acta academiae und andere Druckwerke der Akademie. Besondere Erwähnung verdienen die von dem Mannheimer Kupferstecher Verhelst fein illustrierten Fabeln des Aesop des Jesuitenpaters Desbillons, dessen Andenken in Mannheim in hohen Ehren gehalten zu werden verdient, weil seine hinterlassene Bibliothek von 23 000 Bänden bekanntlich heute noch eine Zierde der Mannheimer Schloßbücherei bildet und allein eine Reihe von 110 Inkunabeln enthält, was am besten die großartige und wertvolle Sammlertätigkeit dieses geistreichen Mannes kennzeichnet. Auch die Odes Heroiques et Morales des damals mit anderen Franzosen am Hofe lebenden Chevalier Caux de Cappeval waren bei Löffler zu haben. Daneben pflegte Löffler im eigenen Verlag vor allem die zeitgenössische Theater- und Geschichtsliteratur und verlegte ferner die Autores classici in 71 Bänden. Löfflers Verlag war durch drei Generationen bis 1852 im Besitz der Familie. Die Firma mit seinem Namen besteht heute noch als Buchhandlung und brachte u. a. 1863 auch die pfälzischen Mundartdichtungen „D'r Vetter aus der Palz" von Philipp Zeller, dem Gründer des Mannheimer Altertumsvereins, heraus.

Die Deutsche Gesellschaft wurde zur Verlegerin durch die von ihr in deutscher Sprache herausgegebenen Schriften und Preisarbeiten (1787—1794 bzw. 1809, 10 bzw. 11 Bde.), die sie zum Zwecke der Neubelebung der deutschen Literatur, zur Pflege und Reinigung der deutschen Muttersprache veranlaßt hatte.

Eine der merkwürdigsten Persönlichkeiten jener Zeit war Anton von Klein (1746—1810), der 1768 als junger Jesuitenmagister hierher gekommen war und durch die Gunst des Kurfürsten 1774 zum Professor der schönen Wissenschaften mit freier Lehrtätigkeit ernannt wurde und später zu immer höheren Ehren bis zum

adligen Geheimrat und Ritter von Klein aufstieg. 1790/91. Seine Pläne gingen vor allem in der Richtung der Aufklärung auf eine künstlerische Erziehung der Jugend und Schaffung einer vaterländischen Poesie. Er zählt zu den Mitgliedern der Deutschen Gesellschaft, deren Geschäftsverweser er seit 1782 war und zu den Beratern des neuen Nationaltheaters. Neben seinem wissenschaftlichen und künstlerischen Ehrgeiz war er aber auch auf geschäftlichen Vorteil bedacht und gründete im Jahre 1778 den Verlag der Herausgeber der ausländischen schönen Geister. Außer diesen deutschen Übersetzungen französischer und englischer Dichter gab er auch eine Sammlung lateinischer Klassiker und 5 Bände von Stücken der „Mannheimer Schaubühne" heraus. Der Umfang seiner Tätigkeit war recht bedeutend. Die Sammlung brachte es auf 68 Bände und war in 300 000 Exemplaren verbreitet, so daß er später auch noch eine eigene Druckerei gründete. Von seinen eigenen Werken sind „Günther von Schwarzburg", „Leben und Bildnisse der großen Deutschen" und ein pfälzisches Dialektwörterbuch besonders bekannt geworden. In Kleins Verlag erschien auch der sogenannte Mannheimer Shakespeare des hiesigen Edelknabenprofessors Gabriel Eckert, ein verbesserter, aber heftig angefeindeter Nachdruck (1779—1783), der von Wieland angeregten Eschenburgschen Übersetzung.

In die damalige Blütezeit Mannheimer Geisteslebens fällt auch 1776 die Gründung des ersten Musikverlags des Musikstechers Michael Götz, bei dem u. a. ein Werk über die Kurpfälzische Tonschule des berühmten Abbé Vogler und eine monatlich erscheinende Liedersammlung von Schillers Freund Andreas Streicher erschienen. Heinrich Benders Lesecabinett entstand ebenfalls 1776 und wurde späterhin auch zum Verlag. Hofrat Wedekind erhielt 1795 das Privilegium für seinen neuen Kunstverlag, der schon 1797 in den Besitz von Ferdinand Kaufmann, dann von Kaufmann und Friedrich und zuletzt an Kaufmanns Witwe überging. Das evangelisch-lutherische Armenhaus verlegte 1774 ein kurpfälzisches Gesangbuch.

In jener Zeit erhielt auch das katholische Bürgerhospital 1789 das Privileg zur Errichtung einer Druckerei, in der alsbald 1790 das spätere Mannheimer Journal erschien und dem im Jahre 1791 noch ein Verlag vornehmlich für Lehr- und Gesangbücher angegliedert wurde.

Der Wegzug Carl Theodors 1777, die kriegerischen Ereignisse seit 1794, Belagerung und Brand der Stadt im Jahre 1795 und in deren Folge der Übergang Mannheims an Baden 1803, waren kein Gewinn für die Mannheimer Verleger, vor allem aber bedeuteten sie das Ende der Akademie der Wissenschaften und der Deutschen Gesellschaft.

Und doch war damit nicht alles vernichtet, sondern um die Jahrhundertwende kam ein neuer Mann in unsere Stadt, Dominik A r t a r i a, 1765—1823, der durch die Begründung eines Kunstverlags 1793 bald eine rege künstlerische Tätigkeit hier entfaltete und die Tradition der kurfürstlichen Zeichnungsakademie wachhielt. Meisterhafte Kupferstiche nach den besten Gemälden berühmter alter Meister, deutsche Landschaftsansichten, u. a. die 6 schönen Blätter vom Schwetzinger Park von Karl Kuntz wanderten bald in die ganze Welt hinaus, fanden allerseits Anerkennung und machten den Verlag zum größten Unternehmen dieser Art der damaligen Zeit. Von 1793—1819 war Dominik Artaria allein tätig, bis er in diesem Jahre sein Geschäft mit der französischen Buchhandlung seines Schwiegervaters Fontaine, welche schon seit 1742 hier bestand, vereinigte zur Firma Artaria und Fontaine, die erst im Jahre 1867 hier zu existieren aufhörte. Ein anderer Zweig der Familie besitzt heute noch den schon 1770 gegründeten Wiener Kunstverlag Artaria & Co., von dem vor allem

die 50 malerischen Ansichten des Rheinstroms von Janscha und Ziegler damals weiterverbreitet waren.

Den Auftakt zu einer neuen, bedeutenden Epoche Mannheims, in der unsere Vaterstadt im Mittelpunkt geistigen Lebens und politischer Aktion stand, bildete die 1831 erfolgte Gründung des Verlags Heinrich Hoff (1808—1852), der alsbald seine publizistische Tätigkeit begann und bis in die Revolutionszeit mit unheimlicher Rührigkeit fortsetzte, bis er 1848 monatelang wegen Pressevergehens verhaftet, aber wieder freigelassen, jedoch im Jahre 1849 wegen seiner neuerlichen Teilnahme an der revolutionären Bewegung zu 20 Jahren Zuchthaus verurteilt wurde, vor deren Verbüßung er nach New-York entfloh, wo er 1852 im Elend starb. Hoff's ureigenste Tätigkeit waren Tagesschriften für den politischen Kampf. Daneben sind bei ihm vor allem Werke von Laube, Gentz, von Struve, Varnhagen von Ense erschienen. Nicht vergessen werden dürfen Mignets Geschichte der französischen Revolution (1835), welche zusammen mit Séjurs Geschichte des Feldzugs von 1812 in einem Jahre in 40 000 Exemplaren verkauft wurde, was einen beispiellosen Erfolg darstellte und die erste Übersetzung von Thiers Geschichte des Konsulats und Kaiserreichs (1845). Eine interessante Episode bildete das Auftreten eines jungen Dr. Löwenthal, der im Jahre 1835 hier einen Verlag gründete und vor allem die Werke des jungen Deutschland herausbringen wollte. Er begann seine Tätigkeit mit Gutzkows „Wally, die Zweiflerin". Dieser religiöse Oppositionsroman wurde jedoch nach wenigen Monaten infolge der heftigen Kritik verschiedener Seiten von der Zensur beschlagnahmt. Gutzkow wurde verhaftet und bestraft. Löwenthal entfloh, und wurde später als Loening der Gründer von Rütten & Loening in Frankfurt a. M., wo er mit dem „Struwwelpeter" von Heinrich Hoffmann mehr verlegerisches Glück hatte.

Politische Ziele und Zwecke waren es auch, die im Jahre 1843 die damals schon bekannten Politiker Daniel Friedrich Bassermann (1811—1855) und Karl Mathy zur Gründung eines Verlags bewegten. Hoffmann von Fallersleben, der Dichter des Deutschlandliedes von „Einigkeit und Recht und Freiheit" kam im Jahre 1843 eigens zu dem Zweck nach Mannheim, um hier die Akten über seine Entlassung von der Breslauer Universität herauszugeben und hat auch später seine allemannischen Lieder und neuen Kinderlieder Bassermann zum Verlag übergeben. David Friedrich Strauß schickte 1847 seine berühmte Streitschrift gegen Friedrich Wilhelm IV. „Der Romantiker auf dem Throne der Cäsaren." 1847 begann im selben Verlag die 1846 neu gegründete Deutsche Zeitung zu erscheinen, die zu ihren Mitarbeitern Gervinus, Häußer, Mathy und Mittermaier zählte, allerdings schon 1850 wieder einging. Daneben erschienen u. a. Ludwig Börnes „Nachgelassene Schriften" und vor allem Berthold Auerbachs „Schwarzwälder Dorfgeschichten", die damals rasch großen Anklang und Verbreitung fanden. Der geschäftliche Erfolg des Verlags entsprach aber nicht der geistigen Bedeutung der meisten Verlagswerke. Bassermann hatte große Verluste und sein Sohn Otto verlegte das Geschäft zuerst nach Heidelberg und dann nach München, und bezeichnete später seine Freundschaft mit Wilhelm Busch als den schönsten Glückstag für seinen Verlag, da er mit den humoristischen Werken Buschs glänzende Erfolge hatte.

Der Vollständigkeit halber nenne ich hier noch Jean Pierre Grohe, der Redakteur und später Inhaber des 1838 gegründeten Abendblattes war, ferner Guido Zeiler, Fr. Moritz Häner, C. Schmezer, Georg Frisch, J. Schneider, Heinrich Hohgrefe, die sich alle in den vierziger, fünfziger und sechziger Jahren ebenfalls verlegerisch betätigt haben.

Ein anderes Verlagsunternehmen jener Zeit hat aber diese Namen alle überlebt. Es ist die Gründung Jakob Bensheimers vom Jahre 1838. In den ersten Jahren kaufte Bensheimer nach und nach die gesamten Restbestände mehrerer Verlage, u. a. von Friedrich Götz und Heinrich Hoff zum Teil zu Makulaturpreisen auf und wurde so der Sammelpunkt und die Fortsetzung eines großen Teils der damaligen Verleger. Im Jahre 1850 übernahm er die seit 1832 erscheinenden Annalen der großherzoglich-badischen Gerichte in seinen Verlag und begründete damit die Hauptbedeutung seines Hauses als Verlag von juristischen Werken. Eine ganze Reihe von juristischen Büchern und Zeitschriften folgte. Auch nach Jakob Bensheimers Tode im Jahre 1863 führten die Söhne Sigmund, Albert und Julius vor allem den juristischen Verlag weiter. 1869 begann Puchelts Zeitschrift für französisches Zivilrecht zu erscheinen. 1880 erschien eine große Sammlung der badischen Justizgesetze. Schon 1876 hatte die Firma Bensheimer durch ihre Vereinigung mit der Mannheimer Vereinsdruckerei die Neue Badische Landeszeitung in ihren Verlag übernommen. Die großen Sammlungen der Deutschen Partikularrechte waren durch die Einführung des B.G.B. mit einem Schlage wertlos geworden, aber die Tatkraft der Inhaber, zu denen seit 1. Januar 1906 der Teilhaber Heinrich Gütermann trat, führten die Firma zu neuem Erfolg. Männer wie Kohler, Düringer, Hachenburg, Heinsheimer zählen zu ihren Autoren, und vor allem die seit 1908 begonnene Sammlung deutscher Gesetze, von denen heute schon 128 Bände vorliegen, haben den Namen Bensheimer in die vorderste Reihe der deutschen, juristischen Verlage gestellt. Außerordentlich erfolgreich ist daneben auch die Verlagstätigkeit für pädagogische und Schulbücher. Hanns Glückstein's Mundartdichtungen sind ebenfalls von Bensheimer verlegt. Das Jahr 1925 brachte dem Verlag eine weitere Bereicherung durch die Übernahme der Allgemeinen Verlagsanstalt München, die nun fortan vor allem die Pflege der schöngeistigen und Kunstliteratur übernehmen soll. Ja sogar in Italien gehört der Firma das Casa Editrice in Bologna.

Eine besondere Gruppe bildeten von jeher die Zeitungsverleger, deren wechselvolle Schicksale von den frühen Unternehmungen der Gegel, Pfähler, d'Assier bis in die stürmischen Tage der Mitte des vorigen Jahrhunderts hier jedoch nicht verfolgt werden können, von denen lediglich die heute noch bestehenden Firmen genannt werden sollen. Es hat lange gedauert, bis die Zeitungen zu der heute allgemein bekannten Macht der Presse gelangten. Ursprünglich waren es lediglich kleine Anzeigenblätter, bis die Gründung Lameys im Jahre 1767 für Mannheim die erste Zeitung mit politischem Einschlag brachte. Die 40er Jahre sahen dann Verleger und Redakteure in schwerem Kampf gegen Zensur und Reaktion. Erst die neuere Zeit brachte mit ihrer größeren Freiheit eine rasche Vermehrung der hiesigen Blätter, die heute mehr denn je ihrer kulturellen Bedeutung und vor allem ihrer kulturellen Verantwortung bewußt sein müssen. — Die Druckerei Dr. Haas G. m. b. H. als Verlegerin der „Neuen Mannheimer Zeitung", wurde im Jahre 1884 von Dr. jur. Hermann Haas gegründet und kann insofern auf die älteste Tradition unter den heutigen Blättern zurückschauen, als im Jahre 1887 dem damaligen „Generalanzeiger" das bereits erwähnte, schon seit 1790 bestehende Mannheimer Journal des katholischen Bürgerhospitals angegliedert wurde. Im Verlag Dr. Haas erschienen außer der Zeitung eine Reihe lokalgeschichtlicher Schriften, u. a. von Gustav Wiederkehr und das Jahrbuch „Mannheimer Kultur" vom Jahre 1913, ferner seit 1888 das Mannheimer Adreßbuch, das bereits im 91. Jahrgang vorliegt, und mehrere Fachzeitschriften. Die neue Badische Landeszeitung war schon im Jahre 1856 als Mannheimer Anzeiger von J. Schneider gegründet worden, bis sie

1870 in den Besitz der Vereinsdruckerei überging, welche ihrerseits, wie bereits erwähnt, 1876 vom Verlag J. Bensheimer übernommen wurde. Der Verlag Gengenbach & Hahn kann mit seinem „Mannheimer Tageblatt" ebenfalls auf eine beinahe 60jährige Geschichte zurückblicken, nachdem seine Gründung am 8. Oktober 1867 durch Max Hahn erfolgte, von dem die Firma den Namen Max Hahn & Co. führte, bis im Jahre 1874 August & Adolf Gengenbach als Teilhaber in das Geschäft eintraten. Auch bei Gengenbach & Hahn wurden neben der Zeitung eine ganze Reihe anderer Verlagswerke herausgegeben, insbesondere die Werke des Mannheimer Dichters Fritz Droop, schöne Gedichtbücher und zwei Holzschnittbücher von Joachim Lutz. Der im Jahre 1892 gegründete Verlag von Johann Gremm, in dem seit dieser Zeit das „Mannheimer Volksblatt" erscheint, verdient besondere Erwähnung, weil in seinen Verlag zuletzt die seit 1863 erschienenen Mannheimer Familienblätter übergegangen sind, welche von dem Mannheimer Mundartdichter Heinrich Unger, dem Schöpfer vom „Lorenz und der Stadtbas" ursprünglich selbst herausgegeben worden waren. Auch die Volksstimme, die Zeitung des Verlags der Mannheimer Aktiendruckerei, erscheint bereits im 38. Jahrgang.

Nachdem die Glanzzeit Carl Theodors und die Zeit der deutschen Aufklärung mit Männern wie Schiller, Schwan, Dalberg und Anton v. Klein, längst vorüber sind, und auch die hochgehende nationale Bewegung in den vierziger Jahren mit den Namen Hoff und Bassermann zur Geschichte geworden ist, haben wir heute in Mannheim nur noch den bedeutenden juristischen Verlag von Bensheimer, den neuen Kunstverlag der Allgemeinen Verlagsanstalt München und daneben die großen Zeitungsverleger, deren Hauptbedeutung auf dem publizistischen Gebiet liegt, Dr. Haas G. m. b. H. (Direktor Ferdinand Heyme), Mannheimer Vereinsdruckerei (Bensheimer), Gengenbach & Hahn, Johann Gremm und Mannheimer Aktiendruckerei.

Alle diese Männer arbeiten nach den schweren Jahren des Krieges und der Inflation an neuen Plänen und Werken zum Weiterausbau ihrer Verlage, deren Verwirklichung und besten Erfolg zum Vorteil auch unserer Vaterstadt wir nur wünschen können.

Quellen für die Geschichte der Mannheimer Verleger sind vor allem die Verlagswerke selbst, die sich sehr zahlreich in der Mannheimer öffentlichen Bibliothek befinden, welche durch die hervorragende Sammeltätigkeit des Bibliothekars, Professor Max Oeser, eine besonders reichhaltige Abteilung Mannheimer Drucke besitzt, vgl. Katalog 1917, ferner die eigenen Lebensbeschreibungen von Andreas Lamey, Chr. Fr. Schwan, D. Fr. Bassermann und den Artarias. Von Literatur sind wichtig: Carl Krückel, Anton v. Klein, 1901, Max Oeser, Geschichte der Stadt Mannheim, 1904, Friedrich Walter, Geschichte Mannheims, 1907, J. H. Eckardt, Aus der Geschichte des Buchhandels in Baden, 1925. Eine reiche Fundgrube sind ferner die Mannheimer Geschichtsblätter, welche seit 1900—1927 eine große Anzahl von Aufsätzen und Notizen verschiedener Schriftsteller über die Geschichte Mannheims veröffentlichten.

Selbstbiographie

Vun meiner Mutter hab ich 's Dichte,
De reiche Pälzer Wörterschatz,
Vum Vatter Schnooke, Witz und Schpichte,
Die Brillegläser unn die Glatz!

Hanns Glückstein, Mannheim



Rheinaltwasser (Radierung, kalte Nadel) — Wilhelm Nagel, Karlsruhe



Josef Kinkel (Ölbild) Ernst Noether, Mannheim



Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz, der Gründer der Stadt Mannheim
(Nach dem im Schloßmuseum befindlichen Stich von Jakob Granthomme)



1. **Mittelbau des Schlosses in Mannheim.** (Eingang zum Schloßmuseum).

Das Schloßmuseum in Mannheim

Von Friedrich Walter, Mannheim

Ein altes badisches Volkslied aus der Lörracher Gegend beginnt: „In Karlsruhe ist die Residenz, in Mannheim die Fabrik, in Rastatt ist die Festung, und das ist Badens Glück". Für weite Teile des badischen Landes ist Mannheim auch heute noch ausschließlich die „Fabrik" — die Handels- und Industriestadt, in der die Schlote rauchen, die Hafenanlagen sich dehnen und die Lagerhäuser sich türmen, in der fleißig gearbeitet, erfolgreich verdient und zum Glück des Landes tüchtig Steuer gezahlt wird. Viele möchten auch heute noch Mannheim nur als den modernen, materiell gesinnten Emporkömmling gelten lassen, bei dem sich der Fremde nicht recht wohl fühlen kann. Weiß man etwas von der großen kulturellen Vergangenheit dieser Stadt, von ihrem vielseitigen geistig-künstlerischen Streben, weiß man, daß sie einst Hauptstadt und Herz der Pfalz war, Mittelpunkt eines reich gesegneten, rechts- und linksrheinischen Gebietes, weiß man etwas von Mannheims Bedeutung für die politisch untergegangene Kurpfalz, daß wir uns in Mannheim und Heidelberg immer noch mit Stolz Pfälzer nennen, obwohl wir längst gute Badener geworden sind?

Ebensowenig wie wir zulassen dürfen, daß „Rheinland" und „rheinisch" nur auf die preußische Rheinprovinz bezogen wird, wie es vielfach geschieht, denn auch wir sind Rheinländer, ebensowenig darf in Vergessenheit geraten, daß es außer der bayerischen Pfalz auch eine alte Neckarpfalz gibt. Wer das Schloßmuseum auf-

merksam durchwandert hat, dem ist Mannheims rheinische und pfälzische Bedeutung klar geworden.

Das Kurfürstentum Pfalz und die alte Markgrafschaft Baden hatten wenig Beziehungen zueinander. Baden als Großherzogtum ist eine künstliche Schöpfung mit allen Zufälligkeiten napoleonischer Willkür. Die einzelnen Stämme und Landstriche unseres aus den verschiedenartigsten Bestandteilen zusammengefügten, langgestreckten badischen Vaterlandes einander näher zu bringen, das gegenseitige Verständnis bei Alemannen und Franken, Schwaben und Hotzenwäldern, Neckarpfälzern und Seehasen zu wecken und zu fördern, ist eine der wichtigsten Aufgaben der „Badischen Heimat". Unter diesem Gesichtswinkel sind ja auch die Aufsätze in diesem Heft geschrieben, auch dieser, der vom Mannheimer Schloßmuseum handelt. Gerade das Schloßmuseum soll ja die Kenntnis von Mannheims beziehungsreicher kultureller Vergangenheit wecken und fördern, es soll den historischen Boden vor Augen führen, auf dem unsere Zeit ihre vielseitige geistig-künstlerische Betätigung neu aufbauen konnte.

Im Jahre 1720 wurde Mannheim kurpfälzische Residenz. Die mehrmals zerstörte und wieder aufgebaute Festung an der Mündung des Neckars in den Rhein nahm nun den glänzenden Hofhalt des Kurfürsten Karl Philipp auf. Der Kurfürst hatte infolge konfessioneller Streitigkeiten der alten Wittelsbacher Residenz Heidelberg und seinem unvergleichlichen Bergschloß den Rücken gekehrt und verwirklichte nun in der Ebene seine großartigen Schloßbaupläne. Erst unter seinem Nachfolger Carl Theodor wurde um 1760 das Riesenschloß vollendet, zu dem das ganze kurpfälzische Land beisteuern mußte. Nicht mehr lange konnte Carl Theodor dieses großartige Denkmal kurpfälzischer Macht und kurpfälzischen Glanzes bewohnen[1]. 1778 zwang ihn die Erbschaft Bayerns, nach München überzusiedeln, und die bayerische Hauptstadt konnte nun manche Früchte ernten, deren Aussaat in Mannheim geschehen war.

Mannheim als kurfürstliche Residenz war eine Pflegestätte aller schönen Künste. Die Aufführungen der Hofoper und des Hoforchesters waren weithin berühmt. Die Mannheimer Komponisten schufen als Vorläufer der Wiener Klassiker einen neuen Symphoniestil. Hervorragende Bildhauer, Architekten, Maler und Kupferstecher waren hier tätig. Bedeutende Sammlungen zogen die Fremden an, ein reges wissenschaftliches und literarisches Leben erwachte. Diese kurfürstliche Blütezeit, die nach dem Wegzug des pfälzischen Hofes rasch dahinwelkte und bald darauf ganz in Vergessenheit versank, im Kurfürstenschlosse, als dem ehemaligen Mittelpunkt



2 Treppenhaus im Mannheimer Schloß

[1] Die architektonische Bedeutung und die Baugeschichte des Kurfürstenschlosses ist dargestellt in des Verfassers Schrift „Das Mannheimer Schloß", die als Heimatblatt Nr. 20 in zweiter, neubearbeiteter Auflage in der Schriftenreihe „Vom Bodensee zum Main" vorliegt.



3. Rittersaal im Mannheimer Schloß

der reich entwickelten Kunstpflege, lebendig und anschaulich wieder erstehen zu lassen, war eine der wichtigsten Aufgaben des Schloßmuseums. Die Räume, die der badische Staat der Stadt zur Einrichtung dieses Museums überließ, sind ja selbst schon ein herrliches Denkmal jener Tage, ein Wahrzeichen pfälzischer Geschichte. Lange Jahre waren sie nur schwer zugänglich und in den Nachkriegszeiten auch zu allerhand profanen Zwecken verwendet. 1923/24 waren sie noch über ein Jahr von den Franzosen besetzt und mußten dann gründlich hergerichtet werden, bevor die Aufstellung der vorhandenen und neu erworbenen Museumsschätze durchgeführt werden konnte.

Kaum hundert Jahre liegt die Zeit zurück, wo die ihres Hofhalts, der Zentralbehörden und ihres überrheinischen Hinterlandes beraubte ehemalige Haupt- und Residenzstadt, die zum stillen Landort herabzusinken und zu veröden drohte, durch den Unternehmungsgeist ihres Bürgertums wieder emporzublühen begann und unter Ausnützung ihrer günstigen Lage die ganze Grundlage ihres Daseins auf Handel, Verkehr und Gewerbe umstellte. Das erstarkende Bürgertum trug auch dafür Sorge, daß das geistige Leben nicht erlosch, daß der Zusammenhang mit der Kulturblüte des 18. Jahrhunderts nicht verloren ging, trotz der tiefen Kluft, die seine freiheitliche Gesinnung vom höfischen Absolutismus schied.

Bis die Stadt selbst die Fürsorge für Kulturaufgaben übernehmen konnte, blieben diese — mit einziger Ausnahme des Theaters und des Schulwesens — der freiwilligen Tätigkeit gemeinnütziger Vereine vorbehalten. Und da ist, gerade im Hinblick auf das Museum, vor allem des 1859 gegründeten Altertumsvereins zu gedenken.

Den Kern und die Grundlage des Museums bilden die heimatgeschichtlichen und kulturgeschichtlichen Sammlungen des Mannheimer Altertumsvereins, die 1921 der



4. Schloßmuseum. Saal mit Barockmöbeln

Stadt unter Vorbehalt des Eigentumsrechts übergeben worden sind. Seit vielen Jahrzehnten war die Tätigkeit des aus dem Bürgertum erwachsenen Altertumsvereins darauf gerichtet, Gegenstände zu sammeln, welche die Geschichte Mannheims und der Kurpfalz veranschaulichen können und durch Ausgrabungen im ganzen Bezirk die Vor- und Frühgeschichte zu erforschen.

Ohne diesen wertvollen und reichhaltigen Grundstock wäre es dem Museum nicht möglich gewesen, die bildliche Darstellung der Entwicklung Mannheims, die den großen Korridor füllt, oder viele andere Abteilungen so auszugestalten, wie es hier geschehen konnte. Damit wurden vereinigt gelegentliche frühere Ankäufe der Stadt, Überweisungen an Möbeln, Kostümen, Waffen u. dgl. aus dem alten Fundus des Nationaltheaters, Möbel und Ausstattungsgegenstände aus dem badischen Schloßbesitz, die der Staat zur Verfügung stellte, in jüngster Zeit vor allem aber die großen städtischen Erwerbungen, die das Ziel verfolgten, den herrlichen Räumen einen ihrem kunstgeschichtlichen Charakter angepaßten würdigen Inhalt zu geben. Da die Pracht der ehemaligen Ausstattung in wittelsbachischer Zeit längst aus der langen Flucht der Prunkgemächer verschwunden ist, mußten zu ihrer Ausschmückung hauptsächlich wertvolle Möbel der Barock- und Rokokozeit erworben werden. Denn diese Stilperiode ist es, die mit dem Schlosse selbst die wichtigsten neueren Sammlungsgruppen des Museums zum Ausdruck bringen wollen. Nicht nur die herrlichen Wandteppiche, die in pfälzischer Zeit die Wände schmückten, sind dem Mannheimer Schloß verlorengegangen, auch die etwa 20 Gobelins, die am Anfang des 19. Jahrhunderts unter Karl Friedrich darin aufgehängt wurden, befinden sich seit 1919 nicht mehr in Mann-



5. Saal mit Möbeln des 18. Jahrhunderts

heim. Eine Vorstellung von dem früheren Tapisserieschmuck der Wandflächen in den Prunkräumen gibt jetzt nur noch der sog. Trabantensaal, in dem die neuerdings von der Stadt erworbenen vier großen Gobelins mit Szenen aus dem Leben Cäsars, farbenprächtige und figurenreiche Brüsseler Arbeiten von 1680, die Wände zieren.

Die hervorragendsten städtischen Erwerbungen für das Schloßmuseum, die ihm ein Gepräge von ganz besonderer Eigenart verleihen, geschahen auf dem Gebiete der Keramik. Es gibt wohl kaum ein anderes künstlerisches Erzeugnis, das die lebensfrohe Grazie des 18. Jahrhunderts so zum Ausdruck bringt, wie die herrlichen Schöpfungen der Porzellanmanufakturen des Rokoko, und mit zu dem Schönsten, was die Carl-Theodor-Periode hervorgebracht hat, gehören die in ihrer plastischen Gestaltung und malerischen Auszierung so reizvollen Schöpfungen der von Hannong aus Straßburg gegründeten, dann von Carl Theodor selbst übernommenen Porzellanmanufaktur Frankenthal.

Es war ein besonderer Glücksfall, daß es der Stadt gelang, eine der bedeutendsten Spezialsammlungen von Frankenthaler Porzellan, die an seltenen Qualitätsstücken reiche Sammlung Carl Baer zu erwerben und im Carl-Theodor-Schlosse aufzustellen, wo sie mit den herrlichen Räumen in so wundervoller Harmonie zusammenklingt. Mit einer wertvollen Taschenuhrensammlung, die Otto Baer, Chicago, dem Mannheimer Altertumsverein vermacht hat, und mit der Kleinporträtsammlung des Herrn Carl Baer, welche Büsten, Reliefs, Wachsbossierungen, Miniaturbildnisse usw. in den verschiedensten Techniken umfaßt, bilden diese Porzellansäle eine Hauptzierde und Sehenswürdigkeit des Museums. Gruppen, wie der Jäger aus Kurpfalz mit seinem Jagdgefolge, oder die Figuren in höfischem, bürgerlichem und bäuerlichem



6. Schloßmuseum. Porzellansammlung Carl Baer und Uhrensammlung Otto Baer

Zeitkostüm, die spielerischen Götter-, Chinesen- und Komödiantenfiguren, lassen mit unmittelbarer Lebendigkeit vor dem Auge des Beschauers jene Kulturperiode erstehen und künden von der außerordentlichen Feinheit und Vielgestaltigkeit ihrer Kunst.

Eine Ergänzung durch Erzeugnisse der Meißner Manufaktur und anderer berühmten Porzellanfabriken bietet die gleichfalls an das Museum übergegangene große keramische Sammlung Hans Hermannsdörfer, die zugleich überaus reich ist an Fayencen der bedeutendsten Fabriken des 17. und 18. Jahrhunderts. Auch die badischen Fayencefabriken Durlach und Mosbach sind darin und in der Fayencesammlung des Altertumsvereins reichhaltig vertreten. Eine weitere große Spezialsammlung, die von dem Museum erworben wurde und eine Zier seiner Räume bildet, ist die Gläsersammlung Hermann Waldeck, die zusammen mit anderen Beständen eine gute Übersicht über die künstlerische Glaserzeugung vom 18. Jahrhundert bis in die Biedermeierzeit bietet.

Den der Kultur der Kurfürstenzeit gewidmeten Sälen reihen sich andere an, welche die Zeit der Großherzogin Stephanie veranschaulichen, der Adoptivtochter Napoleons I., die als Witwe des Großherzogs Karl von Baden 1819—1860 im Mannheimer Schloß residiert hat. Diese Säle tragen das Gepräge des Empire- und Biedermeierstiles und enthalten viele Erinnerungen an die Mannheimer Stephaniezeit. An die genannten Säle schließen sich dann im Ostflügel, wo die Ausstattung einfacher ist und auch kleinere, niedrigere Zimmer eingeschoben sind, Räume an, die mehr stadtgeschichtlichen Charakter tragen, die beispielsweise das Mannheim der Biedermeierzeit, die Verkehrsentwicklung zur Zeit der Erfindung des Fahrrades durch den Freiherrn von Drais in Mannheim (1817), die Entstehung der Eisenbahn und der Dampfschiffahrt, die politische Bewegung von Sand bis zu den erregten Revolutionsjahren 1848/49 veranschaulichen, die das Mannheimer Handwerk und



7. **Schloßmuseum. Trabantensaal** mit Gobelins aus dem Leben Cäsars



8. **Schloßmuseum. Fayencesaal.** Sammlung Hermannsdörfer



9. Schloßmuseum. Kostümsaal



10. Schloßmuseum. Blick durch den Ostflügel mit Gläsersammlung Hermann Waldeck

die alten Zünfte vor Augen führen und volkskundliche Gegenstände bergen. Bei der Bedeutung des Mannheimer Nationaltheaters war es selbstverständlich, daß der ruhmvollen Vergangenheit dieser Kunstanstalt ein besonderer Saal eingeräumt wurde. Man sieht dort Bildnisse Schillers, des Intendanten von Dalberg, des bedeutendsten Mannheimer Schauspielers Iffland, Erinnerungen an die Uraufführung der „Räuber" (13. Januar 1782), an Schillers Aufenthalt in Mannheim; außerdem Bilder, Schriftstücke und Drucksachen, die an die Blütezeit der Mannheimer Musik im 18. Jahrhundert, an das reich entwickelte wissenschaftliche und literarische Leben erinnern.

Durchwandert man den großen Korridor, so wird einem an den dort aufgehängten Plänen und Ansichten ohne weiteres klar, wie der eigenartige, regelmäßige Stadtgrundriß des „gleich und heiter" gebauten Mannheim aus dem eigenmächtigen Geist des absoluten Fürstentums entstanden ist, der eine solche Stadtanlage ganz nach seinem Willen formte und für die Straßenführung und Häuserfassaden bestimmte Vorschriften erließ, die unbedingt befolgt werden mußten. Diese auch durch militärische und fortifikatorische Rücksichten geforderte regelmäßige Stadtanlage erhielt durch die Erbauung des Schlosses einen tieferen künstlerischen Sinn, da nun dieses über das ganze Gebiet der Stadt sich hinstreckende Monumentalgebäude die Krönung und Zusammenfassung der gleichmäßigen Stadtanlage wurde. Allerdings hat das Schloß der weiteren baulichen Entwicklung der Stadt auch den Zugang zum Rhein versperrt.

Bilder der wichtigsten Monumentalgebäude, Porträts von pfälzischen und badischen Persönlichkeiten, Waffen, Stadt- und Zunftfahnen und andere Gegenstände vervollständigen das vielseitige heimatgeschichtliche Bild, das der Beschauer beim Durchschreiten des großen Korridors erhält. Weitere Räume schließen sich an, welche die bürgerliche Kultur Mannheims am Ende des 18. Jahrhunderts, die Tätigkeit der Mannheimer Maler und Kupferstecher in der kurfürstlichen Zeit und vor allem auch durch einige hervorragende Plastiken das Wirken des bedeutendsten Mannheimer Bildhauers Paul Egell (1698—1752) vor Augen führen.

Noch wäre einiger Holzplastiken Erwähnung zu tun, die im Gang des Treppenhauses Aufstellung gefunden haben, insbesondere des von Hans Strüb aus Veringen in der Sigmaringer Gegend 1513 geschaffenen großen fünffigurigen Altars, der bis 1909 in der kleinen Kapelle des Dorfes Roth (Amt Meßkirch) stand.

In einer Reihe von Sälen des Erdgeschosses ist die archäologische Abteilung mit ihren griechischen, italischen und heimatlichen Funden, mit ihren vielen wertvollen Steindenkmälern aus der Römerzeit, welche die kurpfälzische Akademie der Wissenschaften aus den ganzen Rheinlanden zusammengeholt hat, aufgestellt worden.

So sind es überaus reichhaltige und vielgestaltige Eindrücke, die der Besucher des Schloßmuseums von den dort aufgestellten Gegenständen und von den Räumen selbst empfängt. Er betritt das Museum durch das Haupttreppenhaus, das mit drei großen Deckengemälden von Cosmas Damian Asam (1730) und herrlichen Stuckreliefs von Paul Egell geschmückt ist. Dieses weiträumige Treppenhaus, das zu den schönsten der Barockzeit gehört, und der im Mittelpunkt des Schlosses liegende, festlich gestimmte Rittersaal, der gleichfalls mit einem riesigen Deckengemälde von Asam (1729) und mit kunstvollen Stuckreliefs von Paul Egells Meisterhand geziert ist, bilden allein schon eine großartige Sehenswürdigkeit für sich. Der Rittersaal mit den beiden anstoßenden Sälen kann auch für große festliche Veranstaltungen, für städtische Empfänge usw. verwendet werden.

So wurde mit der Eröffnung des Schloßmuseums im Mai 1926 endlich nach langjährigen Bemühungen das Ziel erreicht, das der Verfasser im Jahrgang 1920



11. Schloßmuseum. Blick durch die vorderen Säle



12. Empiresaal mit Bild der Großherzogin Stephanie



Schlußsteinmasken an den Arkaden des Mannheimer Schlosses



13. Parade der revolutionären Truppen in Mannheim vor General Mieroslawski, Mai 1849
Nach einem Aquarell von Franz Artaria (Schloßmuseum)

der „Badischen Heimat" im Zusammenhang mit der Schilderung unserer einheimischen Museumsentwicklung in einem Aufsatz über „Die Mannheimer Museen mit besonderer Berücksichtigung der historischen Sammlungen" aufgestellt hat. Die eigentliche Arbeit der Neuaufstellung des Sammlungsbesitzes und der Herrichtung der Räume war verhältnismäßig kurz; sie umfaßte nur etwa 14 Monate, aber — wie auch in der Eröffnungsrede gesagt wurde — um dieses Ziel zu erreichen, war ein langer Weg mit mancherlei Hemmnissen und Rückschlägen zurückzulegen, der sich oft in die weite, dürre Steppe bloßen Theoretisierens und Projektierens zu verlieren drohte.

Mit der Eröffnung des Schloßmuseums, das neben der Kunsthalle und dem Museum für Natur- und Völkerkunde die dritte städtische Hauptsammlung in Mannheim darstellt, wurde ein Mehrfaches erreicht. Das Schloß öffnete seine lange verriegelten und noch viel zu wenig bekannten Räume zu neuem Leben und Wirken; die lange unübersichtlich in unzureichenden Räumen untergebrachten Sammlungen erhielten ein schönes, würdiges Heim, in dem sie zu gesteigerter Wirkung kommen; für die Stadt wurde — allerdings mit namhaften Opfern, die aber durch das hohe Ziel gerechtfertigt sind — eine weitere kulturelle Pflegestätte ins Leben gerufen, die zugleich als beredter Zeuge für ihre große Vergangenheit und gegen das lange eingewurzelte Vorurteil parvenühafter Traditionslosigkeit auftritt. Die Bevölkerung, vor allem auch die Schule, erhielt zur Förderung des Heimatverständnisses ein neues Anschauungs- und Belehrungsmittel, eingeordnet in einen weit gespannten Kulturrahmen; für die Fremden erstand unter den noch viel zu wenig geschätzten Sehenswürdigkeiten Mannheims ein neuer Anziehungspunkt, eine Schauburg, die ihnen nicht nur hervorragende Kunstschätze und Geschichtsdenkmäler zeigt, sondern auch Wesen und Eigenart dieser Stadt näher bringt.

Der lebhafte Zuspruch, den das Museum bei jung und alt, Einheimischen und Fremden findet, beweist das nachhaltige und allgemeine Interesse, dem es begegnet. Seine Wirkung auch weiterhin lebendig zu gestalten und in den Dienst der Gesamtheit zu stellen, ist die Aufgabe der Museumsleitung, und man darf hoffen, daß ihre Bemühungen, den Inhalt des Museums weiter auszubauen, zu vervollkommnen und abzurunden — besonders nach der Richtung eines Barock- und Rokokomuseums — bei der Stadtverwaltung und bei hochgesinnten Gönnern tatkräftige Unterstützung finden wird.



Schlußsteinmaske von Paul Egell

Dämmerschtünnel

's werd dämmrig draus unn 's letschte Oowendrot
Huscht in die Schtubb, küßt Schränkel unn Kummod,
Unn 's traulich Schtübbche werd zum Feuerkessel!
Großbabbe sitzt im alte Sorgesessel
Unn sinnt unn träämt vun liewe alte Zeite,
Vun längschtversunk'ne Jugendfröhlichkeite!
Im Kacheloffe schtill-behaglich knischtert 's,
Im Holzgebälk, do knarrts unn graunzt 's unn pischpert 's,
Sanft durch 's Kamin 'n sanfter Windhauch zieht
Unn singt e sunnig's uralt-liewes Lied . . . .
E Lied vun Lenz unn Sunneschein unn Rose,
Vun Jugendschtunne, frohe, wolkelose,
Vun Freed unn Licht, wo 's Herz war weit, so weit,
Vum Frühlingsmorge erschter Liewesseligkeit,
Wo in de blummeb'schneite Maietage
E jauchzend Glück is üwwer 'm z'sammeg'schlage!
Aus dunkle Ecke, aus de Vorhangfalte,
Do schwewe längschtverschtorw'ne Jugendg'schtalte,
Unn bringe 'm Alte mit durchsunntem Blick
Manch längschtvergess'ni Zauwerschtunn zurück!
Noch eenmol purpurn drauß de Himmel loht,
Dann deckt 'n Schleier sich uff's Oowendrot,
De Schpuck verrinnt, verschwunne is die Pracht,
Deß Jugendlied verschtummt, unn draus werd 's Nacht . . . . .
Großbabbe macht mit Zittersinger Licht
Unn wischt e Trän sich aus seim Runzelg'sicht. . . .

Hanns Glückstein, Mannheim



1. Philipp Hieronymus Brinckmann (1709—1760) Der Hofgarten zu Mannheim, Ölbild 1745
(Hist. Museum der Pfalz, Speyer)

Landschaften Mannheimer Maler der Carl-Theodor-Zeit

Von Gustav Jacob, Mannheim

Die Geschichte eines Jahrhunderts pflegt im Kreislauf der Entwicklungen zu verschwinden und wieder aufzutauchen. Die Zeit des Rokoko ist in weite Entfernung gerückt; diese Menschen und ihre Sitten starben dahin. Das neunzehnte Jahrhundert und unsere moderne Kultur ist schwerlich imstande, im Rhythmus jener charmanten Zeit zu schwingen. Für uns heute bleibt diese kapriziöse Welt nur lebendig im Spiegel der Kunst. Ein Blick auf die künstlerischen Bestrebungen jener Tage bleibt immer wertvoll. Wir erhalten dadurch das getreueste Abbild jener wenigen für Mannheim aber um so wichtigeren Jahrzehnte. Die Kunst bildet die Tagebücher und Memoiren, sie gibt uns Aufschluß über das Gesellschaftsbewußtsein und über die Zustände in den Salons.

Es soll nun hier versucht werden, ein Teilgebiet der Kunst, die Malerei, in geschlossenem Zusammenhang zu betrachten. Die Epoche Carl Theodors bedeutet für die Mannheimer Malerei zweierlei: sie wird als selbständiges Element mit in den



2. Ferdinand Kobell (1740—1799) Im Neckarauer Wald bei Mannheim
Radierung 1779 (Schloßmuseum Mannheim)

Bereich der bildenden Künste gezogen, sie tritt andererseits in erheblichem Maße in den Dienst der Architektur. Im ersten Falle findet sie im Staffeleibild, in der Landschaft, im Porträt und im Altarbild ihre Verwirklichung, im zweiten hat sie ihren Niederschlag in der höfischen Allegorie. Ein gewisser höfischer Einschlag zieht sich durch sämtliche Teilgebiete der Malerei.

Nachdem wir nun die Einstellung der Mannheimer Malerei im 18. Jahrhundert kurz umrissen haben, betrachten wir jetzt in geschlossenem Zusammenhang die Landschaften der Mannheimer Maler der Carl-Theodor-Zeit.

Diese Landschaftsmalerei war zunächst nicht im geringsten diszipliniert. Ein fürstlicher Mäzen, der ebenso Voltaire wie den Freigeist Collini gerne in seinem Kreise sah, der in der Mannheimer Gemäldegalerie den ganzen Stab römischer, florentinischer und venezianischer Künstler ebenso beherbergen ließ, wie die Holländer, konnte der Kunst keine einheitliche Richtung geben. Und trotzdem ist es das Verdienst Carl Theodors, durch Schaffung einer Mannheimer Zeichnungsakademie im Jahre 1769 die Malerei in bestimmtere Bahnen gelenkt zu haben. Bezeichnenderweise hat man aber gerade den „Paysagisten", die damals recht verpönt waren, bei dieser Gründung keinen besonderen Platz eingeräumt. Die Carl Theodor-Zeit stand indes einer Naturschilderung nicht völlig abgeneigt gegenüber. Abseits von den Wegen, die zu Winkelmann hinführen, fern vom Getriebe der Kunsttheoretiker taucht die Landschaft am Mannheimer Hofe auf und erhält dort ein eigentümliches Doppelgesicht, indem sich der niederländische Realismus mit dem neu erwachenden Rokoko vereinigt. Dazu tritt noch ein italienischer Einschlag, der sich in Holland bereits im 17. Jahrhundert Geltung verschafft hatte. Ein gewisser Widerstreit zwischen gesetzmäßigem Aufbau und naturalistischer Durchbildung macht sich bei der



3. Ferdinand Kobell (1740—1799) Heimkehr, Ölbild 1774
(Sammlung Carl Heisler, Mannheim)

Gattung von Landschaften besonders bemerkbar, bei welcher der höfische Faktor als bestimmendstes Element in Erscheinung tritt. Der Hauptvertreter dieser Landschaftsform ist in Mannheim Philipp Hieronymus Brinckmann, der 1709 in Speyer geboren wurde und in den dreißiger Jahren in die kurpfälzische Residenz an den Hof Karl Philipps kommt[1].

In Anlehnung an die Wiener Landschafter hatte Brinckmann eine ähnliche Wandlung vom niederländischen Genrestück zum höfischen Gesellschaftsstück mitgemacht, wie viele seiner Künstlerzeitgenossen. In der Anordnung der Gesellschafts-

[1] Über Philipp Hieronymus Brinckmann vgl. den Auszug aus meiner Dissertation, Mannheimer Geschichtsblätter XXIII. Nr. 9.

stücke und dem satten Kolorit des Kostüms knüpft er an Wouermann an. Sein erster Versuch dieser Art waren kleine ländliche Szenen, welche die Delikatesse von Miniaturmalereien besitzen. 1745 entsteht dann das Bild des „Hofgartens zu Mannheim“ (Histor. Museum der Pfalz, Speyer. Abb. 1). Der ganze Reiz eines sommerlichen Spätnachmittags ist in diesem Bild ausgebreitet. Die Sonne hat sich bereits gesenkt; die mächtigen Bäume, die einen kleinen freien Ausblick auf das Mannheimer Schloß gestatten, liegen bereits im Schatten. Und nun ist das Wesentliche die Darstellung der Kavaliere mit ihren Damen, die sich zu einem musikalischen Trio oder zu einem amoureusen Spiel zusammengefunden haben. Ein zweites Bild kavaliermäßig vornehmer Eleganz ist Brinckmanns Darstellung des Heidelberger Wolfsbrunnens; freilich ist er bei der Wiedergabe solcher Dinge niemals im französischen Sinne „galant“. Brinckmann ist niemals frivol in der Art des französischen „Louis-Quinze“ gewesen. Eine Verschmelzung von Schlachtendarstellung und Gesellschaftsstück ist die Wiedergabe einer Manöverszene in Schwetzingen. Sie stammt aus dem Jahre 1755 und befindet sich zur Zeit im kurpfälzischen Museum in Heidelberg. Nichts ist vergessen, der Kurfürst mit seinem Gefolge ist mit Equipagen anwesend. Eine Menge Truppen sind im Karree aufgestellt — das richtige Parademanöver, wo alles nur zum Schein getrieben wird. Die Fortsetzung solcher höfischer Szenen bilden, wenn wir von dem „Rheinfall bei Schaffhausen“ in der Pinakothek absehen, Brinckmanns Jagddarstellungen.

Von den Kavalieren der Haarlemer und Delfter Schule, von den Nachfolgern von Franz Hals, von Michiel Jansz v. Mierevelt und Anthonie Palamedes, von den Jagdgesellschaftsstücken eines Simon van Douw bis zu den deutschen Jagdstücken des 18. Jahrhunderts führt eine Linie. Brinckmanns Jagddarstellungen sind gleichfalls aus dieser Entwicklung heraus entstanden. Sie führen in eine Welt friedlichen Wohlbehagens.

Diese Gesellschaftsstücke, die eine Verschmelzung von Natur und theaterhafter Kulisse bedeuten, sind eine Sondererscheinung in der Mannheimer Landschaftsmalerei des 18. Jahrhunderts. Sie finden nur bis zu gewissem Grade eine analoge Fortsetzung in den Prospekten Aschaffenburgs, die Ferdinand Kobell 1786 malte[1]. Aber dieser Künstler leitet schon — und das ist für die Erkenntnis der Mannheimer Landschaftskunst im 18. Jahrhundert wichtig — in ein bürgerliches Milieu hinüber. Zudem war der Gesichtskreis Ferdinand Kobells ein erheblich weiterer als der Brinckmanns. Seine zahlreichen Reisen haben in seine Kunst Elemente gebracht, die wir bei Brinckmann noch nicht kennen. Schließlich trugen auch die wissenschaftlichen Umwälzungen, die sich in den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts in unserer Stadt abspielten, dazu bei, die Kunst Kobells stärker zu beeinflussen. Das kulturelle Wollen lag in Mannheim im 18. Jahrhundert nicht allein in den Schöpfungen pomphafter Paläste und Kirchen, sondern es fand auch seinen Ausdruck in wissenschaftlichen Instituten. Geistige Umwälzungen waren in Mannheim zwar erschwert, weil der tiefere Zusammenhang mit der Volksseele fehlte. Zudem war der ausländische und vornehmlich der französische Einschlag viel zu stark, als daß er ohne weiteres hätte beseitigt werden können. Aber trotzdem trug die Deutsche Gesellschaft, aus deren Milieu die nationale Schaubühne, das Nationaltheater, hervorging, schon ein gut Teil von Volkstümlichkeit in sich. Die Kunst Ferdinand Kobells trug das

---

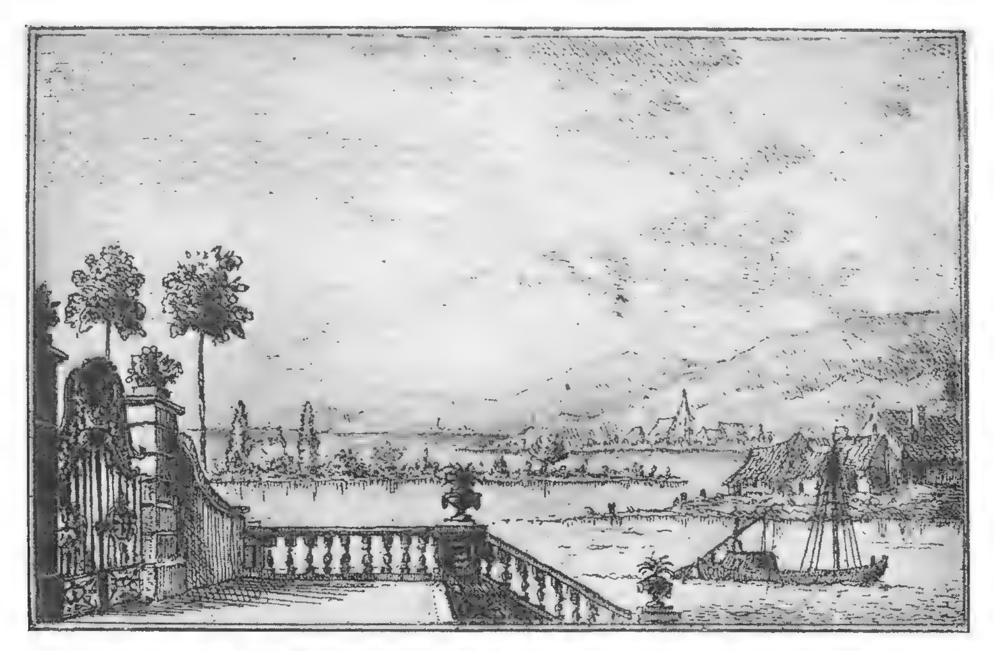
[1] Über die Familie Kobell vgl. meinen Aufsatz in den Schriften der Familiengeschichtlichen Vereinigung Mannheim, Alte Mannheimer Familien, fünfter Teil, Mannheim 1924, S. 56 f.



4. Friedrich Müller (Maler Müller 1749—1825)
Phantasielandschaft, Radierung 1770 (Schloßmuseum Mannheim)

ihre zu diesen Bestrebungen bei. Mit den späteren Jahren des Künstlers setzt sich das unmittelbare Naturstudium durch, das sich vom konventionellen Schema frei macht.

Ferdinand Kobell, der nach Absolvierung des Mannheimer Jesuitengymnasiums, zunächst juristische Studien an der Heidelberger Universität betrieb und als Zwanzigjähriger als Sekretär an der Hofkammer angestellt wurde, wußte bald durch sein entschiedenes Zeichentalent dem Zwange einer Beamtenlaufbahn zu entrinnen. Ein Stipendium zur Ausbildung als Landschaftsmaler half ihm seinem ersehnten Ziele näher zu kommen. An der Mannheimer Zeichnungsakademie erhielt er zunächst einen akademisch trockenen Unterricht. Darauf sandte ihn der Kurfürst Carl Theodor im Jahre 1768 als Begleiter des Grafen von Sickingen, des Gesandten am Versailler Hof, nach Paris. Er wurde dort Schüler des berühmten aber ebenso eingebildeten Johann Georg Wille. Diesem überragenden Meister der Kupferstechkunst verdankt Kobell die Sicherheit in der Technik der Radierung, sowie die intime Beobachtung der Vorgänge in der Natur. Im Anschluß an diese Pariser Studien sind zahlreiche Radierungen entstanden, bei denen die Schilderung der Heimat mit all ihren Sonderheiten und Merkmalen stark in den Vordergrund gerückt ist. Hier offenbart sich der Stilumschwung von der völlig zusammenkomponierten mit launischen Kostümfiguren belebten Landschaft im Sinne des Rokoko, wie sie Brinckmann vertritt, zu einem realistisch beobachteten Naturausschnitt am deutlichsten. Wir geben aus den zahlreichen um 1780 entstandenen Radierungen Kobells eine Ansicht aus dem Neckarauer Wald (Abb. 2). Sie ist datiert 1779. Hier spürt der Künstler mit aller Liebe den Einzelheiten des Baumschlags nach. An dem Vorbild eines Waterloo oder



5. Stephan v. Stengel (1750—1822), Motiv beim Seckenheimer Schlößchen mit Blick auf Ilvesheim und die Bergstraße, Radierung um 1780 (Schloßmuseum Mannheim)

Ruisdael geschult, weiß er sehr wohl den Naturausschnitt in bezug auf Flächen und Fleckwirkung kompositionell zu binden. Die Landschaft ist mit Staffage belebt, meist erscheint ein Hirte mit seinen Schafen. So sind gerade diese Kobell'schen Radierungen echte Zeugnisse jener schäferhaften Naturromantik um 1775; sie geben den Ton wieder, den Maler Müller in seinen pfälzischen Idyllen anschlug. Die ungefähr gleichzeitig entstandenen Ölbilder des Künstlers erscheinen uns vielleicht rückschrittlich, weil sie eine zu starke Verankerung in der holländischen Tradition erkennen lassen und Kobell es darin nicht verstand, die Erlebnisse der Naturbeobachtung formal über seine Zeit zu erheben und ihnen den Stempel einer neuen Epoche aufzudrücken. Das war erst der nächsten Generation und vornehmlich seinem Sohne Wilhelm Kobell vorbehalten. Aber immerhin sind diese Bilder Ferdinands von grandios malerischem Zug (Abb. 3). Leuchtendes Rot und grelles Weiß in der Staffage, im Sinne eines Wouermann oder Berchem hebt sich gegen die braunen Baum- und Bergkulissen ab. In der Spätzeit des Künstlers treten an Stelle des repräsentativen Landschaftsbildes Stimmungslandschaften von intimerem Reiz. Die typischsten Gemälde dieser Epoche sind die unterfränkischen Landschaften. Es sind das nicht allein realistische landschaftliche Schilderungen, sondern es sind künstlerische Niederschriften des unmittelbaren Naturerlebnisses.

Ferdinand Kobell ist für die Entwicklung der Mannheimer Landschaft im 18. Jahrhundert wohl der wichtigste Repräsentant. Sein jüngerer Bruder Franz Kobell (1749—1822), der frühzeitig seine Eltern verlor und in Mainz bei einem seiner Verwandten zunächst das Handelsgeschäft erlernte, kehrte nach einigen Jahren in seine Vaterstadt Mannheim zurück, erhielt 1778 ein Stipendium zum Besuch Italiens. In Rom stand er dem Kreise der Stürmer und Dränger nahe, traf mit



6. **Wilhelm Kobell (1766—1853), Apollotheater und Naturtheater im Schwetzinger Schloßgarten,** Aquarell um 1785 (Maillinger-Sammlung, Hist. Museum München)

Heinse und Maler Müller zusammen und lernte Goethe kennen. 1785 siedelte er nach München über und wohnte von 1797 ab zusammen mit seinem Bruder Ferdinand in einem Hinterhaus im Palais Preysing (in der Prannerstraße). Die Kunst Franz Kobells wurzelt zum wenigsten auf heimatgeschichtlichem Boden; in Italien fesselt ihn vor allem die Caracci-Schule. Seine Gemälde kommen oft nicht über einen Eklektizismus hinaus, der sich an das Ideal Poussins und Salvator Rosa's hält. Als Handzeichner hat er indes sehr Wertvolles geschaffen. Die Zeichnungen, die in unmittelbarem Anschluß an seine italienische Reise entstanden sind, und seine später in München gezeichneten Arbeiten sind stenogrammartige Niederschriften; sie sind, in impressionistischer Form gehalten, geniale Bekenntnisse der Zeit und der Umgebung. Dabei tritt die Vorstellungsform bei Franz Kobell unmittelbar in die Erscheinung; sie ist es, die den Duktus seiner Hand bestimmt. Flatterhaft und launisch, wie manche seiner Zeichnungen, muß auch die Persönlichkeit Franz Kobells gewesen sein. „Er blieb zeitlebens Junggeselle und hatte trotz seiner liebenswürdigen Unterhaltungsgabe eine Neigung zum Sonderling und Misanthropen", schreibt Luise von Kobell über ihn.

Bevor wir uns mit Wilhelm Kobell, dem überragenden Sohn Ferdinands, befassen, müssen wir kurz einer Persönlichkeit gedenken, die wir am besten mit Franz Kobell zusammen nennen: Es ist F r i e d r i c h M ü l l e r, der Maler Müller. In Kreuznach 1749 geboren, war er einige Zeit in Mannheim tätig und wurde 1778 vom

Herzog von Zweibrücken zur Ausbildung nach Italien geschickt, wo er 1825 in Rom starb. Bei ihm macht sich noch mehr wie bei Franz Kobell ein Drang zum Freibewegten, zum Schwungvollen bemerkbar. Der Raumeindruck seiner Landschaften ist malerisch belebt (Abb. 4), in dem Geflimmer des Lichts, in dem wirren Spiel der Bäume und in der Phantastik des Figürlichen kommt die Leidenschaft des Künstlers zum Durchbruch. Er ist ein eigentümliches Talent, ruhelos und unbeständig, öfters aufschäumend, kühn und feurig. Noch mehr sind seine Tierdarstellungen voller Laune und Temperament, sie können aber hier nicht berücksichtigt werden, ebensowenig wie seine Dichtungen, die ihn der Nachwelt vor allem lebendig erhalten haben. Das graphische Werk Friedrich Müllers aber, würde ebenso wie das Franz Kobells eine genauere Spezialuntersuchung verdienen.

Auch Stephan von Stengel (1750—1822), Geheimer Staatsrat, ein Freund und Gönner Ferdinand Kobells, versuchte sich des öfteren in landschaftlichen Darstellungen. In lockerer Zeichenweise wußte er manches heimatliche Motiv mit der Radiernadel festzuhalten. Unsere Abbildung (Abb. 5) gibt ein Motiv bei Seckenheim wieder. Im Vordergrund die Terrasse des ehemaligen Schlößchens mit dem Gittertorabschluß, am jenseitigen Neckarufer die Häuser von Ilvesheim, dahinter die Bergstraße.

Die umfassendste Persönlichkeit der Mannheimer Landschaftsmalerei der Carl-Theodor-Zeit ist unstreitig Wilhelm Kobell, der zweitälteste Sohn Ferdinands. Es kann hier nicht eine eingehende Analyse des umfangreichen Werkes des Künstlers gegeben werden, wir verweisen diesbezüglich auf die schöne Arbeit Lessings[1]. Seit der Berliner Jahrhundertausstellung ist diese Künstlerpersönlichkeit wieder erkannt und eingehend gewürdigt worden. In diesem Zusammenhang sei vor allem seiner Bedeutung für die heimatliche Landschaft gedacht. Er begann ebenso wie sein Vater mit einem strengen Studium auf der Mannheimer Zeichnungsakademie, schuf Aquatintablätter nach niederländischen Meistern wie Wouermann, Berghem, Roos, und gewinnt dadurch ein inniges Verhältnis zur Landschaft. Denn während die mittelalterliche und Renaissancelandschaft im wesentlichen nicht Selbstzweck gewesen war, sondern nur gleichsam Bühne für das Geschehen, das sich auf ihr abspielte, waren es die Niederländer, welche der Landschaft zu ihrer völligen Selbständigkeit verholfen hatten. 1792 wurde Wilhelm Kobell als Hofmaler nach München berufen, und damit verschwindet er aus Mannheim. Das Schaffen des jungen Künstlers war neben den bereits genannten Aquatintablättern ausgefüllt mit Porträtzeichnungen und Studien nach der Natur. Wir geben aus diesen Werken ein unvollendet gebliebenes Aquarell aus dem Schwetzinger Schloßgarten im Bilde wieder (Abb. 6). Es ist die Szenerie am Apollotempel, flüssig und elegant, noch ganz im Sinne des Rokoko gezeichnet, im Detail mitunter noch etwas unsicher. Ein charmantes Spiel von eleganten Kavalieren mit ihren Damen. Es ist das höfische Element, das bei diesen Aquarellen in die Erscheinung tritt, ähnlich wie bei den Landschaften Brinckmanns. Im Vordergrund sieht man das aufgebaute Naturtheater sowie die wahrscheinlich von der Hand Verschaffelts stammenden Sphinxen, deren Köpfe porträthaften Charakter tragen sollen. In der Koloristik geht der junge Wilhelm Kobell schon weit über ähnliche Darstellungen Brinckmanns hinaus. Das Verlangen nach leuchtender Lokalfarbe hatte sich damals schon im Anschluß an englische Farbstiche Bahn gebrochen. In den Jahren seines Münchener Wirkens ist der Künstler dann nicht allein in seinen riesigen Schlachtenbildern und Reiterporträts, sondern vor

[1] Waldemar Lessing, Wilhelm von Kobell, Bruckmann-Verlag, München 1923.



7. Karl Kuntz (1770—1830), Ruine des Merkurtempels im Schwetzinger Schloßgarten
farbiges Aquatintablatt um 1795 (Gemäldegalerie Schloß Mannheim)

allem auch in der bayerischen Landschaft zur völligen Beherrschung von Licht- und Luftproblemen gekommen. Bereits im ausgehenden 18. Jahrhundert war Wilhelm Kobell ein bedeutender Maler. Für Mannheim war er verloren, denn mit dem Wegzug des Hofes von Mannheim im Jahre 1778 verließen fast alle die künstlerischen Kräfte, die der fürstliche Mäzen an seinem Hofe schützend sammelte, unsere Stadt und siedelten in die neue Residenzstadt München über. Selbst der alternde Ferdinand Kobell, der lange Zeit seiner pfälzischen Heimat treu geblieben war, floh vor den Wirren der französischen Revolution aus seiner Vaterstadt. Für ihn aber, dessen Wesensart und Kunst so sehr mit der pfälzischen Heimat verbunden war, bedeutete das einen harten Schlag. An seinen Sohn Innocenz, der in Mannheim zurückgeblieben war, schrieb er damals: „Ach welch ein Land ist unser Vaterland. O Innocenz, trauere doch nicht, daß Du da sein mußt (Mannheim), trauere vielmehr über Deine Angehörigen, die das Schicksal daraus verbannt und in das steinige Arabien versetzt hat." Die Verlegung der Residenz nach München machte einen dicken Strich unter die pomphafte Würde der künstlerischen Bestrebungen, welche den Kurfürsten Carl Theodor während seiner Mannheimer Regententage begleitete. Der Entwicklung der Landschaftskunst war das nur förderlich, denn sie befreit sich von dem höfischen Einfluß und geht ihre eigenen Wege.

Der Künstler, der in Mannheim dazu berufen war, die landschaftliche Tradition des Mannheimer Rokoko ins 19. Jahrhundert zu übertragen, war Karl Kuntz. Als der Künstler, der 1770 geboren wurde, den Kinderschuhen entwachsen war, war die vornehme französische Kultur, die in Mannheim weitgehendste Aufnahme gefun-



8. Karl Kuntz (1770—1830), Ansicht von Mannheim von der Stephanienpromenade aus
Ölbild 1812 (Kunsthalle Mannheim)

den hatte, bereits im Sterben begriffen, und die Stürme der französischen Revolution drohten am politischen Horizont. Diese Wandlungen und die gesellschaftlichen Umschichtungen waren der Entwicklung des Talents von Karl Kuntz, das frühzeitig in der Landschaft wurzelte, eher förderlich. Über die nicht allzu hochstehende künstlerische Bedeutung seines Lehrers Jakob Rieger, eines Schülers Ferdinand Kobells, der in Radierungen vor allem topographisch genaue Veduten von Mannheim und der Pfalz schuf, kam er bald hinaus, reiste 1791/92 in die Schweiz, wo er zahlreiche Gouachestudien malte, die frei von jedem typisierenden niederländischen Landschaftsschema in ihrer unerhörten koloristischen Wirkung, die auf lichtdurchleuchteten gelben und violetten Tönen beruht, für die Erkenntnis der pfälzischen Landschaftsmalerei von großer Wichtigkeit sind. Nach Mannheim zurückgekehrt, veröffentlichte er in Aquatintablättern sechs Ansichten aus dem Schwetzinger Schloßgarten, die ihm in seiner Heimat den ersten Ruf verschafften (Abb. 7). Diese Schwetzinger Blätter sind aus dem Umschwung des Gartenstils in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu verstehen. Die strenge Symmetrie des Gartens, die im Anschluß an den italienischen Barockgarten des 17. Jahrhunderts entstanden war, wird gelockert. Die Ansichten tragen noch etwas von der Ruinen- und Grottenschwärmerei des Rokoko in sich. Die Gestalten dagegen, die wir darauf erblicken, haben die Mode der Freiheit und der Natur bevorzugt. Da wandelt ein Paar im Haine des Merkurtempels und gibt sich ein Schwärmer beschaulicher Lekture hin. Die Herren tragen alle noch die gelben Culottes und den blauen Frack; es ist die Mode der tränenreichen Werther-Zeit, die freilich damals schon schlichte Einfachheit nach dem Bekenntnis zur englischen Landkleidung bevorzugte.

In seinen Ölbildern ist Karl Kuntz weniger originell. Das Landschaftsbild, das der Künstler in seinen Gemälden gibt, bleibt oft an der Bildkonstruktion hängen. Ein bewußtes Streben nach dekorativer Wirkung und zusammenfassender Konzentration innerhalb des hergebrachten kompositionellen Rahmens macht sich bemerkbar. Eine Ansicht von Mannheim aus dem Jahre 1812 (Kunsthalle Mannheim, Abb. 8) gibt den Kuntz'schen Stil deutlich wieder. Das Terrain im Vordergrund (in der Nähe der heutigen Stephanienpromenade) breitet sich flach aus, es dient als Tummelplatz der Tiere, die sich in der Sonne wärmen. Dahinter befindet sich eine Raumschicht, die durch die Weidenbäume angedeutet, in der horizontalen Linienbewegung des Flusses weitergeführt wird, um endlich in der flach hingestreckten, realistisch gegebenen Ansicht von Mannheim seinen beruhigten Abschluß zu finden. Aus dem repräsentativen Landschaftsbild ist hier durch eine glänzende Koloristik eine Stimmungslandschaft von intimem Reiz geworden. Die realistische Schilderung ist durch das Erlebnis der lichtdurchfluteten Natur beseelt.

In seinen Handzeichnungen wird Kuntz in der Spätzeit zum Schilderer der badischen Heimat. Mit enormem Fleiß wandert der Künstler mit dem Skizzenbuch in der Hand durch die nähere und weitere Umgebung und bringt ein Motiv nach dem anderen zu Papier. Er wird auch zum Kulturschilderer, der mit exaktester Genauigkeit die liebenswerten Gestalten seiner Zeit im Bilde festhält und ihr Leben in behaglicher Breite erzählt. Den gemeinsamen Boden aber, den das Werk von Karl Kuntz, dieses letzten Vertreters der Mannheimer Landschaftsmalerei des 18. Jahrhunderts und unsere heutige Einstellung zu diesem Künstler verbindet, dürfen wir wiederum als einen heimatgeschichtlichen bezeichnen[1].

Die Entwicklung der Mannheimer Landschaft im 18. Jahrhundert verlief, wie wir sahen, nicht immer ohne Hemmnisse. Das Ideal dieser Landschaft war in der Verarbeitung der niederländischen Schultradition gewiß eklektisch; in der Unmittelbarkeit der Natur gegenüber war ihm manche Fessel auferlegt. Mit den Persönlichkeiten, die wir an unserem Auge vorüberziehen ließen, stirbt die Blüte der Mannheimer Landschaftskunst dahin. Was diese Künstler aber in Verbindung mit der gesamten kulturellen Bewegung der Carl-Theodor-Zeit schufen, war im wesentlichen bodenständigen Tendenzen entsprungen. Sehen wir indes von dieser lokalen Einstellung ab, so gelangt manche dieser Künstlerpersönlichkeiten zu einer allgemeineren Bedeutung über die Grenzpfähle der alten Kurpfalz hinaus.

---

[1] Über Karl Kuntz vgl. meine beiden ausführlichen Aufsätze in den Mannh. Gesch.-Bl. XXVIII. Jg., Nr. 2 und 3, Februar und März 1927.

Von Mannheim

wird mir wohl für immer der Eindruck schöner Gastlichkeit bleiben. Wer diese Stadt schlechtweg einförmig schilt, wie man es oft zu hören bekommt, nebst Randglossen auf ihr kaufmännisches Wesen, der kennt sie sicher nur oberflächlich. Gewiß, das gradlinige Straßennetz erinnert gleichsam an ein Hotel, mit seinem regelmäßigen Bauplan, der schon von fern den Geschäftszweck verrät; aber an ein Hotel ersten Ranges, das nicht mit wertlosem Aufputz prunkt, dagegen solides Baumaterial, vornehme Empfangsräume und einladende Gartenanlagen zu einer sehr wertvollen Form vereint. Da steht breitflüglig das schlichte Schloß, noch aus der Zeit fürstlicher Gastlichkeit her, bedeutsam schlicht für jenes Mannheim, wo Künste und Dichtung darum kämpften, das wälsche Barock mit deutscher Natur zu bemeistern, bis Schiller den Triumphschritt tat. Und heute? wird mancher mir einwenden. Nun, inzwischen hat sich die Bürgerschaft auf eigene Füße stellen gelernt, kraft ihrer kaufmännischen Tüchtigkeit, und da mußte sie freilich, der Not gehorchend, die Künste einstweilen zurückstehen lassen.

Aber im stillen, trotz aller Wirtschaftskämpfe, blieb jener gastliche Schutzgeist lebendig, der seine ruhmreichen Fittige vom Schloß bis zum Hoftheater spannte; es sei nur erwähnt, daß Mannheimer Bürger zu Richard Wagners ersten Vorkämpfern zählten. Und jetzt, da Gewerbe und Handel erstarkt sind, beginnt der Gemeinsinn zu begreifen, daß man wieder alten Schaffensgeist fördern muß, soll der Erwerbsgeist nicht sinnlos werden und schließlich im eigenen Fett ersticken. Drum sucht Mannheim wieder Kunststadt zu werden und hat sich den „Rosengarten" gebaut, diese gastliche Halle der Bürgerschaft für Schönheitsfeste jeder Art, die ebenbürtig hinüberweist nach dem alten fürstlichen Musensitz. Und wer jetzt die gradlinigen Straßen betrachtet, die zwischen dem neuen Prachtgebäude und dem großzügig einfachen Schloß sich kreuzen, umrahmt von den mächtigen Gartenplätzen, dem Theaterplatz und der Breiten Straße, wie absichtlich entrückt dem Treiben des Bahnhofs, des Rheinhafens und der großen Brücken: der wird, wenn er nicht aus Blindheim ist, sehr bald mit erfreuten Augen sehen, daß hier wirklich ein planvolles Etwas herrscht, daß diese einförmigen Sandsteinhäuser weder schwülstige Modepaläste sind, noch langweilige Mietskasernen, daß sich hier heimisches Stilgefühl mit nachbarlichem Takt verbunden und aus der schlichten Barocktradition allmählich reichere Formen erzeugt hat, daß hinter diesen massiven Fassaden kein schwindelhaftes Protzentum wohnt und auch kein ödes Krämertum, wohl aber ein klarer, gediegener, liebenswürdiger Wohlstand — und bei dem ist die Schönheit gern zu Gaste.

Richard Dehmel †



Rheinufer bei Mannheim (Ölbild) — Wilhelm Oertel, Mannheim



Segen Jakobs (Wandbild im Sitzungssaal der jüdischen Gemeinde) Willy Oeser, Mannheim

Mannheimer Musikpflege im 18. Jahrhundert

Von Fritz Zobeley, Heidelberg

In badischen Landen befindet sich manche Stätte, deren Geschichte auch dem Musikhistoriker und musikalisch Interessierten überaus reizvoll erscheinen muß, da sie Epochen zu verzeichnen hat, deren reges musikalisches Leben und ernstes Musikschaffen ein starkes und günstiges Licht auf die kulturelle Vergangenheit unseres Landes wirft. Es sei erinnert an die Bedeutung der Reichenauer Sängerschule um das Jahr 1000 und an die mit ihr in Verbindung stehenden, hochwichtigen Theoretiker, die in den Abteien im Schwarzwald und am Bodensee wirkten. Weiterhin, im Verlaufe der folgenden Jahrhunderte, sind es berühmte Humanisten, wie der bekannte Glarean, der lange in Freiburg lehrte, und in bunter Folge abenteuerliche Minnesänger, wie der Wolckenstein und Michael Behaim an der Heidelberger Pfalzgrafenresidenz, die berechtigtes Interesse zu erregen imstande sind. Dann sind begabte und erfolgreiche Organisten, Lautenschläger, Kapellmeister, Sänger und Instrumentisten im 15. und 16. Jahrhundert an vielen, jetzt badischen Orten zu nennen, die längst eine zusammenfassende Darstellung ihrer Lebens- und Schaffensart verdient hätten. Unter ihnen ragen hervor Arnold Schlick, Sixt Dietrich, Leonhard Kleber, Lemlin, Georg Forster, Othmayr, Zierler, Jobst von Brant, Sebastian Ochsenkhun und Newsidler. Die meisten von ihnen sind in Verbindung mit dem Heidelberger Hofe gestanden, aber auch Freiburg und Konstanz haben manch bedeutenden Mann beherbergt, in der Bodenseestadt besonders Kirchenmusiker am Münster. Die neue Zeit des 17. und 18. Jahrhunderts, die dem Hofleben durch die italienischen und französischen Vorbilder neue Richtung gab, fand an den Höfen der Markgrafen von Baden, an den Bischofssitzen in Bruchsal und Konstanz, und an den adeligen Residenzen in Erbach, Amorbach, Fürstenberg und anderen Orts zahllose Gelegenheiten, die Saiten erklingen zu lassen, am meisten aber fraglos am kurpfälzischen Hofe in Mannheim, wohin Karl Philipp aus dem Hause Pfalz-Neuburg 1720 seine Regierung und seinen Hofstaat verlegt hatte, infolge seines Zwistes mit der Stadt Heidelberg. Unter seiner und Carl Theodors, seines berühmteren Nachfolgers, Regierung hat Mannheim auf dem Gebiete der Musikpflege eine Bedeutung gewonnen, wie sie in ihrer Zeit in ganz Europa kaum den größten Städten zuteil ward. Es war erstmalig Hugo Riemann, der, nach dem Erscheinen der grundlegenden „Geschichte des Theaters und der Musik am kurpfälzischen Hofe" von Dr. Friedrich Walter, wirksam auf die ruhmvolle Bedeutung jener Epoche für die allgemeine Musikgeschichte aufmerksam gemacht hat.

Der äußere Verlauf des musikalischen Lebens am Mannheimer Hofe ist leicht zu übersehen: nach der Regierungszeit Karl Philipps (1716 bis 1742) regierte Carl Theodor 56 Jahre lang. Unter des letzteren Herrschaft wurde die Residenz 1778 nach München verlegt, da dem Kurfürsten die Erbschaft der bayerischen Lande zufiel. — Karl Philipp folgte seinem Bruder Johann Wilhelm als 55jähriger

auf dem Throne. Er brachte eine stattliche Künstlerschar aus Heidelberg mit und es muß interessieren, von der Herkunft seiner Hofkapelle zu erfahren. Johann Wilhelm gründete sich 1678, als er die Regierung der pfalzgräflichen Gebiete am Niederrhein übernahm, eine Kapelle, zu der ihm die besseren Kräfte der traditionsreichen pfalzgräflichen Hofkapelle in Neuburg a. d. D. zur Verfügung standen und zu der 1690, nach dem Tode seines Vaters, möglicherweise die brauchbaren Reste der Neuburger Kapelle hinzukamen. Nach Johann Wilhelms Tod wurde zwar seine Kapelle, die 1711 ohne Opernkräfte und Trompeter 53 Cammermusici zählte, in Düsseldorf aufgelöst, aber in dem Verzeichnis der Hofmusik von 1723 (siehe Walter, S. 77) findet man einige der Kräfte wieder, von denen man weiß, daß sie schon Johann Wilhelm ihre Dienste widmeten — so der Kapellmeister Johann Hugo Wilderer, Jakob Greber, und der als Violinvirtuose und Komponist in seiner Zeit geschätzte Gottfried Finger. In Karl Philipps Regierungszeit machte sich bis zur Vollendung des Schloßbaues 1731 die räumliche Beschränkung auch in der Musikpflege bemerkbar. Nachrichten von musikalischen Aufführungen betreffen fast ausschließlich Oratorien und Kantaten, die bei Geburts- und Namenstagen von Angehörigen der kurfürstlichen Familie und bei anderen Familienfesten zu Gehör gelangten. Ihre Komponisten sind Fortunato Chellerie, Jakob Greber, Carlo Pietro Grua, vor allem aber wiederum Johann Hugo Wilderer. Man weiß auch, daß manche von den Oratorien szenisch zur Darstellung kamen, Alessandro Bibiena fertigte Dekorationen dazu an. Die Zeit von Neujahr bis Ostern bot am meisten Gelegenheit, festlich begangen zu werden, vor den Karfreitags-Oratorien (azioni tragico sacra) wurden die Karnevalopern vorbereitet, die wohl im Ballhause, wo auch die Jesuiten ihre Komödien in Szene setzten, mit allen technischen Spielereien eingerichtet wurden, wie einst zur Zeit Johann Wilhelms in Düsseldorf. Sicherlich ließ man sich auch die Anwesenheit hoher Besuche, wie des Erzbischofs von Köln, des preußischen Königs Friedrich Wilhelm I., der 1730 mit seinem Sohne Mannheim passierte, und des bayerischen Kurfürsten Karl Albert nicht entgehen, noch weniger die Vermählungsfeierlichkeiten des Pfalzgrafen Johann Christian von Sulzbach, und endlich gar Carl Theodors Hochzeit mit seiner Kusine Elisabeth Auguste von Sulzbach, um sich von der Künstlerschar am Hofe ausgiebig unterhalten zu lassen. Besonders das letzte Fest, das der 81jährige Kurfürst veranstalten ließ, ward zum Markstein in der Geschichte der kurpfälzischen Hofmusik, da man am Tage nach der Hochzeit, am 18. Januar 1742, das pompöse Opernhaus mit einer Oper vom Kapellmeister Grua: „Meride“ eröffnete. — 1737 hatte man mit der Erbauung des Opernhauses in einem Schloßflügel begonnen, viele Besucher wissen von dem Prunk zu erzählen, und es ist unendlich zu bedauern, daß der Bau 1795 einer Beschießung zum Opfer fiel. — Wenige Tage nach der Eröffnungsoper überbrachte man dem an dem Hochzeitsfeste teilnehmenden Kurfürsten Karl Albert von Bayern die Mitteilung, daß er zum deutschen Kaiser gewählt sei. Carl Theodor begleitete ihn zur Krönung nach Frankfurt, und dort hörte er zugleich einen Geiger, den er nicht versäumte für Mannheim zu gewinnen, und der in der Folgezeit am meisten berufen war, den Ruhm Mannheims und seines Fürsten zu verbreiten: Johann Stamitz.

Als Carl Theodor am 1. Januar 1743 zur Regierung gelangte, zählte er gerade 18 Jahre. Schon als 8jähriger Knabe war er an den Hof Karl Philipps gekommen, wo er als Kurprinz von den Jesuiten erzogen wurde. Später studierte er kurze Zeit in Leyden und Löwen. Seine Regierung war bekanntlich nicht allerseits glückbringend für sein Land, insbesondere in späteren Jahren und in der Zeit, in der

der Mannheimer Hof nach München verlegt wurde, war er berechtigter Kritik ausgesetzt: hatte er allerdings aus Mannheim eine geistig kultivierte, und besonders für die schönen Künste empfängliche Hofstadt gemacht, so tat er doch wenig, um der allgemeinen Armut des Landes zu steuern. Ja, durch die ungeheuren Aufwendungen, durch die zwar der Hof bekanntermaßen eine wahre Musenstätte geworden ist, wurde die Notlage des Landes erheblich vergrößert. Auch am Hofe gab es immer zu klagen, und von den Einflüssen der Günstlinge und Mätressen wußte man sich immer zu erzählen, dies waren unvermeidliche Folgeerscheinungen des Absolutismus. Denn Carl Theodor überragte seine regierenden „Vettern" als Herrscher keineswegs, sondern war, wie Friedrich Walter sagt, „ein echtes Kind seiner Zeit", kein bedeutender Kopf, wohl aber empfänglich für alles Schöne.

Die ersten Jahre seiner Regierungszeit haben nur wenige Spuren von Aufführungen hinterlassen, obgleich unzweifelhaft Opern stattfanden. Erst 1747 wird eine Ballettpantomime, eine Harlekinade, verzeichnet, von Basconi komponiert. Dann aber, mit zunehmender Bedeutung reihte sich in den folgenden Jahren ein musikalisches Ereignis an das andere, sowohl in der Oper als auch in den Hofkonzerten, den sogenannten „Academien", und in gleicher Weise in der Kirche; 1748 wurde ein Oratorium zur Karfreitagsfeier aufgeführt, das Franz Xaver Richter, eine von den Mannheimer Größen, komponierte, dann, nach weniger wichtigen Werken von der Urheberschaft Gruas, wurde zum Karneval 1751 Jomellis „Artaserse" bestimmt, der im November eine „Ifigenia", vom selben Autor, der Text vom kurpfälzischen Hofdichter Mattia Verazi, folgte. An namhaften Werken begegnen im Opernrepertoir solche von dem Dresdener Hofkomponisten Johann Hasse, dann schon 1752 Pergoleses „La serva padrona", 1753 zum ersten Male ein Werk Holzbauers, worauf dieser im Juli desselben Jahres zum Hofkapellmeister für die Oper in Carl Theodors Dienste trat, um den Spielplan der nächsten Jahre zu beherrschen. Erst um 1760 wurden seine Opern und Ballette seltener. 1759 schon erschien auffallend vereinzelt eine komische Oper von Gluck „Cythèré assiegée". In der Folgezeit Oratorien und Opern von Sales, Traetta, Majo, Sacchini, Piccini, Gazzaniga, Guglielmi, Anfossi, Salieri, Paesiello: wie man aus dieser Liste sieht, Opernkomponisten, die nicht nur in Wien und Italien, sondern an allen Bühnen jener Zeit mit Erfolg aufgeführt wurden, da ihre Werke dem allgemeinen Zeitgeschmacke entsprachen. Außer diesen Meistern sind wenige Deutsche vertreten, Wagenseil und Gaßmann, zwei Wiener, Deller, der Mannheimer Christian Cannabich und der „Londoner" Bach, der bei seinem Mannheimer Aufenthalte 1772 zwei Opern komponierte, die auch einstudiert wurden, dann, als erstes deutsches Singspiel Schweitzers „Alceste" mit dem Text von Wieland, und endlich 1777 Holzbauers berühmter „Günther von Schwarzburg". Es ist bekannt, z. B. aus Mozarts Mannheimer Briefen, daß oft ganz ausgezeichnete Solokräfte zur Verfügung standen; wenn man weiterhin das Ansehen des mit Recht so berühmten Orchesters kennt, so weiß man, daß die Mannheimer Oper zu den leistungsfähigsten ihrer Zeit zählte, zumindest in den Jahren von 1760 bis 1778.

Das Ballett, das seit Lullys Tagen häufig genug mit der Oper verschmolzen wurde zur Ballettoper, spielte auch in dem Mannheim jener Tage eine bedeutende Rolle. Hoftanzmeister war Etienne Lauchery, der sich selbst mehr für heroisch-komische Ballett-Choreographie interessierte, nicht gerade im Gegensatz zu dem berühmtesten Ballettmeister seiner Zeit, Noverre, aber wohl seinem eigenen Temperamente folgend. Sein Ballettkorps zählte zumeist 50 Mitglieder. Bei der Ausarbeitung seiner Tanzschöpfungen stand ihm als Komponist Christian Cannabich zur

Seite, nur selten beteiligten sich auch andere Komponisten an der musikalischen Unterlegung der Tänze, einmal aber der dafür berühmte Deller. Im übrigen war das Ballett in gleicher Weise, wie die Oper selbst, auf die große Ausstattung angewiesen, für die man bekanntlich unschätzbare Summen ausgab. In diesem Zusammenhang sei auch auf die vorhandenen Maschinerien hingewiesen, Pferdsbrücken u. dgl., und auf verschwenderische Aufwendungen für Dekorationen und Kleidungen. Als Beleuchtungsapparate hatte man einzig Kerzen und Öllampen, deren Verbrauch z. B. im Jahre 1763 über 30 000 Kerzen betrug. Die übliche Verwendung von Feuerwerkskörpern war auch in jener Zeit noch sehr beliebt.

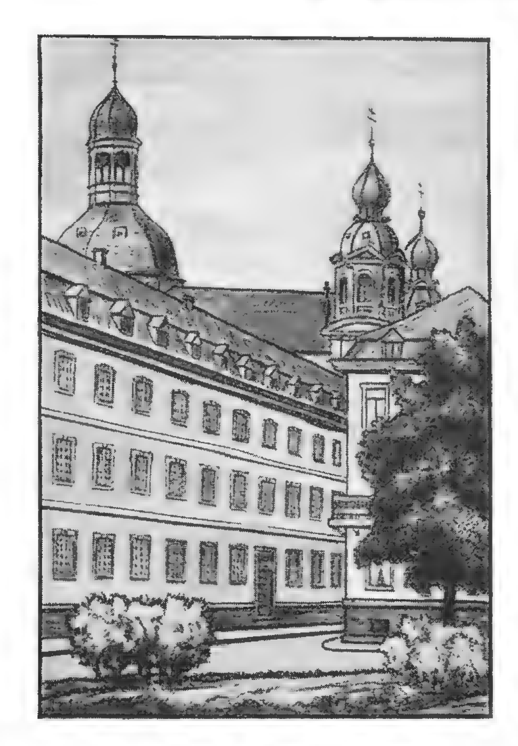
Der Zusammenhang zwischen Oper und Kirchenmusik in der Mitte des 18. Jahrhunderts ist bekannt, ein Zusammenhang, der musikalisch-stilistischer Art ist. Immerhin veranlaßte der alte Kampf um die Frage nach dem Wesen der Kirchenmusik und nach einem ausgeprägten Kirchenstil gerade damals schon eine antikisierende Manier, die Palestrina-Renaissance, die sich auch in den Werken des Abbé Georg Josef Vogler bemerkbar machte und äußerlich an der Verwendung vierstimmiger a-capella-Chöre zu ersehen ist. Im übrigen soll gerade die Kirchenmusik in Mannheim nicht immer aufs beste bestellt gewesen sein, wie sich wiederum aus den Briefen Mozarts ergibt. Dies mag indessen damit zusammenhängen, daß sich der neue Stil der Mannheimer, von Johann Stamitz ausgehend, fast ausschließlich beschränkte auf instrumentale Reformen, daß sich ferner in der Tat kaum vokale Kompositionen der Mannheimer finden lassen und man so den Opernstil der Mozartschen Zeit zugleich als geistlichen Vokalstil in der Kirche repräsentiert sah. Voglers Kirchenkompositionen, die mit diesem Stile ebenso wie mit dem pseudo-palestrinaschen korrespondieren, sind, wie alles, was Vogler geschaffen hat, ungleich gelungen und zu bewerten. Daß er ein ernst zu nehmender Komponist von unterschätzten Qualitäten ist, ließe sich an manchem seiner gutgeglückten und noch zu Unrecht unbekannten Werke nachweisen. Einzig interessant und erwähnenswert bleibt noch ein Experiment, dem Mozart beiwohnte, die mißglückte Aufführung des Händelschen „Messias". Man dürfte kaum fehlgehen, wenn man die Anregung dazu bei Johann Christian Bach sucht, der in Hamburg die erste deutsche Aufführung leitete. Voglers interessanter Lebenslauf, und freilich noch mehr das Problem seines Schaffens, ist bis heute noch nirgends zu ausreichender, wissenschaftlich objektiver und leidenschaftsloser Darstellung gekommen. Dieser Mensch, der als 23jähriger in Mannheim vor dem gesamten Hofstaate seine erste Messe las, der über zwei Jahre, von dem alten Johann Hasse wohlwollend beraten, in Italien studierte und kurze Zeit nach seiner Rückkehr nach Mannheim zum zweiten Kapellmeister neben Holzbauer aufstieg, der in späterer Zeit auf ausgedehnten Konzertreisen als Organist Fürstenehrungen genoß wie kein anderer, der endlich in seinen letzten Jahren neben anderen einen Karl Maria von Weber und einen Giacomo Meyerbeer zu seinen Schülern zählen konnte, darf nicht durch die aus Antipathie hervorgegangenen Aburteilungen durch Mozart für dauernd unbeachtet bleiben. Gerade für die musikgeschichtliche Betrachtung ist die Gestalt Voglers im selben Grade höchst interessant, wie es das Leben und das Werk Telemanns für die erste Hälfte des Jahrhunderts ist. Seine zum Teil schon recht moderne Harmonisierung und charakteristische Instrumentierung weist erheblich auf die Romantik, zumindest aber auf den musikalischen „Sturm und Drang" hin, wie er von der jungen Generation im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts vertreten wurde und sich etwa in den Bamberger Werken E. Th. A. Hoffmanns wieder findet.

Der Hauptruhm kommt indessen ganz unzweifelhaft Johann Stamitz, seinem Orchester und seiner „Schule" zu, zu der neben anderen Christian Cannabich, J. Toeschi, Anton Filtz, J. B. Wendling, J. Fränzl und Fr. Danzi zu zählen sind. Was ihren Werken im Gegensatz zu den früheren eigen ist, ist eine „Individualisierung" aller einzelnen musikalischen Elemente, eine Kontrastierung, die sich sowohl auf die Art der Instrumentation, als auch auf den Melodieverlauf bezieht und dadurch eine „Empfindsamkeit" hervorzauberte, die wir als notwendige Reaktion auf die „kalte Pracht" und Schablonenhaftigkeit des italienischen Kunstschaffens nach 1700 zu betrachten haben. Den starken Einfluß, den Johann Stamitz durch die Verbreitung seiner Schule, durch das Bekanntwerden seiner Orchesterdisziplin, und nicht zuletzt auch mittelbar z. B. durch Mozart, dann aber auch durch Johann Christian Bach und Schobert und seine zahlreichen Schüler, zu verzeichnen hat, im Einzelnen zu erforschen und darzulegen, wird trotz mannigfacher, bereits erschienener Arbeiten eine noch zu lösende Aufgabe der Musikwissenschaft sein. Nicht minder unklar ist die Bedeutnng der Generation von 1715—45, die in Deutschland als nationale Reaktion seitens der deutschen Hofkomponisten an zahlreichen Höfen in irgendeiner Form zu beobachten ist und bisher keine genauere und psychologische Untersuchung gefunden hat. Zu ihr zählen Kleinmeister wie Wilderer, Chelleri e, Breunich, Linicke, Bümler und unzählige mehr, ihr sind aber auch bekanntere, wie Hasse, die beiden Graun, Fasch und Quanz zuzurechnen. Auch ihre Verdienste für die Vorbereitung des „Mannheimer Stils" und ihre Werke werden vom Spiegel des „künstlerisch-musikalischen Zeitausdrucks" aus zu untersuchen und festzustellen sein.

Die Darstellung der Entwicklung der musikalischen Kunst im 18. Jahrhundert ist keineswegs befriedigend, und solange nicht das Problem der „Mannheimer Schule" geklärt ist, wird es auch die Musikgeschichte des ganzen Jahrhunderts nicht sein. Denn gerade Strömungen, wie sie auch nach der Übersiedelung des Mannheimer Hofes nach München überall, besonders auffallend aber gerade in Süddeutschland und nicht zuletzt in Mannheim, zu beobachten sind, und die wir unter den Begriffen „Opera seria", „Opera buffa", „Händel- und Palestrina-Renaissance", „Haydn", „Mozart", „Mannheimer Tradition" fast zuzusammenhangslos zu betrachten gewohnt sind, haben in Mannheim zum großen Teil ihren gemeinsamen Hintergrund. Aber auch die Art und Weise, wie es Mannheim gelungen ist, nach dem Wegzug des kurpfälzischen Hofes ein musikalisch bedeutsames Leben fortzusetzen, die Energien, die die Aufführungen Händelscher, aber auch „moderner", romantischer Oratorien und das erste rheinische Musikfest 1817 sowie eine stattliche Zahl von Liebhaberkonzerten unter Mitwirkung hervorragender Kräfte zustande brachten, werden den Ruhmeskranz, den sich Mannheim um deutsche Kunstpflege als eine der ersten Städte im Reiche verdient hat, um ein wesentliches, bisher unbekanntes Blatt vermehren, sobald eine notwendige „Geschichte der ersten bürgerlichen Musikpflege in Mannheim" (etwa von 1778—1820) die vorhandenen Quellen und Materialien in geschickter Weise zusammenzufassen weiß.

Die Entwicklung und Tätigkeit der Mannheimer Handels-Hochschule

Von Max Springer, Mannheim



Aula-Gebäude der Handels-Hochschule

Ganz Baden, über dies hinaus Deutschland und die übrige Kulturwelt nahmen lebhaftesten Anteil, als vor kurzem die Technische Hochschule in Karlsruhe ihr hundertjähriges Jubiläum beging. Die Huldigungen und Glückwünsche galten aber nicht nur der Anstalt als solcher. Ein Augenblick der Rückschau wie dieser zeigte vielmehr, daß neben den alten ehrwürdigen Trägerinnen der Wissenschaft, den Universitäten, ein weiterer Zweig der Hochschulbildung, eben die Technischen Hochschulen, seine Anerkennung als gleichberechtigter Faktor durchgesetzt hatte. Es wäre der Wahrheit widersprechend, wenn man behaupten wollte, daß das gleiche auch bereits bezüglich der Handels-Hochschulen der Fall sei. Diese, und das gilt zumal auch von der Mannheimer, leiden vor allem an einem auch in unseren „modernen Zeiten" gewichtigen Fehler. Sie sind noch nicht alt genug, sie sind noch nicht mit unserem täglichen Leben verwachsen. Es ist heute selbstverständlich, daß eine Fabrik die Leitung ihres technischen Betriebes nicht Männern anvertraut, die ausschließlich eine gewerbliche Lehrzeit durchgemacht haben. Liegen die Verhältnisse im Handel aber nicht ähnlich wie in der Industrie? Die Tatsache, daß höchst begabte Persönlichkeiten, Genies, nachdem sie nur die kaufmännische Lehre durchgemacht haben, zu maßgebendsten Trägern im Wirtschaftsleben aufgestiegen sind, ist kein Gegenbeweis. Es ist vielmehr bekannt, daß gerade derartige Männer in manch' ernster Stunde der Entscheidung sich nach Kenntnissen, zumal nach der großen, inneren Überschau gesehnt haben, die nur ein Studium, der Besuch einer Hochschule gibt. Haben wir andererseits das Recht, stets auf das Hervortreten solcher königlichen Kaufleute zu rechnen? Müssen wir nicht vielmehr sorgen, und heute noch mehr als je zuvor, daß unserer Wirtschaft Männer zur Verfügung ge-

stellt werden, die dank ihrer Vorbildung eben wie jene Ingenieure zu besonderen Leistungen qualifiziert sind.

Sind die Universitäten als solche in der Lage, diesen erwünschten, vielmehr notwendigen Nachwuchs heranzubilden? Mathematik, Physik, Chemie, werden ebenso an ihnen gelehrt, wie an den Technischen Hochschulen. Es sind auch große Gelehrte aus den letzteren hervorgegangen. Ziel und Methode ist aber doch hier in manchem ein anderes als etwa in Freiburg oder Heidelberg. Ähnliches gilt bezüglich der Handels-Hochschulen. Der Kaufmann, wie ihn die Mannheimer Anstalt heranbilden will, soll später nicht etwa sein eigener Anwalt, aber dafür in der Lage sein, in der Praxis auszukommen, ohne sich in jedem Augenblicke an den „Sachverständigen" wenden zu müssen. Ein solcher braucht auch nicht als Nationalökonom unser Wissen zu bereichern. Er soll vielmehr, die wirtschaftlichen Beziehungen von einer höheren Warte aus erkennend, den ihm anvertrauten Betrieb besser ausnutzen, als der reine Praktiker, der doch den größeren Zusammenhängen vielfach fremd gegenübersteht. Der „Nationalökonom" wiederum kann sich, wenn er auf seinem Sondergebiete etwas leisten will, nicht genau mit den besonderen Handelswissenschaften, der Betriebswirtschaftslehre (hiezu gehört Technik des Handels, die Lehre von den Finanzierungen, Buchführung usw.) befassen, denen dafür im Lehrplane der Handels-Hochschule ein besonders großer Raum zur Verfügung steht.

Die Notwendigkeit, daß auch dem Kaufmanne eine besondere geistige Ausbildung geboten wird, ist früh erkannt worden. Ein Gresham, der große Berater der Königin Elisabeth in wirtschaftlichen Fragen, der Gründer der Londoner Börse, hat ein „College" gestiftet, in dem junge Kaufleute auf ihren Beruf vorbereitet werden sollten — ein Ahnherr des Handels-Hochschulgedankens, wie er auch in Deutschland zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts hervortrat, und, der genius loci scheint ihm gerade in Mannheim hold zu sein, dort zu einem praktischen Versuche führte. Die „Handelsakademie für erwachsene Jünglinge" des Johann Heinrich Bürmann hat sich aber nicht lange gehalten. Was bedeuteten auch Handel und Gewerbe bei uns in Deutschland gegenüber den fortgeschritteneren westlichen Staaten damals und noch auf lange Zeit hinaus. Ein Agrarstaat, in dem dreiviertel der gesamten Bevölkerung in der Landwirtschaft tätig waren, ein Land, das außer Bodenfrüchten nichts Nennenswertes auszuführen hatte und nur geringe Warenmengen aus dem Auslande bezog, brauchte kaum besonders ausgebildete Kaufleute. Dann kam aber die große, gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts immer deutlicher hervortretende Wendung zum Industriestaat und unsere ständig wachsende Verknüpfung mit der Weltwirtschaft. Mußte nunmehr nicht auch der Kaufmann, zumal die leitenden Elemente des Standes, eine Ausbildung erhalten, die den gestiegenen, an ihn gerichteten Anforderungen entsprach. Dieser Gedanke brach sich in allen Staaten, die als die großen Konkurrenten auf dem Weltmarkte auftraten, Bahn, in England, in Amerika wie auch in unserer Heimat. Der Kölner von Mevissen, einer der großen Wegebahner des modernen wirtschaftlichen Deutschlands, vermachte ein bedeutendes Kapital zum Zwecke der Begründung einer Handels-Hochschule in Köln; in Frankfurt a. M. traten gleiche Gedanken, denen ein Merton seine Unterstützung lieh, hervor. Leipzig ging jedoch diesen beiden Städten mit der Begründung der ersten Handels-Hochschule im Jahre 1898 voran. Bald folgten dann Köln und Frankfurt, die sich aber inzwischen zu Volluniversitäten ausgewachsen haben. Hingegen bestehen noch heute als selbständige Handels-Hochschulen neben Leipzig die in Berlin, Königsberg, Nürnberg und die in Mannheim.

Wer sich mit der inneren Entwicklung Deutschlands in den letzten Jahrzehnten vor dem Weltkriege näher befaßt, der wird unbedingt durch die Leistungen einiger Persönlichkeiten, die damals als Oberbürgermeister an der Spitze unserer großen Städte standen, angezogen werden, Männern von eigenem Stempel, wie man sie an den Spitzen der Ministerien vermißte. Mannheim hatte damals das Glück, daß ein Otto Beck die Geschicke der Stadt leitete. Er war ein Mann von weitem Blicke, der bei aller Fürsorge für den materiellen Fortschritt der Stadt auch ihre geistige Entwicklung zu fördern suchte. Wo konnte für diese ein neuer Mittelpunkt aber leichter geschaffen werden als im Anschlusse an das Gegebene. Mannheims Handel und Industrie hatten sich immer kräftiger entwickelt und gerade die Zweige, die hier am bedeutsamsten waren, standen mehr als in anderen deutschen Binnenstädten in den engsten Beziehungen zum Weltverkehre. Trat hier daher nicht das Bedürfnis einer besonderen Ausbildung des kaufmännischen Nachwuchses stärker hervor als anderswo. Beck wurde unter diesen Umständen der entschiedene Vertreter des Gedankens einer Handels-Hochschule. Es gelang ihm jedoch nicht, als er schon 1897 mit ihm hervortrat, die Widerstände zu überwinden. Der Oberbürgermeister hat dies sicher schwer empfunden. Die stufenweise Entwicklung über Vortragszyklen, Handels-Hochschulkurse zur vollen Handels-Hochschule und endlich zur „Anstalt des öffentlichen Rechtes" ist jedoch, das darf man rückblickend sagen, der Handels-Hochschule als solcher von Nutzen gewesen. Die Zweifel, ob man eine solche errichten solle und gerade Mannheim der geeignete Platz sei, wurden so am besten beseitigt. Es wurde jedesmal praktisch der Beweis geführt, daß die Einrichtungen, wie man sie zunächst geschaffen hatte, dem wirklich hervortretenden Bedürfnisse nicht entsprachen und daß man, um nicht völlig ins Hintertreffen zu geraten, den Beckschen Gedanken der Handels-Hochschule verwirklichen müßte. Der Oberbürgermeister fand glücklicherweise auch in dem seit 1904 in Heidelberg tätigen, als vielseitigen Forscher und Gelehrten berühmten Nationalökonomen Eberhard Gothein eine wertvolle Unterstützung. Gothein hatte zuvor die Kölner Handels-Hochschule organisiert und stellte sich mit den dort gemachten Erfahrungen aufs eifrigste für die Mannheimer Pläne zur Verfügung. Er, der zuerst nur für Handels-Hochschulkurse eingetreten war, empfahl dann nach deren günstigem Ergebnisse den Übergang zur wirklichen Hochschule. Diese konnte ihm dann auch, der weiter als Dozent an ihr wirkte und ihr stets seine Kraft hingebungsvoll zur Verfügung stellte, als erstem den Titel eines „Ehrenbürgers" verleihen. Oberbürgermeister Beck war dagegen bereits gestorben, als nach mancher schwierigen Verhandlung die Regierung am 3. April 1908 die Genehmigung zur Errichtung der Handels-Hochschule erteilte, die tatsächlich schon seit dem Herbste 1907 ihre Hörsäle geöffnet hatte.

Ihr erster Leiter war unter dem Titel eines „Studiendirektors" der Vorstand des Statistischen Amtes der Stadt Mannheim und Professor an der Heidelberger Universität, Schott. Er, der noch heute zu den in der wissenschaftlichen Welt bekannten Mitgliedern des Lehrkörpers gehört, hat sich während der Zeit, in der er an der Spitze der Anstalt stand, die größten Verdienste um deren Weiterentwicklung erworben. Schott hat es vor allem durchgesetzt, daß die ersten hauptamtlichen Dozenten berufen wurden, und hat dazu bei seinen Vorschlägen für die Besetzung der Stellen eine glückliche Hand bewiesen.. Als Behrend im vorigen Jahre starb, da waren alle Stimmen darüber einig, was die Hochschule diesem damals berufenen Manne verdanke! Behrend übernahm dann die Stelle eines Studiendirektors. Immer noch war damals das Bestehen der Hochschule als solcher bedroht, der Plan, sie in eine „Verkehrsakademie" umzuwandeln, wurde viel erörtert. Es gelang jedoch

den leitenden Persönlichkeiten die Schwierigkeiten zu beseitigen, und, was zumal Schott als erster befürwortet hatte, eine eigene Hochschulkorporation zu schaffen. Die Stadt stellte zunächst 150 000 M. aus dem „Otto-Beck-Gedächtnisfond" zur Verfügung, später weitere 490 000 M. Es hatte sich inzwischen auch gezeigt, daß es in Mannheim „königliche Kaufleute" gab. Die Handels-Hochschule erhielt aus dem Heinrich-Lanz-Gedächtnisfond eine Stiftung in Höhe von einer Million Mark mit der Auflage, daß die Stadtgemeinde so bald als tunlich für die Hochschule das Recht der Persönlichkeit, wenn möglich in der Form der Körperschaft oder Anstalt erwirken sollte. Dieses Ziel wurde dann am 21. Juli 1911 erreicht, indem der Hochschule durch eine Staatsministerialentschließung die Eigenschaft als Anstalt des öffentlichen Rechtes verliehen wurde. Gleichzeitig wurden auch die wichtigsten Statutenänderungen von der Regierung genehmigt, d. h. es erfolgte nunmehr der Übergang vom Studiendirektorsystem zum Wahlrektorat und die Errichtung eines Senats.

Die Verfassung der Hochschule, wie sie im wesentlichen seitdem unverändert geblieben ist, beruht auf dem Grundsatze der Selbstverwaltung. Die wichtigsten Verwaltungsmaßnahmen und die Aufsicht, soweit solche nicht dem Unterrichtsministerium obliegt, sind Sache des Kuratoriums. Der Oberbürgermeister ist sein ständiger Vorsitzender. Die Stadt entsendet dazu ins Kuratorium Mitglieder ihrer Verwaltung sowie Vertreter der Verbände der Arbeiter und Angestellten. Weitere Mitglieder des Kuratoriums sind neben den Vertretern der Dozenten solche der Ministerien des Unterrichts und des Innern, sowie der Handelskammer Mannheim und der Universität Heidelberg. Diese beiden Institute sind ja mit Geschichte wie Gegenwart der Handels-Hochschule eng verknüpft. Die Handelskammer war es, die neben der Stadt stets Mittel für ihre Zwecke zur Verfügung gestellt hat. Heidelberger Dozenten waren und sind stets an der Handels-Hochschule tätig gewesen, während wiederum auch Dozenten der Handels-Hochschule als Inhaber von Lehraufträgen an der Universität wirken. — Die eigentliche Leitung der Hochschule als solcher, abgesehen von den dem Kuratorium vorbehaltenen Gegenständen, liegt in den Händen des Rektors. Weitere Organe sind dann Senat und Lehrkörper.

Die Entwicklung der Handels-Hochschule war seit 1907, wie nicht nur die steigenden Zahlen der Studenten und Hörer bewiesen, bis zum Kriegsausbruche eine recht günstige. Dann zeigte die Besucherzahl das gleiche Bild wie an anderen deutschen Hochschulen, eine überaus bedeutende Abnahme. Gar viele der Kommilitonen kehrten überhaupt nicht zurück, eine Gedenktafel mahnt die kommenden Studentengenerationen an den Opfertod ihrer Vorgänger. Die anderen nahmen dafür den unterbrochenen Studiengang wieder auf, und dazu traten viele, die inzwischen herangereift waren. Die Statistik über die Besucherzahl stieg unter diesen Umständen, wie auch an den übrigen deutschen Hochschulen, in einem Umfange, wie man es kaum erwartet hatte. Die ersten Jahre nach dem Kriege zeigten das gleiche Bild. Und wenn nunmehr ein gewisser Rückgang, wie er z. B. deutlicher in Freiburg und Heidelberg festzustellen, auch in Mannheim eingetreten ist, so liegen die Gründe klar. Die Verarmung Deutschlands ist es, die sich auswirkt. Der Zustrom zur Handels-Hochschule gerade ist auch dadurch eingedämmt worden, daß neuerdings, wie bei den übrigen Hochschulen, bei der Ablegung von Prüfungen der Nachweis des bestandenen Abituriums verlangt wird. Und dann. Höhere Semester verlassen bereits Mannheim, um an eine preußische Handels-Hochschule überzugehen, wo ihnen ermöglicht ist, nach dem Diplomkaufmann auch den Doktorgrad zu erwerben. Hoffen wir, daß sich die bisher ablehnende Haltung der badischen Regierung in der Frage des Promotionsrechtes bald ändert. Die Handels-Hochschule würde sonst ihren schwer er-

kämpften Platz unter den Schwesteranstalten im Reiche verlieren, und es würde dann heißen „Mannem hinne", was sich bei jeder Gelegenheit bemerkbar machen würde.

Das Badnerland kann sonst stolz auf seine Handels-Hochschule blicken, die sich so kräftig entwickelt hat und die von so zahlreichen Studenten, neben solchen aus weiter Fremde, vor allem auch von Angehörigen der anderen deutschen Länder besucht wird. Dies gilt zumal von den Pfälzern des linken Rheinufers. Eine Tatsache, die um so freudiger hier erwähnt werden kann; gilt es doch heute mehr wie je, die Verbindungen mit dem Lande drüben zu stärken. Zahlen sagen an sich wenig, dafür aber um so mehr der Vergleich — und der zeigt, daß die Zahl der Besucher der Mannheimer Hochschule bedeutend die mancher Volluniversitäten, die vier Fakultäten zusammengerechnet, übertrifft. Jene Studierenden werden bei allem angenehmen, das sonst Mannheim bieten mag, am meisten angezogen durch die vielen Möglichkeiten, die ihnen gerade hier für ihre Ausbildung geboten werden. Der Lehrplan ist vielgestaltig genug, es ist andererseits dem Studierenden ermöglicht, außerhalb des Faches für seine Allgemeinbildung zu sorgen. Die letzteren Vorträge, in ihrer Ausdehnung aber bewußt und mit Recht begrenzt, sind mit für einen weiteren Hörerkreis bestimmt, der hoffentlich noch mehr als bisher von solcher Gelegenheit Gebrauch machen wird. Der Unterricht liegt vor allem in Händen der ordentlichen Professoren, deren Zahl auf 10 gestiegen ist, nicht wenige darunter, die über den Kreis der Fachgenossen hinaus ein bedeutendes Ansehen genießen. Das Vorlesungsverzeichnis weist daneben einen hauptamtlich beauftragten Dozenten, 3 Privatdozenten, 40 nebenamtliche Dozenten, 8 Assistenten und 3 Lektoren auf. Seminare bestehen — selbstverständlich — für jedes Lehrgebiet. Besondere Einrichtungen der Handels-Hochschule sind dagegen das Betriebswissenschaftliche Institut, ein solches für Warenkunde und für Psychologie und Pädagogik. Erwähnt sei endlich noch die rund 25 000 Bände umfassende Bibliothek der Hochschule, die mit einem Wirtschaftsarchive verbunden ist, das ständig an Bedeutung, auch über den Lehrzweck hinaus, wächst.

Der Student findet somit genügend „geistige Nahrung". Die Zeiten jedoch, in denen wir jetzt stehen, haben überall Veranlassung gegeben, von seiten der Hochschulen auch für das materielle Wohlergehen der Studenten zu sorgen. So kam es auch in Mannheim zur Errichtung einer „mensa", die stark in Anspruch genommen wird; bietet sie doch ihren Benutzern neben gutem, billigen Essen auch einen behaglichen Aufenthalt. „Student" bleibt aber „Student", vor allem der deutsche. Man braucht sich daher nicht zu wundern, daß sich auch in Mannheim das Verbindungsleben stark entwickelt hat und die bunten Mützen an der Hochschule nicht selten sind. Gönnen wir der Jugend ihre Freude, auch in Mannheim. Jeder, der die Handels-Hochschule kennt, weiß, wie ernst dort gearbeitet wird — und wie hohe Anforderungen bei den Prüfungen gestellt werden. Man kann demgegenüber mit Genugtuung feststellen, wie viele Studenten ihre Arbeiten dort mit Erfolg zum Abschlusse gebracht haben, wie viele „alte Mannheimer" schon draußen im praktischen Leben als „Diplom-Kaufleute" und auch als „Diplom-Handelslehrer" tätig sind.

Der badische Staat bedarf der letzteren für sein hochentwickeltes Handelsschulwesen. Eine wirklich erfolgreiche Ausbildung solcher Handelslehrer ist aber nur auf einer Handels-Hochschule möglich. Diese ist also in die Bresche gesprungen. Die Handels-Hochschule erfüllt eine Aufgabe, die an sich wohl dem Staate obläge. Es wäre begrüßenswert, wenn ihr dabei die — aber nicht nur hier — verdiente Anerkennung zuteil würde. In den Kreisen der Regierung hat man sich nur zögernd

mit dem Handels-Hochschulgedanken vertraut gemacht. Man hat es nicht ohne Bedenken anerkennen wollen, daß auch die volksreichste, wie in anderer Hinsicht für das Land so überaus bedeutsame, Stadt ein geistiges Zentrum braucht, das ihrer Eigenart entspricht. Jedermann weiß, was Baden bereits für drei Hochschulen ausgibt. Hier aber, wo sich entsprechend unseren modernen Bedürfnissen eine neue vierte entwickelt und genügende Proben ihrer Leistungsfähigkeit gegeben hat, liegt, das dürfte kaum bestritten werden, eine Ehrenpflicht des Staates vor, auch wirtschaftlich die Anstalt zu stützen, die ihm, wie erwähnt, unmittelbare Dienste leistet. Man sollte ihr dazu anderwärts die Gleichstellung mit den übrigen Hochschulen ausdrücklich bezeugen und ihr daher z. B. wie den preußischen, das Promotionsrecht gewähren. Das stolze Vermögen, dessen sich die Handels-Hochschule vor 1914 noch erfreuen konnte, ist wie andere Stiftungen in Rauch aufgegangen. Die Anstalt ist daher heute, von einem Zuschusse der Handelskammer abgesehen, ausschließlich auf die Stadt Mannheim als Erhalterin angewiesen. Wie angespannt aber heute der Haushalt einer Großstadt ist, weiß jeder. Der Plan der Errichtung eines eigenen Gebäudes für die Handels-Hochschule hat daher zurückgestellt werden müssen. Sie ist heute in sieben auseinanderliegenden Häusern untergebracht, was natürlich hemmend auf den Lehrbetrieb wirkt. Es fehlen auch andererseits schon vielfach die Mittel für eine weitere Ausgestaltung des Lehrplanes und andere Aufgaben, denen sich die Hochschule nicht entziehen darf.

Und . . . . trotzdem. Mannheim, und hoffentlich auch das Land werden die Mittel finden, um diese stolze Gründung der zielbewußten Bürgerschaft des südwestdeutschen Handelszentrums nicht zerfallen zu lassen, sondern weiter zu fördern. Die Worte des preußischen Königs, als er in tiefstem Unglücke seines Landes die Universität Berlin gründete „der Staat muß durch geistige Kraft ersetzen, was er an physischer verloren hat", sie werden heute und mit Recht häufig angeführt als auch für unsere Tage gültig. Wir Deutsche sind dabei mehr als unsere Ahnen auf die Erweiterung unserer wirtschaftlichen Kräfte angewiesen. Möge daher die Mannheimer Hochschule weiter blühen — und viele Schüler entsenden als wohl vorbereitete, treue Mitarbeiter an Deutschlands Wiederaufbau.

En echder Pälzer

En echder Pälzer kann kein Griesgram sein,
En echder Pälzer liebt en gude Drobbe Wein.
En echder Pälzer schneid' gern biss'l uff,
Maulserdich, wie er is, git er halt jedem druff.
En echder Pälzer awwer schteht mit Herz un Hand
Zu jeder Zeit aach ein fors deitsche Vaderland.

Adolf Weber, Mannheim



1. Ansicht der städt. Kunsthalle Mannheim

Die Neugestaltung der Mannheimer Kunsthalle

Von G. F. Hartlaub, Mannheim

Der Herbst des Jahres 1926 bedeutete einen Markstein in der Geschichte der Mannheimer Kunsthalle. War es doch endlich gelungen, für den Kunstverein, der seit dem Bestehen des Gebäudes die Hälfte des ersten Stockwerks einnahm, geeignete Räume in der sog. L.-Kirche zu finden. Nach der Übersiedlung des Vereins stand der städtischen Kunsthalle nun das ganze Haus zur Verfügung, in dem sie erst jetzt ihre Wirkungsmöglichkeiten voll entfalten und ihre Bestände der Öffentlichkeit in einer Weise zugänglich machen kann, wie es schon längst Wille und Absicht der Leitung war. Bisher konnten die Schätze der Sammlung, deren Grundsteine Fritz Wichert vor etwa 20 Jahren in weitblickender Großzügigkeit legte, aus Raummangel niemals gleichzeitig dem Publikum gezeigt werden. Manches Bild, das gut in den Plan der Galerie gepaßt hätte, mußte im Staub des Depots seit Jahren ein nutzloses Dasein führen. Andere Kunstwerke, darunter Lieblinge der Besucher, verschwanden von ihren gewohnten Plätzen, wenn die Säle des unteren Stockwerkes für die wechselnden Ausstellungen benötigt wurden, mit denen die Kunsthalle den Bewohnern Mannheims und Ludwigshafens im Lauf der Jahre so vielfach Anregung auf den Gebieten der freien und angewandten Kunst zukommen ließ. Erst jetzt, da der Mißstand des vielfachen Umhängens der Bilder durch die neu zur Verfügung stehenden Räume fortfallen konnte, wurde es möglich, einen Überblick zu gewinnen über alles, was die Kunsthalle dem Besucher zu bieten vermag. Erst jetzt wird es auch angehen, durch einen sorgfältig ausgearbeiteten Führer dem Publikum die Orientierung in den neugeordneten

Sälen zu erleichtern. Erst jetzt wird endlich jeder seine bevorzugten Bilder und Plastiken bei einem Rundgang immer wieder an derselben Stelle freudig begrüßen können.

In der städtischen Kunsthalle befinden sich bekanntlich nur Werke von Künstlern des 19. und 20. Jahrhunderts. Bilder aus früherer Zeit sind in der im Mai dieses Jahres neugeordneten Schloßgalerie vereinigt, die seit einigen Jahren gleichfalls der Leitung der städtischen Kunsthalle unterstellt wurde. Schon Wichert verfolgte den Plan, aus der neuen Sammlung ein ausgesprochen modernes Museum zu machen, nicht auf die Quantität, sondern einzig auf die Qualität der Erwerbungen sollte das Augenmerk gerichtet sein. Für die Industriestadt und ihre Bewohner kam es nicht darauf an, ein mit Studienmaterial überfülltes Museum zu schaffen, sondern der Bevölkerung, jedem einzelnen, sollte die Möglichkeit gegeben werden, sich mit erlesenen Werken der neueren und der zeitgenössischen Kunst bekannt zu machen und auseinanderzusetzen. Die Gründung des Freien Bundes zur Einbürgerung der bildenden Kunst, Führungen durch die Sammlung, Lichtbildervorträge in der „Akademie für Jedermann", alle diese Einrichtungen, die noch heute unverändert bestehen und sich alljährlich so lebhaften Zuspruchs aus allen Einwohnerschichten der Schwesterstädte Mannheim-Ludwigshafen erfreuen, sind die äußeren Mittel, den lebendigen Kontakt zwischen Kunstwerken und Beschauern zu wecken und zu befestigen. Die Grundsätze, die für den Aufbau der Sammlung entscheidend waren, bestimmten auch jetzt die Leitung der Kunsthalle bei der Neuordnung in den erweiterten Räumen. Sie sind auch für den Plan der Vorträge des freien Bundes, die jeweils im Oktober ihren Anfang nehmen, maßgebend und werden sicher vielen, die Ohren zu hören und Augen zu sehen haben, Stunden des freudigen Mitgehens und Miterlebens vermitteln.

Ein Museum für den Nichtfachmann, für den Laien also, will die Kunsthalle sein, eine Stätte der Erbauung, nicht der Ermüdung. Das zeigt sich einmal in ihrem Bestreben einer neuen übersichtlichen Anordnung des Materials, die es dem Besucher ermöglicht, bei einem Rundgang gewissermaßen die Entwicklung der Malerei seit etwa 1800 durch ihre einzelnen Perioden genau zu verfolgen, Perioden, die ja — zumal in den letzten 50 Jahren — sich so schnell ablösten, daß viele sich ihres Aufblühens und jähen Absterbens genau entsinnen werden. Zum anderen —



2. Blick in den ersten deutschen Meistersaal (Städt. Kunsthalle Mannheim)



3. Hans von Marées „Bildnis A. Hildebrand und Ch. Grant", 1870
(Städt. Kunsthalle Mannheim)

und darin liegt die Einzigartigkeit und Besonderheit der Sammlung — wird durch die fast verschwenderisch weite Art der Hängung jedem einzelnen Bild ein breiteres Daseinsrecht, ein weiterer Raum zum Atmen zugestanden als in den meisten anderen Museen. Es ist klar, daß die Wirkung für den Beschauer eine völlig andersartige sein muß, wenn das Auge an der mit Doppelreihen von Bildern gewissermaßen vollgepflasterten Wand mühsam den Ausschnitt festhalten muß, der gerade das Interesse und die Einbildungskraft erregt — oder wenn das Kunstwerk ein Einzeldasein im Saal führen darf, unbeeinträchtigt durch noch so würdige Nachbarschaft anderer Gemälde. In den Sälen der Mannheimer Kunsthalle hat man den Werken dieses Recht in weitgehendem Maße eingeräumt, nicht nur den Gemälden, sondern auch den Skulpturen, die jetzt aus dem sog. Behrens-Saal im Erdgeschoß in den ersten Stock versetzt und sinngemäß in den Sälen verteilt wurden. Daß man die Bilder ein jedes für sich wirken läßt, hat aber selbstverständlich nicht verhindert, bei der neuen Anordnung auf die geistige und zeitliche Zusammengehörigkeit der Bestände bei ihrer Verteilung in den einzelnen Sälen weitgehende und sorgfältige Rücksicht zu nehmen.

Folgt man dem vorgesehenen Rundgang durch die Räume des ersten Stockwerks, so kommt man rechts vom Treppenaufgang zunächst in zwei kleinere, hauptsächlich



4. Ludwig Richter: Wertheim a. d. Tauber, 1850 (Städt. Kunsthalle Mannheim)

den Malern der Biedermeierzeit aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gewidmete Räume. Hier fesseln einige hervorragende Werke der sog. Nazarener, jener romantischen malenden „Klosterbrüder", zunächst die Aufmerksamkeit, religiöse Gemälde von Steinle, Führich und Schnorr. Das Porträt des großen Landschafters dieser Epoche, Caspar David Friedrich im Atelier, von seinem Freund Kersting gemalt, zeigt uns die ganze Bescheidenheit, ja die gewisse Nüchternheit der Lebensbedingungen, die unsere Voreltern zur Zeit der Freiheitskriege umgab. Aber die Stimmung der Romantik meldet sich schon in den Landschaften eines Ludwig Richter, eines Rottmann, in den Werken von Schirmer. Die beiden Frühwerke von Hans Thoma, zarte Landschaften aus der Umgebung Roms, lassen ahnen, wie der badische Meister der Natur liebend naht und ihre intimsten Reize festzuhalten weiß.

Der geräumige sog. „Franzosensaal", den man nun betritt, faßt die stolzesten Namen des Impressionismus zusammen. Ihm galt vor allem Fritz Wicherts Sammeleifer, der hier, starken Widerständen zum Trotz, auserwählte Werke der berühmten



5. **Albert Lang: Landschaft, 1873** (Städt. Kunsthalle Mannheim)

Meister des 19. Jahrhunderts vereinigt hat. Die vielumstrittene „Erschießung Kaiser Maximilians" von Manet, wird schon durch ihr Ausmaß und den tragischen Gegenstand zunächst den Blick des Besuchers festhalten. Von Renoirs üppigem Blumenstück, den leuchtenden Stadtbildern eines Monet und Pisarro, dem duftigen Stimmungsbild eines Corot, den belebten Waldinnern Courbets wird er sich hier noch ganz besonders dem „Arbeiter" von Cezanne zuwenden, aus dem vielleicht zum erstenmal in der neuen Kunst ein Vertreter des Arbeiterstandes zum Beschauer spricht. Auf die Neuerwerbungen in diesem Raum, zwei Stadtansichten des schnell zu Ruhm gelangten Maurice Utrillo, sei noch besonders hingewiesen.

Der nun folgende erste deutsche Meistersaal wird an der einen Längswand fast ganz von Anselm Feuerbach beherrscht. Dem etwas akademischen „Hafis vor der Schenke" werden manche vielleicht die großartig finstere „Medea" des Meisters oder die spielenden Putten vorziehen. In diesem Saale finden sich Werke aus Thomas bester Zeit. Der Hirtenknabe, der in der Einsamkeit der Berge seiner Ziegenherde ein Liedlein bläst, wird gewiß nicht so leicht vergessen. Auch an die satte Ruhe des heißen Sommertages mit dem schwer bewölkten Himmel und die stillebenartige Pracht des großen Marktbildes, wird jeder, der sie einmal liebevoll betrachtet hat, gern zurückdenken. Von deutschen Realisten sind hier Wilhelm Trübner und Karl



6. Wilhelm Trübner: Tor von Stift Neuburg bei Heidelberg 1913 (Städt. Kunsthalle Mannheim)

Schuch mit auserlesenen Stücken ihrer Frühzeit vertreten. Das wahrhaft klassisch wirkende Doppelbild Hans von Marees, sowie das Frauenbild von Böcklins Hand sind andere starke Akzente in diesem feierlichen Raum.

An Skulpturen von Scharf und Lehmbruck vorüber führt der vorgesehene Rundgang den Besucher in den anderen Flügel der Kunsthalle und in den zweiten Saal, der den Künstlern der deutschen Hell- und Freilichtmalerei, des sog. Impressionismus gewidmet ist. Hier beherrschen Liebermann und Slevogt den Gesamteindruck. Liebermanns „Schweinemarkt" mit dem flimmernden Licht über Tieren und Menschen, sein packendes Selbstbildnis, der besonnte Garten und das in dunklen Tönen gehaltene holländische Motiv lassen die Vielseitigkeit des großen Malers ahnen. Slevogt hat die besonderen Schönheiten der Pfalz auf die Leinwand gebannt, Lovis Corinth ist mit Werken aus verschiedenen Schaffensperioden gut vertreten. Auch in diesem Saal finden wir Bilder von Trübner, außer der üppig blühenden Blumenhecke Eingang und Hauptgebäude des wohlbekannten Stiftes Neuburg bei Heidelberg. Von der jüngeren Generation, gewissermaßen als Auftakt zum nächsten Saal, sehen wir das wunderbar durchgeistigte Porträt Forels von Oskar Kokoschka und sein strahlend-farbiges holländisches Stadtbild aus allerjüngster Zeit.

Die leuchtende Farbigkeit ist wohl der erste Eindruck des Besuchers, der den nächsten, dem sog. „Expressionismus" gewidmeten Saal betritt. Hier kommen außer den längst anerkannten „Vätern" dieser Bewegung, dem Schweizer Hodler und dem Norweger Munch, die Begabtesten der jungen Generation zur Geltung. Kirchner, Heckel, der im Kriege hingeraffte Franz Marc, Emil Nolde, der Russe Chagall, sie



7. Hans Thoma: Landschaft mit Wolken, 1893 (Städt. Kunsthalle Mannheim)

alle, denen das seelische Erlebnis in Form und Farbe nach Gestaltung drängte, grüßen von den Wänden. Zwischen diesen Bildern sprechen Lehmbrucks, des gleichfalls schon verstorbenen genialen Bildhauers steinerne und bronzene Werke die gleiche Sprache.

Der kleine Saal, der sich anschließt, zeigt Gemälde, die gewissermaßen Vorklänge und Übergänge vermitteln. Wir finden Carl Hofer, Weißgerber — auch ein Opfer des Weltkrieges — Pellegrini und andere. Den Jüngsten der malenden Generation ist der letzte Raum im Oberstock vorbehalten. Die bittere Nachkriegsstimmung, die das Seelische vernichtete und unterdrückte, führte die Künstler zu einem neuen, dem Sachlichen zugewandten Realismus in Form und Inhalt. Am meisten wird diese



8. Georg Scholz:
Landschaft bei Grötzingen
(Städt. Kunsthalle Mannheim)



9. Adolf Hildenbrand:
Landschaft am Oberrhein
(Städt. Kunsthalle Mannheim)

neue Art der Darstellung durch Otto Dix, George Grosz und Georg Scholz verkörpert, während sich in Beckmanns Bildern verschiedenartige geistige Elemente mischen und kreuzen.

Im unteren Stockwerk hat die Leitung der Kunsthalle nur die große Oberlichthalle für die ständige Sammlung vorbehalten. Den badischen Malern ist aber außerdem im sogenannten westlichen Anbau Raum für eine ständige Ausstellung der Mannheimer Erwerbungen eingerichtet. Man sieht neben anerkannten Führern wie Haueisen, Hildenbrand, Babberger, Schindler, Hagemann usw. manche junge Begabung in erfreulicher Entwicklung, darunter Mannheimer wie Fuhr, Stohner, Otto, Papsdorf u. v. a. Das große religiöse Gemälde unseres einheimischen W. Oeser beherrscht in wirksamster Weise den ganzen Raum, der als Ganzes beweist, welche Aufmerksamkeit die Kunsthalleleitung der einheimischen Künstlerschaft und ihrem Schaffen zuwendet.

Alle übrigen Räume im Erdgeschoß sollen fortab den wechselnden Ausstellungen der Kunsthalle vorbehalten bleiben. Freilich, bei fortschreitender Erweiterung der Sammlungen wird die gegenwärtige glückliche Aufteilung der Räume nicht bestehen bleiben können. Nur ein Neubau nach dem Friedrichsplatz zu, so wie ihn die Reiß-Stiftung vorgesehen hat, wird auf die Dauer der Weiterentwicklung der so kraftvoll begonnenen Kunstsammlung Mannheims genügen können. Auf ihn müssen die Hoffnungen unserer Kunstfreunde gerichtet sein.

Am Haardtrand e Häusel ...

Am Haardtrand e Häusel im Rewegerank,
Im roschtrote Herbschtlaab verschteckelt,
Im niedere Schtübbche am Offe e Bank,
Wo schnorrend e Kätzel sich räckelt!
E Uhr, wo verschloofe de Zeitelaaf tickt,
Im Käffig 'n Buchfink, wo Körner sich pickt,
Im trauliche Eckel drei Schtühl unn 'n Tisch
E Vertelche Riesling, drei Mücke unn ich!

De Wert in de Einschänk schnarcht laut vor sich hin,
Im Holzkaschte raschelt e Mäusel,
Am letschte Geraniebusch latzt sich e Bien,
E Schpinn webt am Fenschter ihr Häusel!
Die Langweil, die werd m'r wahrhaftig zu dumm,
Die Sehnsucht unn 's Warte, die bringe mich um,
Erscht trink ich mein Vertel, wo gar nit mehr frisch,
Dann fang ich die Mücke unn ärger dann mich!

Uff eenmol gebt 's Lewe: die Wertstür fliegt uff,
De Buchfink e Liedche dut schmettre,
Die Schpinn saust wie b'sesse de Webfade nuff,
Die Katz vun ihr'm Bänkche dut klettre,
De Wert schteigt in 's Kellerverließ uff Befehl,
Im Eckel vum Schtübbche, do werd 's jetzt fidel,
Dann 's sinn jetzt vereint in de trauliche Nisch:
E Fläschel Traminer, mein Mädel unn ich!

Hanns Glückstein, Mannheim

Mannheimer Schulsystem und Mannheimer Volksschule

Von Anton Sickinger, Mannheim

Nach Artikel 146 der Reichsverfassung vom 11. August 1919 ist für die Aufnahme eines Kindes in eine bestimmte Schule Anlage und Neigung, nicht die wirtschaftliche und gesellschaftliche Stellung oder das Religionsbekenntnis seiner Eltern maßgebend. Und § 1 des Reichsgesetzes für Jugendwohlfahrt vom 9. Juli 1922 bestimmt: „Jedes deutsche Kind hat ein Recht auf Erziehung zur leiblichen, seelischen und gesellschaftlichen Tüchtigkeit".

Im Ausbau der Schul- und Bildungsanstalten in der Richtung dieser beiden Grundforderungen ist schwerlich eine deutsche Großstadt weiter fortgeschritten als die Stadt Mannheim. Die hervorstechendsten Merkmale des Gesamtschulwesens der Rhein-Neckarstadt sind: die Gemeinschaftsschule, in der die Schüler nur im Religionsunterricht nach dem Bekenntnis geschieden sind; reiche Mannigfaltigkeit der Bildungswege für beide Geschlechter vom Kindergarten bis zur Hochschule mit zahlreichen Übergangsmöglichkeiten; völlige Unentgeltlichkeit des Unterrichts und Lernmittelfreiheit in der Volksschule und der allgemeinen Fortbildungsschule; mäßiges Schulgeld sowie ausgiebige Schulgeldermäßigung und -befreiung in den höheren Lehranstalten; Förderung tüchtiger minderbemittelter Schüler durch öffentliche Zuwendungen.

Mit den umfassendsten Mitteln wird die Verwirklichung der Forderung, einem jeden Gelegenheit zu geben, sich zu einem Höchstmaß persönlicher Kultur und gesellschaftlicher Leistungsfähigkeit nach Maßgabe seiner Anlagen und seiner Willensenergie auszubilden, von der Volksschule angestrebt, die 90 bis 95 Prozent der künftigen Staatsbürger mit der grundlegenden Bildung für Beruf und Leben auszurüsten hat. Diese Aufgabe wird der Volksschule durch die starken Unterschiede in der Bildsamkeit der Schülerschaft ungemein erschwert.

Die Gesamtheit der im schulpflichtigen Alter stehenden Kinder weist hinsichtlich des Grades der Förderungsfähigkeit im Klassenunterricht eine zweifache Verschiedenheit auf. Eine Verschiedenheit, die in der fortschreitenden Reife des einzelnen Schülers, also in der Verschiedenheit des Alters begründet ist. Sodann eine Verschiedenheit der Veranlagung bei Schülern gleicher Altersstufe. Der durch den Altersunterschied bedingten Differenz der Bildungsfähigkeit sucht die Höhengliederung des Schulkörpers Rechnung zu tragen; ihre entwickeltste Form ist bei der achtjährigen Schulpflicht der achtstufige Klassenaufbau.

Wie wenig aber selbst bei dieser vollkommensten Art der Höhengliederung das der Pflichtschule gesteckte Ziel, alle ihre Schutzbefohlenen bestmöglich zu fördern, erreicht wird, dafür liefert u. a. den ziffermäßigen Nachweis die im Statistischen Jahrbuch für den preußischen Staat veröffentlichte Abgangsstatistik vom 24. Mai 1911. Hiernach hatten von den aus den bestorganisierten Volksschulen Preußens entlassenen Schülern nur 45 Prozent, also nicht einmal die Hälfte,

die Abteilung des achten Schuljahres, das Vollziel der Schule, erreicht. Von den übrigen 55 Prozent waren 26 Prozent zur Abteilung des siebenten Schuljahres gelangt: einmalige Repetenten; 18 Prozent nur zur Abteilung des sechsten Schuljahres: zweimalige Repetenten; 8,8 Prozent, also nahezu ein Zehntel, nur zur Abteilung des fünften Schuljahres: dreimalige Repetenten; 2,2 Prozent nur zur Abteilung des 4. usw. Schuljahres: vier- und mehrmalige Repetenten.

Eine Riesensumme geistiger und sittlicher Kraft wird auf solche Weise schnöde vertan. Nicht bloß, daß die zum Sitzenbleiben verurteilten Stiefkinder der Volksschule mit einer verstümmelten und verkrüppelten Bildung ins Leben und in die Berufsschule treten, das Folgenschwerste ist, daß sie hinaustreten in den Lebenskampf ohne Gewöhnung an geregeltes, angestrengtes Arbeiten, ohne Erwerb jenes Pflichtgefühls, das auch im einfachsten Berufe erstes Erfordernis ist, ohne Vertrauen zur eigenen Kraft, ohne Arbeitswilligkeit und ohne Arbeitsfreudigkeit. Ist es da zu verwundern, daß diese Menschenkinder zu einem großen Teil der Verwahrlosung und der Kriminalität verfallen? Hier bedarf es eines durchgreifenden Vorgehens.

Damit der Unterricht allen Schülern das bieten kann, was ihnen gemäß ist, muß bei der Klassenorganisation außer der durch die Verschiedenheit des Alters bedingten Differenz der Förderungsfähigkeit noch die Differenz berücksichtigt werden, welche Kinder der gleichen Altersstufe aufweisen. Durch schulärztliche und seelenkundliche Massenuntersuchungen sowie durch vielseitige Beobachtungen und Feststellungen bei der Unterrichtsarbeit ist klar erwiesen: In der Volksschule, die im Gegensatz zur höheren Schule kein Ablehnungsrecht hat, stellen innerhalb der gleichen Altersstufe die Schülerindividuen hinsichtlich des Grades der Begabung eine gleitende Skala dar vom hochbefähigten bis herab zum abnorm schwachbefähigten Kinde. Innerhalb dieser Spannweite lassen sich vier Hauptgruppen unterscheiden: die Gruppe der Durchschnittsschüler, 50—60 Prozent eines Jahrgangs; die Gruppe der über den Durchschnitt sich erhebenden Schüler, 20—25 Prozent, von diesen 1—2 Prozent ungewöhnlich gut befähigte; die Gruppe der unter dem Durchschnitt befähigten aber immer noch zur normalen Breite zu rechnenden „schwachnormalen“ Schüler, 20—23 Prozent (= der Hauptteil der Repetenten); die Gruppe der sehr weit unter den Durchschnitt absinkenden abnormschwachen Schüler, 1—2 Prozent einer Altersstufe.

Dieser naturgegebene, allgemein menschliche Tatbestand erfordert für die Pflichtschule eine Ergänzung der Höhengliederung des Schulkörpers durch eine differenzierte Verwendung der in einem großen Schulganzen vorhandenen Breitengliederung (Parallelabteilungen). Anstatt die Schüler nach rein zufälligen äußeren Gesichtspunkten auf die Parallelen zu verteilen, sind sie mit Bedacht nach Begabungsgrad und Entwicklungstempo zu gruppieren. So entstehen homogene Lern- und Arbeitsgemeinschaften. Der Klassenunterricht nähert sich der Wirkung des Einzelunterrichts.

Den umfassendsten Versuch einer solchen Rationalisierung der Schüleraufteilung eines großen Volksschulkörpers stellt das Mannheimer Schulsystem dar. Sein in einer 25jährigen Entwicklung erreichter Ausbau sei in einem Querschnitt durch die gegenwärtigen Einrichtungen der Mannheimer Volksschule veranschaulicht. Der Gesamtschulorganismus umfaßt folgende parallelen Organsysteme:

1. Hauptklassen (achtstufiges System) für Normalbegabte.
2. Schwerhörigenklassen (achtstufiges System) für schwerhörige Normalbegabte.

3. Förderklassen (sieben- und sechsstufiges System) für Schwachnormale.
4. Hilfsklassen (sechsstufiges System) für krankhaft Schwachveranlagte.
5. Fremdsprachliche Klassen (5. bis 8. Schuljahr) für Besserbefähigte.
6. Übergangsklassen für bestbefähigte Sprachklassenschüler nach den höheren Lehranstalten (7. und 8. Schuljahr).
7. Schulkindergärten (als Vorstufe) für schulpflichtig gewordene, aber noch nicht unterrichtsreife Kinder.

Die aufgeführten Klassenarten sind organische Glieder der einen unentgeltlichen Gesamtvolksschule; sie stehen untereinander in der Weise in Wechselbeziehung, daß die Schüler bei eintretender Verbesserung oder Verschlechterung von einer Klassenart in eine andere übertreten können. Gemäß dem mehr und mehr sich zur Anerkennung durchringenden Grundsatz: „Je ungünstiger die innere und äußere Individuallage eines Kindes ist, desto günstiger müssen die Unterrichts- und Erziehungsbedingungen gestaltet werden", sind den Hilfsklassen, Förderklassen und Schwerhörigenklassen als Vergünstigungen zugewiesen: geringere Besetzungsziffer, für die eigenartige Aufgabe besonders sich eignende Lehrer, entsprechende Bewegungsfreiheit des Lehrers im Ausmaß und Tempo der unterrichtlichen Forderungen, sukzessiver Abteilungsunterricht, das ist ein in gewissen Stunden für den schwächeren wie für den leistungsfähigeren Teil der Klasse zeitlich getrennter Gruppenunterricht, verstärkte Berücksichtigung bei den der Schule angegliederten Wohlfahrtseinrichtungen.

Durch die dargelegte Differenzierung nach Leistungsfähigkeit wird entsprechend einer im höheren Schulwesen, im Berufs- und Hochschulwesen längst vollzogenen Weiterentwicklung auch auf dem Gebiet der Volksschule der Begriff „Schule" vermannigfaltigt und bereichert. Denn unzweifelhaft ist dasjenige Schulsystem das vollkommenste, das die meisten Entwicklungsmöglichkeiten darbietet in Verwirklichung der ebenso gerechten als erfolgssteigernden Forderung: Nicht allen das Gleiche, sondern jedem das Angemessene. Menschlichkeit und erhöhte Fürsorge dem Schwachen, damit auch er mit seinen bescheidenen Gaben zur freudigen Teilnahme an der Schularbeit wie an den Aufgaben der Gesellschaft befähigt werde. Freie Bahn aber auch dem Talente, jedem Talente von jedweder Herkunft, daß es sich selbst genügen und mit allen Kräften dem Ganzen dienen lerne.

Zur naturgemäßen Gliederung der Schülermasse müssen aber, damit die von der Mannheimer Schulorganisation gewollte Verbesserung der Volksschularbeit in vollem Maße erreicht wird, noch weitere förderliche Einrichtungen treten. Vornehmlich solche, die auf eine Hebung der allgemeinen Lebens- und Leistungsfähigkeit der Schüler gerichtet sind. Aus dem reichen Kranze humaner Einrichtungen, deren sich die Mannheimer Volksschule zu erfreuen hat, seien herausgehoben:

1. Unentgeltliche Sprachheilkurse für stammelnde und stotternde Kinder.
2. Unentgeltlicher Spezialunterricht für die durch ein Gebrechen am Schulbesuch behinderten sowie für die im Lungenspital untergebrachten oder zu längerem Aufenthalt im Krankenhaus gezwungenen Kinder.
3. Freifahrt auf der Straßenbahn für schwächliche Schüler der Hilfsklassen, Förderklassen und Schwerhörigenklassen, wo die zentralisierte Einschulung dies erheischt.

4. Zur Ergänzung des Turnunterrichts der verbindliche Spielnachmittag für alle Klassen (seit 1908) und Schülerwanderungen im Odenwald.
5. Ein alljährlich stattfindendes Spielfest, abwechselnd für die Knaben und die Mädchen der obersten Klassenstufe mit Wettkämpfen um ein Ehrenbanner und einen Ehrenschild.
6. Zur Gewöhnung an regelmäßige Hautpflege Brausebäder in den Schulhäusern mit sogen. halbem Badezwang; die erforderlichen Wäschestücke werden kostenlos gestellt.
7. Verbindlicher Schwimmunterricht für Knaben und Mädchen des sechsten Schuljahres im städtischen Hallenschwimmbad (seit 1921).
8. Versorgung schwächlicher Kinder in Ferienkolonien, im Solbad, im städtischen Kindererholungsheim Neckargemünd und auf zahlreichen anderen Erholungsstätten.
9. Überwachung der gesundheitlichen Verhältnisse durch Schulärzte und -ärztinnen im Hauptamt, Führung von Personalbogen, Verteilung von Merkblättern über die schädlichen Wirkungen des Alkohols.
10. Unentgeltliche Schulzahnpflege durch ein Abkommen der Stadt mit dem Verein der Zahnärzte.
11. Verabreichung von warmem Frühstück und von täglichem Mittagessen an gesundheitlich bedürftige Kinder während des ganzen Jahres.
12. Städtische Kinderhorte für die der häuslichen Hut tagsüber entbehrenden Kinder, mit Verabreichung von Mittagessen und Vesperbrot.
13. Wirksame Mithilfe der Organe der Schule bei Durchführung des Reichsgesetzes über die Kinderarbeit und des Reichsjugendwohlfahrtsgesetzes.
14. Lehr- und Arbeitsstellenvermittlung durch planmäßige Fühlungnahme zwischen Eltern, Lehrern, Schularzt, Jugendamt, Arbeitsamt und Fürsorgeverein für geistig zurückgebliebene Kinder.

Zur *günstigeren Gestaltung der inneren und äußeren Arbeitsbedingungen* tragen bei: unentgeltliche Lieferung sämtlicher Lernmittel auf Wunsch der Eltern; für jede Klasse ein eigener Lehrer und ein eigener Unterrichtsraum; eine erträgliche Klassenbesetzungsziffer infolge rechtzeitiger Erstellung der durch die starke Vermehrung der Schülerzahl in der Vorkriegszeit erforderlichen Unterrichtsräume; Bildung von Begabungsabteilungen innerhalb des Klassenverbandes durch den oben gekennzeichneten sukzessiven Abteilungsunterricht auch in den Hauptklassen (1. bis 5. Schuljahr); organisierter Nachhilfeunterricht für besondere Fälle; in den Klassen der Schwächeren die bereits aufgeführten Vergünstigungen.

Der Entwicklung der *gestaltenden und der schöpferischen Kräfte* der Schüler dienen im besonderen: ein vom fünften Schuljahr an durch Fachlehrer erteilter Zeichenunterricht und wahlfreie Gelegenheit für bestbefähigte Zeichner zur Weiterbildung nach künstlerischen Zielen; systematischer Knabenhandarbeitsunterricht in Schulwerkstätten als Gegenstück zum Mädchenhandarbeitsunterricht; Pflege des Werkunterrichts, das ist der Anwendung der Handgeschicklichkeit in den verschiedenen Unterrichtsfächern zur Ergänzung und Ersetzung des mehr passiven, mittels Buch und Wort bewirkten Lernens durch selbsttätiges Erarbeiten des Wissens und zur Steigerung des Wissens zum Können; auf allen Klassenstufen heimatkund-

liche Unterrichtsausgänge in die Stadt und deren nähere und weitere Umgebung; planmäßiger Besuch der städtischen Sammlungen.

Von den Veranstaltungen zur Pflege der Empfänglichkeit für das Schöne und zur Belebung und Vertiefung des gesamten Unterrichts seien hervorgehoben: dramatische und musikalische Aufführungen im Nationaltheater und im Rosengarten; Schülerkonzerte des Ausschusses für Volksmusikpflege; unentgeltliche Singschule für entsprechend begabte Kinder; Lichtbildervorträge und Filmvorführungen; engere Verbindung der freien Lektüre (Schülerbüchereien) mit den einzelnen Unterrichtsgebieten; Blumenzucht in den Mädchenklassen.

Im Dienste der zeitgemäßen Fortbildung der Lehrerschaft stehen: eine zentrale Lehrerbücherei und Handbüchereien in den einzelnen Schulabteilungen; Ausnützung der an der Handelshochschule eingerichteten Professur für Philosophie, Psychologie und Pädagogik zum Zweck der Vertiefung der Lehrerbildung; unentgeltliche Ausbildungskurse in Zeichnen, Werkstattunterricht und Werkunterricht, sowie auf den verschiedenen Gebieten der Leibesübung einschließlich des orthopädischen Turnens.

Zur Beratung der Lehrerschaft und zur Förderung ihrer Arbeit sind dem Stadtschulamte einzelne Fachberater im Hauptamt beigegeben: für den Zeichen- und Werkunterricht; für den Mädchenhandarbeitsunterricht; für den Unterricht in Leibesübungen; für die unter Leitung des Instituts für Psychologie und Pädagogik an der Handelshochschule zu erfüllenden psychologischen Aufgaben zwecks gerechter Beurteilung und Einweisung der Kinder in die entsprechenden Klassenarten.

Über die Wirkungen einer nach den Grundsätzen des Mannheimer Schulsystems durchgeführten Gliederung der Schülermasse seien aus der Fülle der vorliegenden Bekundungen zwei auf umfassender Beobachtung fußende amtliche Urteile mitgeteilt, die sich im besondern über die im Dienste der schwachnormalen Schüler stehenden Förderklassen aussprechen:

1. Aus dem Inspektionsbericht des Kreisschulamtes Mannheim vom Jahre 1910, in dem ausdrücklich bemerkt wird, daß die dargelegte Auffassung sich mit der der Förderklassenlehrer, namentlich solcher übereinstimme, die die Förderklassen und ihre Leistungen aus jahrelanger Kenntnis zu beurteilen verstehen:

„Würden die Kinder der Förderklassen in den Normalklassen mit ihrer großen Klassenfrequenz und ihren durch den amtlichen Unterrichtsplan hochgespannten Anforderungen sitzen, so könnte ihnen einmal der Lehrer nicht die gerade geringbegabten Schülern so nötige Beachtung und Aufmerksamkeit schenken, sondern sie würden für die Förderung der normalbeanlagten Schüler geradezu einen Hemmschuh, einen unerträglichen Ballast für den Fortgang des Unterrichts bilden, abgesehen davon, daß sie selbst erfahrungsgemäß bei den vielen sie geistig weit überragenden Schülern mutlos werden und alles Selbstvertrauen und die Freude an der Arbeit gar bald einbüßen; sie bilden dann nur noch eine träge Masse, die mit keinen Mitteln zur Arbeit und zur Aufmerksamkeit zu bringen ist. Anders in den Förderklassen. Bei der niedrigen Schülerzahl, die unseres Erachtens allerdings noch mehr beschränkt werden müßte, hat der Lehrer mehr Gelegenheit, sich mit dem einzelnen Schüler zu beschäftigen, ihn anzueifern und zu fördern, Lücken in seinem Wissen und Können aufzufinden und auszufüllen; durch eingehende Beobachtung des einzelnen ist er in die Lage versetzt, einen außerordentlichen Einfluß auf die Entwicklung seines Charakters auszuüben, kurz: der erzieherische Einfluß des Lehrers kann hier außerordentlich viel mehr in Erscheinung treten als in der Normalklasse. Der Schüler ist hier ferner mit seinesgleichen beisammen, die ihn an geistigen Fähigkeiten nicht überragen, er kann mit ihnen konkurrieren in jeder Beziehung; manche Beschämung bleibt ihm erspart, er gewinnt wieder Vertrauen zu sich und seiner Leistungsfähigkeit. Mit dem wachsenden Selbstvertrauen wächst auch die Leistungsfähigkeit, und es wird auch sein Können in überraschender Weise gefördert. Man darf nur die frohen Gesichter dieser Schüler gesehen haben, den Stolz, der bei einer rich-

tigen Antwort aus ihnen spricht, so wird man gewiß zugeben, daß diese geistig so gering Bedachten, die in anderen Schulen scheu und gedrückt in ihren Bänken sitzen, sich hier in den Förderklassen recht wohlfühlen. Wir halten aus diesen Erwägungen heraus gerade das Förderklassensystem neben dem System der Hilfsklassen für anormal gering beanlagte Kinder für die segensreichste Einrichtung der Mannheimer Volksschule und würden auf Grund unserer Erfahrungen es tief beklagen, wenn auch nur der Versuch unternommen würde, an dieser bewährten Einrichtung zu rütteln. Denn gerade wenn wir den Einfluß der Förderklassen auf die Leistungen der Normalklassen einer Prüfung unterziehen, so müssen wir zu dem Schlusse kommen, daß ohne das Vorhandensein der Förderklassen auch die Leistungen der Normalklassen nicht denkbar wären, und daß die Mannheimer Schule heute nicht auf einem so hohen Stande der Leistungsfähigkeit stehen würde, wenn nicht eine Sonderung der Schüler nach der Befähigung vorgenommen werden könnte."

2. Aus dem Bericht des Magistrates über den Stand der Gemeinde-Angelegenheiten der Stadt Frankfurt a. M. in den Verwaltungsjahren 1924—26:

„Der 1919 begonnene Ausbau von Förderklassensystemen für schwachnormale Kinder erreichte im Schuljahr 1925/26 mit 117 Klassen und 2836 Kindern seinen Abschluß. Ostern 1926 wurden zum erstenmal Kinder entlassen, die den gesamten Förderklassenzug von 7 Klassen durchlaufen hatten. Eine Nachprüfung der ersten (obersten) Förderklassen hatte durchweg recht erfreuliche Ergebnisse, zwischen den Kindern und den Lehrkräften bestand ein überaus herzliches Verhältnis. Fast alle Kinder waren im Wissen und Können für eine einfache Lebensführung ausreichend gefördert. Besondere Hervorhebung verdienen die auf erzieherischem Gebiete, besonders hinsichtlich Sauberkeit, Ordnung, Pünktlichkeit, Anstelligkeit und Fleiß, erzielten Ergebnisse. In einigen Fällen ist es den Lehrkräften der Förderklassen gelungen, selbst solche Kinder, bei denen sich bereits schwerwiegende Verwahrlosungserscheinungen gezeigt hatten, auf den rechten Weg zurückzubringen."

Die Werbekraft der Forderung „Organisiere naturgemäß", damit die Forderung „Unterrichte naturgemäß" für alle Begabungsgrade in der Volksschule verwirklicht werden kann, erfuhr eine nachhaltige Stärkung durch die Verhandlungen des 1. internationalen Kongresses für Schulhygiene in Nürnberg (1904) über „Die Organisation großer Volksschulkörper nach der natürlichen Leistungsfähigkeit der Kinder". Den Grundton der eingehenden Erörterung bildete die Hervorhebung der Bedeutsamkeit des Vorgehens in Mannheim für die Frage der in erzieherischer, gesundheitlicher und sozialer Hinsicht zur Lösung drängenden organischen Ausgestaltung großer Volksschulganzen. Die Schulorganisationsfrage erhielt durch Nürnberg mit einem Schlage internationalen Charakter. Das Tempo, in dem sich das Abrücken vom bisherigen uniformen zum differenzierten Schultyp vollzog, prägt sich in folgenden Zahlen aus: 1906 betrug die Zahl der bekanntgewordenen Orte mit Einrichtungen im Sinne des Mannheimer Schulsystems 23, 1909: 59. Inzwischen ist die Zahl trotz der schweren Hemmnisse der Kriegszeit und der Kriegswirkungen auf über 150 gestiegen *). Sachsen und Hessen haben die Gliederung großer Volksschulkörper nach Begabung und Leistung bereits gesetzlich verankert. Von den Orten, die sich für den differenzierten Schultyp entschieden haben, seien genannt: Altona, Bonn, Braunschweig, Charlottenburg, Coburg, Darmstadt, Dresden, Elberfeld, Erfurt, Erlangen, Frankfurt a. M., Freiberg i. S., Fürth i. B., Gießen, Halberstadt, Kiel, Köln, Leipzig, Ludwigshafen a. Rh., Magdeburg, Mainz, Nordhausen, Nürnberg, Oldenburg, Plauen i. V., Rüstringen, Stettin, Wien.

---

* Genaueren Aufschluß über alle einschlägigen Fragen erteilen die Schriften: 1. Dr. Sickinger, „Arbeitsunterricht, Einheitsschule, Mannheimer Schulsystem." Leipzig 1920, Quelle und Meyer. 2. Dr. Sickinger, „Zur Geschichte der Förderklassen — 25 Jahre Mannheimer Schulsystem" — Langensalza 1926, Jul. Beltz.



phot. H. Reil, Mannheim

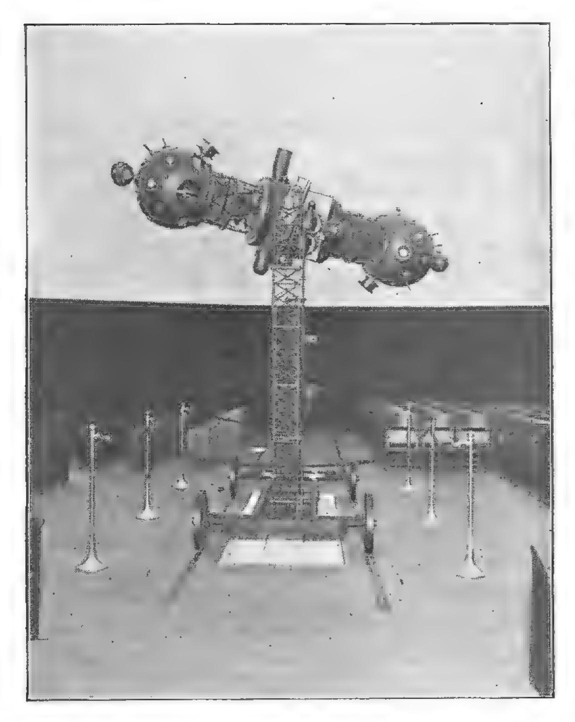
Tannenwäldchen bei der Kiesgrube, Mannheim-Rheinau (Ölbild) — Richard Papsdorf, Mannheim



Geh. Generalkonsul Karl Reiß † (Ölbild) Otto Propheter, Karlsruhe
Ehrenbürger von Mannheim

Das Zeiß-Planetarium Mannheim

Von Otto Klauser, Mannheim



Am 22. März 1927 wurde das neue Planetarium durch die Vertreter der städtischen Körperschaften der Öffentlichkeit übergeben. Der tempelartige Kuppelbau im unteren Luisenpark kündet schon an sich seine Bestimmung an: den künstlichen Himmelsdom zu bergen. Der Bau ist außen in leichtem Rot gehalten, passend zum Grün der Bäume und Wiesenflächen. Man gelangt über die Vortreppe zunächst in die blau abgestuft getönte Vorhalle, von dort in den eigentlichen Vorführungsraum, der auch ohne das sternenbesäte Firmament mit seiner gewaltigen Kuppel ein eindrucksvolles Symbol des Himmelsdomes ist.

Das Zeiß-Planetarium, das seit 1924 im Deutschen Museum in München steht und Tausende entzückte, erreichte noch nicht den Grad technischer Vollkommenheit, wie es heute bei den neuen Instrumenten der Fall ist. Eine Reihe deutscher Städte hat in voller Würdigung des kulturellen Werts, zum Nutzen ihrer Einwohner und zum Ruhm ihrer Verwaltung, solche Planetarien eingerichtet. Es war mit der ersten Ausführung des Instruments eben nur möglich, den Himmel gerade nur über München z. B. zu zeigen, man konnte sich aber nicht an den Nord- oder Südpol, nicht an den Äquator oder an einen beliebigen Ort der Erde versetzt denken, um den Himmel und das Geschehen an ihm so zu sehen, wie es sich in jenen Breiten uns darstellt. Die neue Ausführung bietet diese Verwendungsmöglichkeiten und noch vieles andere mehr. Um aber den Südhimmel völlig wiedergeben zu können, mußte die frühere Apparatur in zwei symmetrischen Hälften ausgebildet werden.

Die Konstruktion

Betritt man den Betonkuppelraum von 25 m Durchmesser — 3 m vom Boden weg ist er völlig mit Leinenstoffbahnen ausgekleidet, — so fällt uns zunächst der Apparat in der Saalmitte auf, der sich wie eine Riesenhantel etwa 5 m über dem Boden erhebt. Das Bild zeigt, wie er in einem Eisengestell an einer wagrechten Achse aufgehängt ist. An dieser Achse sind Elektromotore anmontiert, die die „Wälzung" der Apparatur um diese Wagrechtachse, aber auch die Drehung um die Polarachse (siehe folg. Bild) im Sinn der scheinbaren Umdrehung des Himmelsgewölbes, d. h. entgegengesetzt der Erddrehung, veranlassen.

Das Eisengerüst, dessen Räder auf Schienen laufen, kann zu jeder Zeit zur Seite gefahren und damit der Saal für Lichtbild- oder Kinovorführungen (Schulkino) freigemacht werden. Die zwei Halbkugeln jener „Hantel" geben uns den Fixsternhimmel der Nord- und Südhalbkugel. Um in unserem Himmelsgewölbe die Fixsterne bis herunter zur 6,2 Größe, also diejenigen, die ein normal empfindliches Auge bei Abwesenheit von störendem Licht und Dunst gerade noch erkennen kann, sichtbar zu machen, ist im Mittelpunkt jeden Fixsternkörpers eine Glühlampe von je 1000 Watt Stromverbrauch eingesetzt. Wir sehen im Bild an den Kugeln „Glasaugen". Das sind Projektionsapparate — 32 i. g. —, von denen jeder eine Bildplatte enthält, auf deren Silberschicht die Fixsterne eines bestimmten Himmelsgebiets ihrer Größe entsprechend in feinen Öffnungen einretouchiert sind. In ihrer Gesamtheit bilden sie sich als Himmelsgewölbe ab. Im ganzen werden so etwa 5400 Sterne mit beiden Fixsternkugeln abgebildet.

Damit man sich da zurechtfindet, sind noch zwei weitere Projektionsapparaturen erforderlich gewesen; sie enthalten Platten mit den Sternbildnamen und sitzen auf den Halbkugeln wie der Kugelknopf auf dem früheren Artilleriehelm. Sie machen den künstlichen Himmel zur Sternkarte.

Außer den Fixsternen gelangen eine Reihe von Sternhaufen und Nebeln zur Darstellung, es seien nur erwähnt der Andromedanebel, Orionnebel, Praesepe und die beiden Wolken am südlichen Sternhimmel. Besondere Bildwerfer stellen die Milchstraße dar. Außerordentlich interessant ist die Projektion des Liniennetzes und des Meridians. Das Liniennetz zeigt die Ekliptik, den Äquator und die Parallelkreise bis ±20°. Die Ekliptik ist nach Monaten und Tagen eingeteilt, so daß man am jeweiligen Sonnenstand gleich das Datum ablesen kann (Jahresuhr). Am Meridian läßt sich die Polhöhe einstellen und die Veränderung der Mittagshöhe der Sonne durch die Jahreszeiten verfolgen. Gewiß Dinge, die für jeden Besucher instruktiv sind. Die Einteilung des Äquators nach Stunden erlaubt endlich in Verbindung mit der Stellung der Sonne leicht die Feststellung der Beobachtungszeit (Tagesuhr). Ein besonderes Zählwerk gestattet die Ablesung der Jahreszahl. Mit allen diesen Vorrichtungen kann man den Himmelsanblick für jedes Jahr, jede Stunde und Minute einstellen.

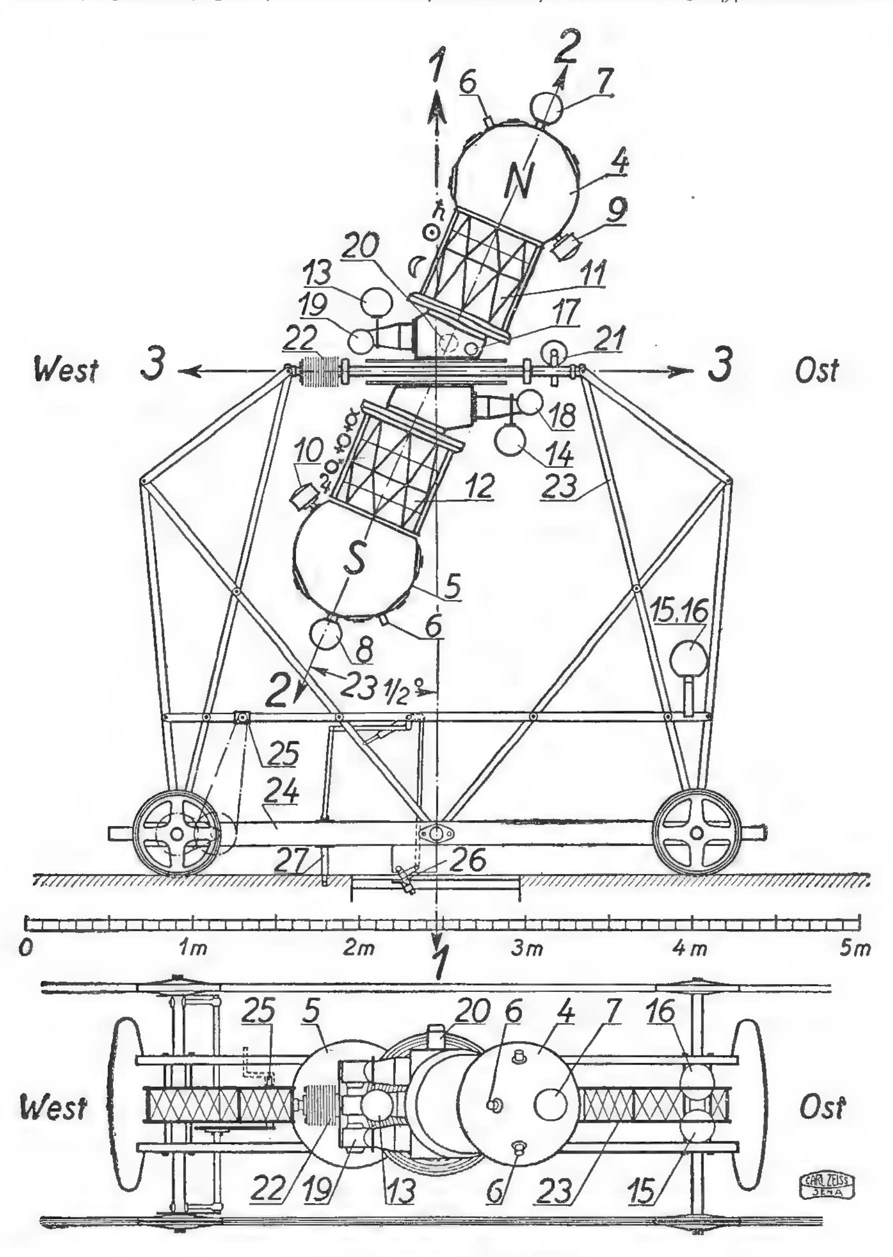
Die Planetenapparatur mit Mond und Sonne

In den Zylindern 11 u. 12 der nachfolgenden Abbildung haben wir die Mechanismen für Sonne, Mond und die Planeten vor uns. Dort sehen wir, wie die Apparaturen in Stockwerken übereinander angebracht sind, damit nicht die Lichtwirkung z. B. durch Verdeckung der Beleuchtungskörper durch Triebstücke beeinträchtigt werde.

In Anbetracht ihrer vom Fixsternhimmel unabhängigen Eigenbewegung brauchen die Wandelsterne einen besonderen Antrieb, der wieder durch einen besonderen Motor (19) erfolgt. Dieser wirkt auf eine gemeinsame Antriebswelle, die durch passende Zahnradübersetzung den einzelnen Planeten die ihnen eigentümliche schnellere oder langsamere Umlaufsbewegung erteilt.

Was wir am Himmel dann sehen, tägliche Umdrehung des Himmelsgewölbes, Jahreswanderung der Sonne über den Sternenhimmel, alles sind scheinbare Bewegungen. Aber gerade *diese scheinbaren Bewegungen muß man erst einmal wirklich betrachten und verstehen lernen.* Darauf kommt es an.

Die folgende Figur stellt einen Schnitt durch das neue Zeißplanetarium dar.



Das Zeiß-Planetarium

Im oberen Teil des Bildes eine Seitenansicht von Süden gesehen, unten der Grundriß. Achse 1,1 steht senkrecht, sog. Nordpolstellung. Einstellung zur Darstellung des Himmelsanblicks vom Nordpol der Erde aus gesehen.

Erklärung der Zeichnung 1.

1,1 Polarachse, senkrecht zum Erdäquator. Um sie erfolgt durch die Motoren (18) der eigentliche Umschwung des ganzen Firmaments, ein Tag in vier oder in einer Minute.

2,2 ist die Ekliptikachse, also die Senkrechte zu der Ebene, in welcher unsere Erde um die Sonne kreist. Sie ist die eigentliche Seelenachse für all die vielen beweglichen Bildwerfer und ihre Antriebswerke.

3,3 Achse für die Veränderung der geographischen Breite. Um sie sind sämtliche Projektionsapparate der Fixsternkörper (N. u. S.) und der dazwischen liegenden Planetengerüste beliebig drehbar, so daß man den Anblick des Himmels für jeden Ort der Erde vom Nordpol bis zum Südpol darstellen kann. Die drei Achsen 1, 2, 3 schneiden sich im Mittelpunkt der Kuppel, genau 3 Meter über dem Fußboden = Höhe des Horizonts im Kuppelraum.

Die Kugeln (4,5) N—S enthalten 32 Bildwerfer zur Darstellung der Fixsterne 1—6. Größe des Nord- und Südhimmels.

7,8 enthalten 32 Bildwerfer mit den Sternbildnamen. Die verwickelten Werke mit 18 Bildwerfern für Sonne, Mond und Planeten sind bei 11, 12 zwischengebaut; ihre Bewegungen erhalten sie durch drei Motoren (19) mit dem Jahresgang in 1, 3, 4 Minuten und 7 Sekunden.

18 enthält zwei Motoren für Tagesgang, 1 Tag in 1, 3, 4 Minuten.

Endlich geben uns 17 Bildwerfer in den Kugeln (13, 14, 15, 16, 17) das Netz astronomischer Linien, mit welchem die Astronomen das Himmelsgewölbe überziehen zur Messung der Zeit und zur Orientierung unter den Gestirnen nach ihrer gegenseitigen Lage und ihren Veränderungen.

Das Band der Milchstraße und die mit bloßem Auge sichtbaren fernen Welten, Nebelflecken und Sternhaufen geben uns die Bildwerfer (6, 9, 10). 17 ist ein Projektionsapparat zur Ablesung der Jahresskala, 20 ein Motor für die Kreiselbewegung der Erde, 26000 Jahre in 4 Minuten; 21 ist ein Motor zur Drehung um die Achse 3—3, Veränderung der geographischen Breite.

Die Vorführung

Wenn Sie nun, liebe Landsleute, bei Ihrer Jahresversammlung auch dieser jüngsten Kulturschöpfung der Stadt Mannheim Ihren Besuch abstatten, so werden Sie in dem mächtigen Kuppelbau zunächst von gedämpftem Licht empfangen. Unsere Augen müssen sich ja erst an schwache Lichteindrücke gewöhnen, um nachher auch die kleinen Sternchen und das zarte Band der Milchstraße zu erfassen. Während des einleitenden Vortrags wird mehr und mehr abgedunkelt und schließlich, nach einer Viertelstunde etwa, umfängt uns völlige Dunkelheit.

Ihren Tageslauf in 4 Minuten vollendend zieht Mutter Sonne mit ihren Kindern, den Wandelsternen, an uns vorüber. Wenn dann die Sonne im Westen untergeht, ihre Strahlen verglimmen —, da leuchtet plötzlich über uns in ungeahnter Pracht, der herrlichste Sternenhimmel auf, wie man ihn sonst nur in ganz klarer Winternacht oder im Süden sieht. Wir schauen in die -- Unendlichkeit.

Schneller als in Wirklichkeit, aber eindringlich in seiner ehernen Gesetzmäßigkeit, geht der Reigen der Sterne im Osten auf, in sanftem Bogen gleiten sie im Westen wieder zum Horizont. Ruhig zieht der Mond seine Bahn, jetzt kommen auch die Planeten, Merkur und Venus in Sonnennähe, der rötliche Mars, Jupiter und der ringgeschmückte Saturn in weiterer Entfernung.

Schon fügen sich uns einzelne Sterngruppen zusammen. Namen aus der griechischen Mythologie treten auf — Kassiopeja, Perseus, Pegasus, Andromeda, drüben im Süden der herrliche Orion mit seinen Begleitsternen. Deutlich tritt der Tierkreis heraus, in dem Sonne, Mond und Planeten dahinwandeln, 12 Sternbilder, deren Namen vorzugsweise der Tierwelt entnommen sind. Und hoch darüber sehen wir den Himmelswagen, dessen Hinterräder zum Polarstern weisen, zum scheinbar ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht.

Durch Anschaulichkeit will das Planetarium lebendiges Wissen, Erkenntnis vermitteln. Wird uns doch schon in der beschleunigten Tagesbewegung — ein Tag kann in 4 Minuten oder 1 Minute ablaufen — manches Rätsel sinnfällig gelöst, das man am natürlichen Himmel nur durch langes Beobachten und Messen hätte ergründen können. Noch viel mehr trifft das zu, wenn ein ganzes Jahr in 4 oder 1 Minute abrollt. Wenn hier dann der Apparat als Zeitraffer wirkt, so steigen dem Laien Erkenntnisse auf, zu denen er sonst nur schwer vordringen würde.

So wird das Planetarium zu einem Kulturfaktor. Denn es soll und kann den Menschen der Großstadt von Alltagsgedanken abziehen und in eine beruhigende, reinere Sphäre führen, in der das Erleben der Größe des Alls verinnerlichend auf ihn wirkt, und „das dem Schauenden wiederschenkt, was uns Städtern, uns armen, hastenden Menschen, uns Skeptikern, so leicht verloren geht, was aber doch das sicherste Unterpfand wahren Menschentums ist: die Ehrfurcht".

(Oberbürgermeister Dr. Kutzer bei seiner Weiherede.)

Josef Kraus*

Auch in Mannheim, der damaligen kurpfälzischen Theater- und Orchesterstadt par excellence hatte Josef Kraus, der musenbegnadete, fränkische Tonsetzer aus dem Odenwald, zweimal Aufenthalt genommen, und zwar erstmals als Interner im dortigen Jesuitenkolleg, um sich auf sein Universitätsstudium vorzubereiten. Zwei seiner einstigen Mannheimer Lehrer, der damalige Pater Keck, Gesangs- und Orchesterdirigent des angegliederten Musikseminars und der Gymnasiallehrer Pater Klein (der spätere kurpfälzische Geheimrat, Gründer der als Bollwerk gegen französische Kultur-Vorherrschaft gedachten Kurpfälzischen Deutschen Gesellschaft und Textverfasser zu Holzbauers Oper „Günther von Schwarzburg") haben sich späterhin noch begeistert über ihren einstigen jungen Zögling schriftlich geäußert. So schreibt Pater Klein:

„Josef Kraus . . war . . hier unter meiner Aufsicht und in meiner Lehre die Zierde der studierenden Jugend. Er zeichnete sich durch Talent und Fleiß unter seinen Mitschülern bei weitem aus . . und äußerte sehr frühzeitig gesunde Beurteilungskraft und ästhetisches Gefühl . . Ich führte damals, im harten Kampf mit dem Vorurteile und der Pedanterie, das Studium der deutschen Sprache und Literatur in die lateinischen Schulen (Klassen) des hiesigen Gymnasiums ein. Der junge Kraus lohnte bald durch die Fortschritte, die er auf dieser Laufbahn machte, meine Bemühungen. Er war mir in der Folge sogar behilflich, den Geschmack an der vaterländischen Literatur zu verbreiten. Er ermunterte dazu nicht nur seine Mitschüler, sondern auch andere Jünglinge, deren Lehrer das alte Vorurteil wider deutsche Schriftsteller nicht aufgeben wollten . . Ihm entging keine Schönheit, und ich ließ die von ihm aus den berühmtesten poetischen und prosaischen Werken ausgezogenen Stellen, als den Kern derselben, öffentlich vorlesen . . Man kann es als eine Epoche des Hanges zur deutschen Literatur in der Pfalz ansehen, als er ein deutsches Gedicht mit noch dreien seiner Mitschüler öffentlich deklamierte. Die zahlreiche und ansehnliche Versammlung der Zuhörer war so sehr von der richtigen Diktion, von dem Gefühle und Feuer dieses Jünglings hingerissen, daß von dieser Zeit an die Feinde deutscher Literatur ihre Anfälle nicht mehr öffentlich wagten, die Vorsteher des Gymnasiums sie (nicht mehr) in Schutz nahmen und selbst der Hof, an dem nur französisch gesprochen und italienisch gesungen wurde, aufmerksam darauf ward . . Mein Beruf entriß mich diesem lieben jungen Freunde. Unsere Trennung war die eines Sohnes vom Vater . . Empfänglichkeit für das Edle und Schöne, Herzlichkeit und Gutmütigkeit, Aufrichtigkeit und Hang zur Mitteilung freundschaftlicher Gefühle, Liebsamkeit, ein dankbares Herz und Angewohnheit untadelhafter Sitten machten den liebenswürdigen Charakter des edlen Jünglings aus."

---

* Aus „Josef Kraus in Mannheim" von Karl Friedrich Schreiber. (Neue Badische Landeszeitung 17. XII. 26. Nr. 640.)



Das Gründungslokal des Mannheimer Altertumsvereins, Gasthaus „Zum silbernen Anker“, T 1, mit Blick auf die Breite Straße

Geschichte des Mannheimer Altertumsvereins

Von Wilhelm Caspari, Mannheim

Unter den Geschichtsvereinen nicht nur Badens, sondern ganz Deutschlands ist der Mannheimer Altertumsverein einer der ältesten und größten. Gegründet am 2. April 1859 hat er eine Lebensdauer von 68 Jahren erreicht, die ihn nicht hindert, in jugendlichem Idealismus seine umfangreiche Tätigkeit auf dem Gebiet deutscher Heimatkunde und Kulturgeschichte zu entfalten.

Die Gründung des Mannheimer Altertumsvereins fällt in eine Zeit, da man in Mannheim in allen Schichten der Bevölkerung zur Feier des 100. Geburtstages Friedrich Schillers sich rüstete, dessen Name für alle Zeiten mit unserer Vaterstadt aufs engste verknüpft ist. Die besondere Veranlassung gaben verschiedene Funde, die beim Neubau einer abgebrannten Fabrik gemacht wurden. Sie regten einen schlichten, für seine Heimat begeisterten Kreis von Bürgern zur Sammlung von Altertümern an, die sich auf Mannheim bezogen. Die Gründung erfolgte in dem jetzt nicht mehr vorhandenen Gasthaus „zum silbernen Anker“ T 1, 1 an einem runden Tisch, der jetzt im Schloßmuseum als ehrwürdiger Zeuge des Vorgangs aufbewahrt wird. Der eigentliche Begründer des Vereins war der Privatmann Jakob Philipp Zeller. Bald steckte sich der Verein höhere Ziele, als Männer mit akademischer Bildung ihm beitraten. So ist er der heimatliche Geschichtsverein und der Museumsverein für altes Kunstgewerbe und für die Kultur unserer Gegend geworden; sein im Laufe von 68 Jahren gesammelter umfangreicher Besitz bildet den Hauptbestandteil des heutigen Schloßmuseums und legt Zeugnis ab von der un-



Jakob Philipp Zeller, Bildnis des Vereinsgründers

ermüdlichen und selbstlosen Tätigkeit aller der Männer, die in freiwilliger Arbeit diese Schätze zusammengebracht haben. Da es unmöglich ist, sie alle zu nennen, seien hier nur die Namen der bisherigen Vereinsleiter angeführt: Jakob Philipp Zeller 1859—1862. — Dr. Ludwig Gerlach 1862—1879. — E. Ph. Huffschmid 1879. — Gustav Christ 1879—1889. — Max von Seubert 1889—1912. — Wilhelm Zeiler 1912—1914. — Wilhelm Caspari seit 1914.

Diesen Führern standen immer Männer zur Seite, die das Verständnis für Heimatgeschichte und Volkskunde pflegten, die sammelten und auf verschiedenen Gebieten eine erfolgreiche, auf wissenschaftlicher Grundlage aufbauende Tätigkeit entfalteten. Über sie haben Karl Baumann und Dr. Florian Waldeck in ihren Aufsätzen über die Geschichte des Mannheimer Altertumsvereins (Mannh. Gesch.-Blätter I. S. 11 ff. und XXV. S. 8 ff. eingehend berichtet. Hier sei nur im allgemeinen in Dankbarkeit ihrer gedacht.

Denn eine Hauptaufgabe dieses Berichtes muß unter Zurückstellung des Persönlichen sein, zu zeigen, was der Mannheimer Altertumsverein in den langen Jahren seines Bestehens tatsächlich geleistet hat. Das sei zugleich ein Beweis dafür, daß das selbständige Fortbestehen des Vereins eine Ehrenpflicht für ihn ist.

Die Sammlung von Pfälzer und Mannheimer Altertümern aller Art, welche den Anlaß zur Gründung des Vereins gab, ist seine Hauptaufgabe geblieben und wird es bleiben. Staat und Stadt haben dabei wesentliche Unterstützung geleistet. Im Jahre 1879 wurde das Großherzogliche Hofantiquarium räumlich der Vereins-

sammlung angeschlossen. Sein Leiter, Hofrat Karl Baumann, hat in 30jähriger rastloser und vorbildlicher Arbeit, die er ebenso im Altertumsverein leistete, die Neuaufstellung durchgeführt und die Bestände des Antiquariums bereichert. Dem Großherzog war es auch zu verdanken, daß eine immer größere Zahl von Räumen dem Altertumsverein zur Aufstellung seiner Sammlungen überlassen wurde. Die Stadt stellte außer Zuschüssen aus der Stadtkasse im Jahre 1905 die ehemalige Schulkirche in L 1, 1 für eine besondere stadtgeschichtliche Sammlung zur Verfügung. Und als vom Staate, in dessen Besitz nach dem Kriege das Schloß überging, die bisherigen „Großherzoglichen Zimmer“ der Stadt mietweise übergeben wurden, errichtete diese in den genannten Räumen das Schloßmuseum, welches am 15. Mai 1926 feierlich eröffnet wurde. Schon längst hatte sich die ehrenamtliche Verwaltung der Sammlungen als unzureichend erwiesen. Daher war der Abschluß eines Vertrages mit der Stadt eine unausbleibliche Notwendigkeit geworden. Dieser kam am 1. Juli 1921 zustande und bestimmte, daß die Verwaltung des Schloßmuseums, in das auch das stadtgeschichtliche Museum wieder eingegliedert wurde, unter Wahrung des Eigentumsrechtes des Vereins an seinem Besitz von der Stadt übernommen wurde. Erst dadurch wurde die einheitliche und großzügige Aufstellung und Leitung der vereinigten Sammlungen ermöglicht. Leiter des Schloßmuseums wurde der langjährige verdienstvolle Schriftführer des Vereins, Professor Dr. Friedrich Walter, Leiter der archäologischen Abteilung Professor Dr. Hermann Gropengießer.

Um das Interesse des Publikums an den Sammlungen zu wecken und zu erhöhen, wurden seit 1899 unter Zuziehung von Privatbesitz einige Sonderausstellungen veranstaltet, die lebhafteste Anerkennung fanden:

1899: Ausstellung von Frankentaler Porzellan;
1900: Ausstellung von Kupferstichen Mannheimer Meister des 18. Jahrhunderts;
1902: Carl Theodor-Ausstellung;
1905: Schiller-Ausstellung (100. Wiederkehr von Schillers Todestag);
1909: Jubiläums-Ausstellung von Werken der Kleinporträtkunst (zum 50jährigen Vereinsjubiläum).

Einen wesentlichen Bestandteil der Vereinssammlungen bildet die Bibliothek, welche auf zirka 10 000 Bände angewachsen ist. Sie ist nicht nur durch Ankauf und Schenkungen, sondern auch durch den ausgedehnten Zeitschriftenaustausch entstanden, den der Verein mit 170 anderen historischen Vereinen unterhält. Die Bibliothek umfaßt eine ganze Reihe wertvollster historischer Werke.

Im Vereinsarchiv befindet sich eine große Zahl wertvoller Urkunden und sonstiger Quellen zur Geschichte Mannheims und der Pfalz.

Reich ist auch die Bildersammlung, aus der zahlreiche Stücke im Schloßmuseum ausgestellt sind.

Zu den ersten Unternehmungen des Vereins gehörten die Ausgrabungen in Osterburken, Wallstadt, Ladenburg und Feudenheim. Sie wurden, mit Ausnahme von Osterburken, an vielen Stellen der näheren und weiteren Umgebung von Mannheim bis heute unter der umsichtigen Leitung von Hofrat Karl Baumann und Professor Dr. Hermann Gropengießer fortgesetzt und haben bedeutende Ergebnisse geliefert.

Seit 1881 wurden im Winter Vorträge geschichtlichen oder kulturgeschichtlichen Inhalts gehalten, während im Sommer Ausflüge nach geschichtlich oder kulturgeschichtlich wichtigen Orten des Pfälzer Landes ausgeführt wurden.

Zur genaueren Kenntnis der Vaterstadt tragen auch die Führungen bei, welche seit einigen Jahren die Mitglieder mit wichtigen Bauten und historischen Stätten Mannheims vertraut machen sollen und lebhafter Beteiligung sich erfreuen.

Der wissenschaftlichen Forschung galten die im Jahre 1896 begonnenen „Forschungen zur Geschichte Mannheims und der Pfalz", von denen bis jetzt 4 Bände erschienen sind. Die Fortsetzung ist in Aussicht genommen. Über zahlreiche andere Veröffentlichungen des Vereins gibt die im Anzeigenteil dieses Heftes enthaltene Zusammenstellung nähere Auskunft. Die wichtigste Vereinsunternehmung auf diesem Gebiet ist aber die im Jahre 1900 begonnene Herausgabe der monatlich erscheinenden „Mannheimer Geschichtsblätter", welche von Anfang an bis heute von Prof. Dr. Walter in ebenso selbstloser wie sachkundiger Weise geleitet werden. Über sie hat Dr. Waldeck in der Zeitschrift (25. Jahrgang (S. 8 ff.) ausführlich berichtet. Sie bilden eine unermeßliche Fundgrube für die Vergangenheit von Mannheim und der Kurpfalz.

Endlich fand das Arbeitsgebiet des Vereins im Jahre 1920 dadurch eine wichtige Erweiterung, daß drei Sonderabteilungen gegründet wurden, die selbständig, aber im Rahmen des Vereins arbeiten: Die familiengeschichtliche Abteilung (Leiter: Dr. Fl. Waldeck), die Sammlervereinigung (Leiter: Prof. Dr. F. Walter) und die Wandergruppe (Leiter: Prof. Dr. H. Gropengießer).

Die vorstehende Schilderung der Vereinstätigkeit dürfte den Beweis erbringen, welch umfangreiche Tätigkeit der Mannheimer Altertumsverein geleistet hat und leistet. Daher wird der Wunsch berechtigt erscheinen, daß auch in Zukunft dem Verein reiche Erfolge seiner Tätigkeit in förderlicher Zusammenarbeit mit dem Verein „Badische Heimat" beschieden sein mögen.

's Pälzer Schätzel

Mein Schätzel hott zwee Guckelcher,
Die blitze fröhlich als,
Die hellschte vun de Schnuckelcher
In unsrer sunnig' Palz!
Unn gäb 's bei uns keen Sunneschein,
Keen Mond unn aach keen Schtern:
Guck ich 'm in die Aache nein,
Dann brauch ich keen Latern!

Mein Schätzel hott zwee Bäckelcher
Wie Äppelcher so rund,
Mit ritze-rote Pläckelcher,
Recht mocklig, dick unn g'sund!
Unn wann ich mol zum beiße nix
Unn nix zum Veschpre hab,
Nemm ich e Bäckelche e dick's
Unn beiß e Schtückel ab!

Mein Schätzel hott e Lippepaar
Wie Kersche grad so rot,
Des zwitschert wie e Voggelschaar
Unn babbelt mich fascht tot!
Unn is 's außer Rand unn Band
Unn hott 's genug verzappt,
Dann werd sein Mäulche korzerhand
Vun meim als zugebabbt!

Mein Schätzel hott 'n Wuschelkopp
Vun echter Pälzer Art,
So seidig wie e Weihnachtsbobb,
Wie Engelshoor so zart!
Wie Sunneschein so glitzert 's G'flecht,
'me Klumpe Gold fascht gleich,
Unn wann deß Gold forrichtig wär,
Was wäre mir so reich!

Die ritze-rote Bäckelcher,
Die Aache lieb unn bloo,
Sein Mäulche unn die Löckelcher,
Die mache mich so froh!
Warum ich drum so fröhlich bin,
Deß fallt m'r ewe ein:
Ei, wann m'r mol verheirat sinn,
Dann g'hört deß alles mein!

Hanns Glückstein, Mannheim

Die Mundart von Mannheim

Von Wilhelm Liepelt, Mannheim

Wir lernen sprechen; vorausgesetzt natürlich, daß die zum Sprechen erforderlichen Sinne und Sinneswerkzeuge in Takt sind. Von dieser conditio sine qua non des Sprechens überhaupt soll hier nicht die Rede sein. Wir lernen sprechen als Kind, d. h. unser Sprechen entwickelt sich nicht natürlich aus sich selbst heraus, sondern durch Vorbild, Beispiel und Unterricht. Es wird also vorausgesetzt das praktische Vorhandensein der zu erlernenden Sprache, deren gegenwärtige Träger die lehrend mitteilenden älteren Individuen sind. In erster Linie kommt dabei die mit Absicht lehrhafte Mitteilung, z. B. der Eltern, in Frage, doch spielt alles Gesprochene, das das sprechenlernende Kind wahrnimmt, eine einflußreiche Rolle und zwar gerade bei der teils unbewußten Aufnahmefähigkeit des Kindes.

Es ist nun von allergrößter Bedeutung, wer das Kind sprechen lehrt, denn die Lebensfähigkeit eines Dialekts ist gebunden an eine gewisse Anzahl eben diesen Dialekt sprechender und lehrender Individuen. Wo eine Dialektgemeinschaft besteht, da hängt die Zukunft dieses lebenden Dialekts in erster Linie ab von den Dialektlehrenden unter den Dialektsprechenden. Es lehren durchaus nicht alle Mundartsprechenden ihre Kinder wieder diese ihre Mundart. Die Absichten und das Verhalten der Eltern sind dabei sehr verschieden. Schon hier haben wir es zu tun mit einem langsam aber sicher wirkenden Vernichter der Mundart: der Wunsch vieler dialektsprechender Eltern, ihren Kindern nicht die ihnen selbst eigene Mundart zu lehren, sondern eine „schönere und richtigere" Sprache. Die Erfüllung dieses Wunsches und der Erfolg dieses Planes hängt in starkem Maße ab von den ersten Spielkameraden des Kindes; beim Spielen unter sich kann das von den Eltern Gelehrte eingeschränkt und vermindert oder gestärkt und erweitert werden; das Praktische, d. h. das, was das Kind am häufigsten anwenden kann, wird dabei bevorzugt werden. Das Kind fühlt sich mit seinen Gespielen nur dann vertraut, wenn es die gleiche, mindestens aber sehr ähnliche Sprechweise hat.

Hier muß die Bedeutung der Straßenjugend hervorgehoben werden, denn speziell die Mannheimer Straßenjugend ist ein Grundpfeiler, ein heute noch sehr zuverlässiger, lebenerhaltender Faktor für die Mannheimer Mundart. Mit sehr ausgeprägtem, man möchte fast sagen „Standesbewußtsein", fühlt sich die Mannheimer Straßenjugend als etwas Besonderes; sie hält sich etwas zugute darauf, Eigenschaften zu haben, die sie kennzeichnen, in erster Linie Fremden gegenüber, und dazu ist nichts in höherem Grade geeignet, als gerade der Dialekt. In den weiter unten näher bestimmten Dialektgebieten der Stadt Mannheim hat jede Straße ihre eigene junge Mannschaft mit starkem Zusammengehörigkeitsgefühl; sie verbringen ganze Nachmittage zusammen, jeder kennt den andern genau, die Eigenschaften und Fähigkeiten eines jeden sind bekannt, jeder ist auf seinem Posten, wenn der ziemlich häufige „Gassenkrach" ausbricht. Jeder hat das Vertrauen und das Bewußtsein auf Hilfe bei seinen Gassenkameraden, wenn es gilt, bei irgend einem Gassenfremden „Rache" zu nehmen; sicher aber ist an den Gassenfremden vorher die Drohung ergangen:

„Kumsch widder mol in unser Gaß!", d. h., wenn du wieder durch unsre Straße gehst, wird dir's schlecht gehen; vielleicht wird er auch abgeschreckt durch die wenig einladende Frage: „Gel, du hosch schun lang kä Kannelwasser mehr gsoffe?" (Kannel = Straßenrinne, Gosse). Bei Glückstein heißt es:

Nadierlich raacht'r alle denne,
Wo do net mit als schbiele kenne,
Sie derfe net! Vun wege'm Haß,
Dann die sinn aus de annre Gaß!

Es besteht in Mannheim eine ganz deutliche Beziehung zwischen dem Vorhandensein des reinen Dialekts in den einzelnen Stadtgebieten und dem Vorhandensein von Straßenjugend. Wo immer sich nämlich in Stadtgebieten, auch wenn dort die Mundart nur in kleinen Gebieten gesprochen wird, Straßenjugend findet, und sei es nur ein kleines aber treues Häuflein, so spricht sie sicher Dialekt und gibt zugleich Aufschluß über die dort wohnende Bevölkerungsklasse. Denn die Straßenjugend setzt sich zusammen aus den Kindern der unteren, ärmeren Bevölkerungsklasse; der Mittelstand stellt ein geringeres Kontingent, obwohl der sogenannte Mittelstand heute noch ein gut Teil Mundartsprechender stellt.

Bei der Mannheimer Dialekt sprechenden Bevölkerung sind zwei Stufen zu unterscheiden. Die eigentliche, reine Mannheimer Mundart („rein" vom Standpunkt der Gegenwart aus betrachtet) wird gesprochen 1. von der Straßenjugend insgesamt, und 2. von der aus Mannheim gebürtigen Arbeiterbevölkerung. Diese selbe Mundart, etwas leiser, weniger nachdrücklich, etwas ruhiger und beschaulicher, vergleichbar einem ruhigeren Nebenflußbett, wird gesprochen von dem aus Mannheim gebürtigen Mittelstand, in erster Linie am Stammtisch. Wie eine Stammtischgesellschaft lange Jahre hindurch die gleichen Mitglieder hat, so bleibt auch ihre Mundart die gleiche, es finden keine Neuerungen statt, sie ist konservativ; es heißt bei ihnen heute noch mer saache = (wir sagen), dagegen heißt unter dem Einfluß der Schriftsprache bei der Gassenjugend heute: mer saage (= wir sagen). Fremden gegenüber legt sich der Mittelstand einen leichten Zwang auf, während die Straßenjugend und Mannheimer Arbeiter dem Fremden gegenüber rücksichtslos sind in bezug auf Dialekt, ohne dem Nichtverstehen entgegenzukommen.

Mit jeder Altersklasse, mit jeder Generation geht ein Stück Mundart dahin, das nie wiederkehrt. Der zu einem gewissen Zeitpunkt erreichte Stand der Mundart lebt fast unverändert mit seiner Generation, mit seiner Altersstufe zu Ende; eine bestimmte Altersklasse hält an dem einmal Gelernten fest, aber die *Jungen* sind für Veränderungen aufnahmefähig— und *die* Gefahr für diese Jungen ist unsere Schriftsprache. In Übereinstimmung mit dem oben angeführten Vergleich mit dem ruhigeren Nebenflußbett läßt sich die gegenwärtig von der Straßenjugend und der Mannheimer Arbeiterschaft gesprochene Mundart vergleichen mit dem Hauptstrom, dem Hauptflußbett; sie strömt reißender und ungenierter, aber man will sie, um bei dem Bild zu bleiben, kanalisieren, und damit wäre das natürlich gewordene Landschaftsbild dahin, d. h. die mundartlichen Eigentümlichkeiten würden vernichtet werden.

Es muß hier notwendig die Mehrsprachigkeit des Individuums kurz angedeutet werden: Wenn ich mit einem Mannheimer Freund über Alltägliches rede, so spreche ich zwanglos die Mannheimer Mundart, ebenso aber wenn ich mit ihm über ein wissenschaftliches Thema rede, und es ist ein Zeichen starker innerer Lebenskraft der Mannheimer Mundart, wenn ich in diesem Fall die für den Mannheimer Dialekt geltenden Lautgesetze ohne weiteres auf Wörter übertrage, die der Heimatmundart vollkommen fremd sind, so daß also ein regelrechtes Umsetzen in die Dialektform vor

sich geht. Ich sage dann z. B.: „Eigliid" für den griechischen Namen Eukleides, oder „Fischde" für Fichte, „Geede" für Goethe. Einem mir fremden Mannheimer gegenüber rede ich z. B. über das Wetter ungezwungen in Mannheimer Mundart, dagegen über ein wissenschaftliches Thema ziemlich hochdeutsch, da mir unbekannt ist, wie weit er etwaige Fachausdrücke kennt und es lächerlich und außerdem mißverständlich sein könnte, wenn er diese zuerst im Dialekt hörte. Mit Nicht-Mannheimern rede ich nur hochdeutsch. Diese Unterschiede in dem Gebrauch der Mundart ist für jeden einzelnen wiederum verschieden, je nach Umgang, Beruf, Verkehr, so daß in der Praxis unzählige Übergangsstufen vorhanden sind. Kinder unterscheiden dabei im allgemeinen weniger als Erwachsene. Wo Anpassung an die Schriftsprache stattfindet, ist sie am geringsten in Syntax und Flexion, deutlicher im Wortschatz (man wählt!), am merkbarsten in der Aussprache.

Noch verwickelter und verschiedenartiger sind die Verhältnisse für die in Mannheim Ansässigen, aber nicht in Mannheim Geborenen, sondern erst später Zugezogenen. Bei dem Bestreben, hochdeutsch zu reden, tun sie es natürlich von der ihnen ursprünglichen Artikulationsbasis (d. h. ihrer Heimatmundart) aus; dieses Hochdeutsch steht ihrer Heimatmundart näher und die sekundär, am neuen Wohnsitz aufgenommenen Eigentümlichkeiten werden aufgehoben. Je älter das Individuum ist, das seinen ursprünglichen Wohnsitz verändert, desto schwerer kann es seinen Heimatdialekt einschränken. Dagegen passen sich die Kinder solcher Zugewanderten sehr rasch und meistens vollständig an die neue Mundart an.

Es läßt sich eine verschiedene Anpassungsfähigkeit der einzelnen Mundarten an die Mannheimer Mundart feststellen. Des geringen Unterschiedes wegen paßt sich am leichtesten der Pfälzer an; ihm folgt der Rheinhesse und, schon seltener, der Odenwälder. Am schwierigsten und niemals vollständig ist die Anpassung an die Mannheimer Mundart für die Alemannen und Norddeutschen. Solche Zugewanderte tun dem Mannheimer Dialekt indirekt Abbruch, insofern als sie zu verhindern suchen, daß sich ihre Kinder den „häßlichen" Mannheimer Dialekt aneignen. Gewöhnlich muß dann dafür die hochdeutsche Umgangssprache herhalten, ein doppelter Verlust, denn jedes neue Individuum, das hochdeutsch redet, ist nicht nur selbst der Mundart verloren, sondern von ihm gehen neue mundartfeindliche Einflüsse aus. Häufig findet sich auch bei den Kindern von solchen Zugewanderten ein Gemisch von Hochdeutsch, Mannheimer Mundart und Heimatmundart beider oder eines der Eltern.

Die Tatsache der Auswanderung eines einzigen Individuums kann eine ganze Kette sprachlicher Folgen haben: 1. Der Ausgewanderte geht der Heimatmundart verloren; 2. er kann dieser keine neuen Träger geben; 3. am neuen Wohnsitz nimmt er die neue Mundart gar nicht oder nur unvollkommen an; 4. besteht die Möglichkeit, daß die Kinder ebenfalls die neue Mundart lernen; 5. wäre noch hinzuweisen auf die Rücksicht vieler Dialektsprechenden, den Zugezogenen gegenüber, d. h. die Mundartausdrücke werden eingeschränkt — und jede schriftsprachlich orientierte Unterhaltung versetzt der Mundart einen Stoß.

Diese Wirkung und diese Folgen in bezug auf die Sprache ist von besonderer Bedeutung insofern, als eine Ortsveränderung im wesentlichen sich einseitig nach einer Richtung hin erstreckt, nämlich vom Land in die Stadt. Diese Zuwanderung nach der Stadt ist eine erfolgreiche Angriffsbewegung auf die Stadtmundart. Die Stadt ist ein Sammelplatz für Dialektsprechende aus Nachbar- und entfernten Gebieten; wo aber sprachliche Uneinigkeit ist, da lauert die Schriftsprache und hascht Beute für ihr zugleich ausgleichendes und vernichtendes Werk. Oft bedienen sich Zugewanderte aus dem gleichen Heimatsort nicht einmal mehr unter sich ihrer Heimatmundart. Im

Verkehr mit den Bewohnern der neuen Heimat mußten ursprüngliche Dialekteigentümlichkeiten notwendig eingeschränkt oder ganz aufgegeben werden.

Von den Hauptangriffspunkten der Schriftsprache auf die Mundart seien nur die wichtigsten erwähnt: Schule, Lektüre, Zeitung, Briefe, Kirche, Theater.

Für die Hauptstadt Mannheim liegen nun besondere Bevölkerungsverhältnisse vor, die, was die Mannheimer Mundart anbetrifft, von größter Bedeutung sein können. Es ist dies die unter den deutschen Städten einzigartige Bevölkerungszunahme, prozentual mit Ludwigshafen die größte unter allen deutschen Städten. Mannheim verdankt seine rasche Entwicklung zur Großstadt seiner glücklichen geographischen Lage, es ist bedeutender Handelsplatz und Mittelpunkt wichtiger Industriezweige. Es seien ein paar Zahlen genannt, um das rasche Werden Mannheims klar zu machen:

Im Jahre 1861 betrug die Einwohnerzahl 27 160, 1890 schon 79 058, im Jahre 1900 ergab die Zählung 141 147, 1910 dagegen 206 049 und 1915 bereits 242 236, dabei ist noch besonders hervorzuheben, daß die Bevölkerungszunahme durch Zuwanderung diejenige durch Geburtenüberschuß bei weitem übersteigt.

Die Stadtgebiete, in denen der Mannheimer Dialekt überwiegt, sind folgende: Ein großer Teil der Altstadt: die sogenannte Unterstadt, d. h. die Quadrate F bis K und Q bis U; in der sog. Oberstadt kleinere Restgebiete; im Jungbuschviertel; in der Neckarstadt westlich der Schimperstraße; in den älteren Teilen des Lindenhofs; in der Schwetzingervorstadt.

Ein zahlreiches Proletariat, ein überwiegender Teil der Mannheimer Bürgerschaft sind die Träger der Mannheimer Mundart, und diese Mundart hat noch die innere Lebenskraft, der gegenüber sich Fremdlinge nur schwer Geltung verschaffen können. Es ließen sich hier die Worte Jakob Grimms anführen, der in seinem Vorwort zum „Deutschen Wörterbuch“ sagt: „Alle Sprachen, solange sie gesund sind, haben einen Naturtrieb, das Fremde von sich abzuhalten, und wo sein Eindringen erfolgte, es wieder abzustoßen, wenigstens mit den heimischen Elementen auszugleichen. Fällt von ungefähr ein fremdes Wort in den Brunnen einer Sprache, so wird es solange darin umgetrieben, bis es ihre Farbe annimmt und seiner fremden Art zum Trotz wie ein heimisches aussieht.“

Es folgen nun die mittelhochdeutschen Laute und ihre Entsprechungen im Mannheimer Dialekt. Für jeden einzelnen Laut sind etliche Beispiele aufgeführt; die Dialektaussprache jedes Wortes steht jeweils vor dem Wort, wie es heute in unserer Schriftsprache lautet. Zur genaueren Bezeichnung der mundartlichen Aussprache sind einige Zeichen erforderlich: Kürze bleibt im allgemeinen unbezeichnet. Länge wird durch Vokaldoppelung bezeichnet. Tonschwache Nebensilben, z. B. die Nachsilben „—er“ und „—en“ werden durch umgekehrtes e bezeichnet, also „ə“, wo die Aussprache mehr zu „ä“ hinneigt werden diese Silben durch umgekehrtes a angedeutet also: „ɐ“. Der zwischen a und o gelegene Laut, wie er in Englisch „call“ gesprochen, wird durch umgekehrtes „c“ bezeichnet also „ɔ“; Länge in diesem Fall durch doppeltes „ɔɔ“. — mhd. = mittelhochdeutsch.

Vokale.

Kurze Vokale.

mhd. a (kurz) ist in mhd. offener Silbe gedehnt worden zu aa glaagə = klagen; laadə = Laden; haas = Hase; draagə = tragen; baadə = baden. Vor Nasallauten zu ɔ: fɔɔne = Fahne. Diese Dehnung ist nicht eingetreten 1. vor —el: nawl = Nabel; nagl = Nagel; gawl = Gabel; 2. vor —er: hawɐ = Hafer; fadɐ = Vater; 3. in einigen Fällen vor —en; wagə = Wagen; hafə = Hafen. Die Dehnung tritt außerdem ein in betonter, geschlossener Silbe vor r unter gleichzeitigem gänzlichem Schwund des r: waam = warm; baad = Bart; saag = Sarg; zaad = zart; schnaaschə = schnarchen; schaaf = scharf; maagreed = Margret; aad = Art; im übrigen ist das a kurz geblieben: abbl = Apfel; kaschdə = Kasten; schwach = schwach; aschd = Ast. Vor Nasallauten ist eine Verdumpfung eingetreten zu ɔ (der Laut

zwiſchen a und o): ɔngſcht = Angſt; lɔnd = Land; lɔmp = Lampe; hɔmmɒ = Hammer; kɔnn = kann.

mhd. Umlauts-e iſt in betonter, offener Silbe gedehnt worden: ſchleeg = Schläge; dieſe Dehnung iſt vor —el unterblieben: ſchnewwl = Schnäbel; heſſelə = Häfelchen; außerdem unterblieb die Dehnung vor —er: reddɒ = Räder und in räddiſch = Rettich. Vor r findet meiſt Dehnung ſtatt, wobei das r entweder ganz ſchwindet oder es bildet ſich zwiſchen dem r und dem vorausgehenden e ein Zwiſchenlaut: ɒ; hɒring = Hering; bɒrə = Beeren; ſchdääg = Stärke; äwwə = erben; im übrigen bleibt e kurz: feſſɒ = Fäſſer; beggɒ = Bäcker; weſch = Wäſche; bleddɒ = Blätter; vor Naſallauten wird es zu ä: rännə = rennen; brännə = brennen; ſchännə = ſchänden; nach r wird es gleichfalls zu ä; brätzl = Brezel; räddiſch = Rettich.

mhd. ë wird in betonter offener Silbe gedehnt: feegə = fegen; reegə = Regen; beeſe = Beſen; dreedə = treten; dieſe Dehnung unterbleibt vor —er: leddɒ = Leder; fleddɒwiſch = Flederwiſch; ferner in leddiſch = ledig; nämmə = nehmen. Dehnung tritt ein vor r, wobei das r faſt ganz verſtummt oder ſich ein Zwiſchenlaut ɒ entwickelt: weeɒd = Wert; heeɒd = Herd; bääɒg = Berg; wääɒg = Werk; im übrigen bleibt das ë kurz: weld = Welt; kellɒ = Keller; neſchd = Neſt; es wird vor Naſallauten zu ä: nämmə = nehmen; zää̃ = Zehn; ferner wird es zu ä nach r: fräſſə = freſſen; dräg = Dreck; bräms = Bremſe; räſchə = Rechen; dräſchə = dreſchen; bräſchə = brechen.

mhd. i (kurz) Dehnung in betonter offener Silbe: ſchbiilə = ſpielen; wiig = Wiege; wiis = Wieſe. Die Dehnung unterbleibt vor der Silbe —el: giwl = Giebel; iggl = Igel; ſchdiffl = Stiefel; zwiwwl = Zwiebel; ferner in liggə = liegen; widdɒ = wieder. Dehnung vereinzelt vor r: ſchdeɒb = ich ſterbe; meiſt bleibt Kürze: finnə = finden; miſchd = Miſt. Die Qualität iſt in manchen Fällen unverändert vor r: ſchääɒm = Schirm, bän = Birne; hän = Hirn; das Wort „nicht“ wird unbetont zu „näd“ neben „nid“.

mhd. o iſt in betonter offener Silbe gedehnt worden: gnoodə = Knoten; gloowə = Kloben. Die Dehnung iſt unterblieben vor —el, —er, vereinzelt auch vor —en, —ig. foggl = Vogel; oddɒ = oder; owwarə = obere; boddə = Boden; offə = Ofen. Vor r iſt die Dehnung nicht gleichmäßig durchgeführt; das o iſt z. B. länger in den Wörtern: doɒf = Dorf; ſchdoɒſch = Storch; moɒgə neben moɒſchə = morgen; dagegen kürzer in den Wörtern zoɒn = Zorn; woɒd = Wort; doɒn = Dorn; im übrigen iſt die Kürze erhalten: ofd = oft; glock = Glocke; kobb = Kopf; wo im mhd. beide Formen vorhanden ſind, d. h. mit o oder u, herrſcht heute vor Naſal die Form mit u; kummə = kommen: kumbani = Kompagnie; kumeet = Komet.

mhd. u iſt in betonter offener Silbe gedehnt; juugənd = Jugend; ſonſt überall Kürze; brunnə = Brunnen; zung = Junge; buggl = Buckel.

mhd. kurz ö iſt in einigen Fällen vor r gedehnt: dääɒfɒ = Dörfer; kääɒb = Körbe; ferner in eel = Öl; ſonſt iſt überall Kürze: fräſch = Fröſche; gleggl = Glöcklein; keſchin = Köchin; feggl = Vögel; gneſchl = Knöchel; auch vor r: hänɒ = Hörner; wäddɒ = Wörter. Vor und nach r iſt das ö in ä übergegangen: fräſch = Fröſche; wäddɒ = Wörter.

mhd. kurz ü iſt in betonter offener Silbe gedehnt: zihg = Züge; lihg = Lüge; mihl = Mühle; die Dehnung iſt unterblieben vor —el und —er: kiwwl = Kübel; briggl = Prügel; iwwl = übel; iwwɒ = über; Dehnung vor r in: ſchihrə = ſchüren; ſchbihrə = ſpüren; ſonſt bleibt überall Kürze: ſchiſſl = Schüſſel; kiſch = Küche; gribbl = Krüppel.

Lange Vokale.

mhd. langes a iſt gekürzt in loſſə = laſſen; waffə = Waffen; jɔmmɒ = Jammer; nochba = Nachbar; ſonſt überall Länge: laag = Lage; ſchloof = Schlaf. Die Qualität des a iſt verändert: vor Naſal zu ɔ: ſɔɔmə = Same; ɔɔmais neben ɔɔmenz = Ameiſe; in den meiſten Fällen iſt das a zu o geworden: oowənd = Abend; jooɒ = Jahr; wooɒ = wahr; ſchnoog = Schnake; ſchloof = Schlaf; froog = Frage; moolɒ = Maler; broodə = braten; blooſe = blaſen; woog = Wage; doo = da; rood = Rat; ſchbrooch = Sprache.

mhd. langes e iſt gekürzt in: wänniſch = wenig; häɒ = Herr; zuäſchd = zuerſt; ſonſt überall Länge: eewiſch = ewig; peedɒ = Peter; zee = Zehe; vor Naſal iſt die Ausſprache ä; wänniſch = wenig.

mhd. langes i iſt in betonter Silbe diphtongiert zu ai vor Naſal zu oi, letzteres ſtark naſaliert. Beiſpiele: aiſe = Eiſen; ſchraiwe = ſchreiben; baiſchd = Beichte; badai = Partei; ſchroinɒ = Schreiner; loim = Leim; woi = Wein unter gänzlichem Schwund des auslautenden n. Nachtonig iſt es zu kurz i geworden: billiſch = billig; häämliſch = heimlich.

mhd. langes o ist gekürzt nur in schunn = schon; sonst überall Länge: rood = rot: ooschdv = Ostern; droosch = Trost; vor Nasal ist die Aussprache etwas offener: groon = Krone; boon = Bohne.

mhd. langes oe (ö) ist gekürzt in schännv = schöner; schännschd = schönste; sonst überall Länge in der Aussprache wie geschlossenes e: greesv = größer; flee = Flöhe; bees = böse; reesl = Röslein; vor Nasal ist die Aussprache ä: schää = schön.

mhd. langes u ist gekürzt nur in unbetonter Stellung vor f: uff = auf; nuff = hinauf: nicht vor s: aus = aus. Sonst ist das lange u überall diphtongiert zu au, vor Nasal zu ɔu: maul = Maul, lauvrə = lauern; dɔume = Daumen; kɔum = kaum; der Umlaut ist durchweg ai: haid = Häute; Mailv = Mäuler; gail = Gäule; sai = Säue; haisv = Häuser; mais = Mäuse.

mhd. iu: ail = Eule; saiv = Feuer; laidə = läuten; vor Nasal zu ɔi: nɔine = neun Uhr.

Diphtonge.

Der mhd. Diphtong ie ist in den meisten Fällen zu lang i monophtongiert: dihf = tief; fihwv = Fieber; schihwə = schieben; Kürzung ist eingetreten vor Doppelkonsonanz: dinschdag = Dienstag; lischt = Licht; ferner in offener Silbe vor —el: schbiggl = Spiegel; ziggl = Ziegel; ebenso in griggə neben grischə = kriegen (bekommen).

mhd. uo ist meist zu lang u monophtongiert: bluud = Blut; gruug = Krug; buu = Bube; Kürzung vor —ter: muddv = Mutter; fuddv = Futter; ebenso meist vor ch: kuchə = Kuchen; suchə = suchen; buch = Buch; Länge dagegen in buuchə = Buche; fluuchə = fluchen; Kürze ferner in ruisch = ruhig; genunk = genug.

mhd. üe ist gekürzt vor Doppelkonsonanz und vor ch: blimml = Blümlein; dischl = Tüchlein; bischv = Bücher; ferner in missə = müssen; gəmissd = gemußt; sonst überall monophtongiert zu lang i: fihs = süß; schdihl = Stühle; brih = Brühe.

mhd. ei ist regelmäßig monophtongiert nur vor Nasal; hääm = heim; määnə = meinen; glää = klein; schdää = Stein; äämv = Eimer; äänzisch = einzig; äänv = einer. Vor allen anderen Konsonanten sowie vor Vokal in der Mehrzahl der Fälle zu lang e: breed = breit; heelə = heilen; heeß = heißen; leeb = Laib; schwees = Schweiß; schdreesch = Streich; meeschdv = Meister; deel = Teil; gees = Geiß; hees = heiß; gleed = Kleid; rees = Reise; seel = Seil; zwee = zwei; leedv = Leiter; isch wees = ich weiß; dagegen Diphtong in: hailisch = heilig; zaigə = zeigen; aabaid = Arbeit; said = Saite; aisch = Eiche; zaischnə = zeichnen.

mhd. ou erscheint als Diphtong au vor Vokal: hauə = hauen; frauə = Frauen; ferner in haufə = Haufen; in allen andern Fällen monophtongiert 1. zu lang a, 2. vor Nasal zu lang ɔ. Beispiele 1. laab = Laub; schdaab = Staub; raach = Rauch; daab = taub; laafə = laufen; kaafə = kaufen; glaawə = glauben; aag neben aach = Auge; daafə = taufen. 2. bɔɔm = Baum; drɔɔm = Traum; sɔɔm = Saum.

mhd. öu erscheint 1. als Monophtong lang e: freed = Freude: sich freeə = sich freuen; 2. vor Nasal als ää: bääm = Bäume; draamə = träumen; 3. als Diphtong ai: frailɔin = Fräulein; schdraiə = streuen; laignə = leugnen; baigə = beugen; hai = Heu; 4. als ɔi vor Nasal: sɔimə = säumen.

Halbvokale.

mhd. j ist im Anlaut erhalten: jov = Jahr; im Inlaut ist es nach Vokal geschwunden: briə = brühen, meə = mähen; in Fremdwörtern ist es in einzelnen Fällen erhalten nach Konsonant: biljad = Billiard; badljon = Bataillon; revelje = Reveille; geschwunden ist es in billed = Billet; wanill = Vanille.

mhd. w wird im Dialekt gebraucht wie in der Schriftsprache.

Konsonanten.

mhd. l bietet keine Dialektbesonderheiten.

bei mhd. r sind zur Zeit zwei besondere Fälle zu unterscheiden, indem das r im Auslaut und in der Stellung vor Konsonant aber nach Vokal entweder ganz geschwunden ist, oder als v erhalten. 1. das r ist ganz geschwunden in: aam = Arm; faab = Farbe; masch = Marsch; wɔschd = Wurst; dɔd = dort; had = hart; kɔɔb = Korb; 2. das r ist als v erhalten: hevd = Herd; schnuv = Schnur; fiv = vier; wov = wahr. In Nebentonsilben ist das r immer geschwunden: fvbai = vorbei; schnaidv = Schneider.

mhd. m bietet im Dialekt keine Besonderheiten.

mhd. n wird auch nach g und k wie n gesprochen, nicht wie ng. gnaad = Gnade; gnochə = Knochen. Im Auslaut ist das n geschwunden nach ei: glää = klein; bää = Bein; kää = kein; ferner in hih = hin; nach anderen Vokalen ist es erhalten: loon = Lohn; in nebentoniger Silbe ist es immer geschwunden: essə = essen; siwwə = sieben; dännə = denen.

mhd. f (v) keine Besonderheiten, in Fremdwörter teils w, teils f: willa = Villa; wisasch neben fisasch = Visage; adfend = Advent; lafov = Lavor.

mhd. s wird in der Verbindung sp, st, sk, rs, ms auch im In- und Auslaut zu sch: schweschdv = Schwester; laschd = Last; ooschdarə = Ostern; mischd = Mist; həmschdv = Hamster; muschgaad = Muskat; du bisch = du bist; dunnaschdaag = Donnerstag; dəschd = Durst; gruschd = Kruste; weschd = Weste; dagegen wird s gesprochen in si is = sie ist; fevs = Ferse; fevs = Vers; əmsl = Amsel.

mhd. z ist überall als z erhalten; desgleichen mhd. sch überall sch.

mhd. h wird gesprochen nach dunkeln Vokalen (a, o, u) wie das ch in schriftsprachlich Nacht; dagegen ist der mhd. Reibelaut h Palatalvokalen (e, i) zu sch geworden; lischd = Licht; kisch = Küche; mischl = Michel; misch = mich; blesch = Blech; aisch = euch; leschv = Löcher; besch = Pech; gliglisch = glücklich; ebenso nach r und l zu sch: milsch = Milch; schdovsch = Storch; hovschə = horchen; vor s zu g: agsl = Achsel; nigs = nichts; im Auslaut ist es geschwunden in glai = gleich; aa = auch.

mhd. b ist zwischen Vokalen zu w geworden:; seewl = Säbel; gewwə = geben; schihwə = schieben; schraiwə = schreiben; im Auslaut ist es als b erhalten: habb = habe; schdubb = Stube; geschwunden ist es in buh = Bube.

mhd. pf, ph ist anlautend p: pund = Pfund; pann = Pfanne; paff = Pfaffe; puhl = Pfuhl; pingschdə = Pfingsten; peffv = Pfeffer; petzə = pfetzen; pitz = Pfütze. Zwischen Vokalen ist es b: abbl = Apfel; zibbl = Zipfel; schnubbə = Schnupfen; auslautend ist es nach m entweder b wie z. B. in schrumb = Strumpf, oder pf wie in sumpf = Sumpf; dəmpf = Dampf.

mhd. p: im Anlaut überwiegt b: binsl = Pinsel; bageed = Paket; bəndoffl = Pantoffel; babiv = Papier; besch = Pech; belz = Pelz; bossə = Possen; bulfv = Pulver; bloog = Plage; bobb = Puppe; baradihs = Paradies; badrən = Patrone; dagegen p in: paa = Paar; palm = Palme; pääl = Perle; pulz = Puls; pungd = Punkt; poschd = Post; zwischen Vokalen b: labbə = Lappen; subbə = Suppen; nach l zu w geworden: schdolwarə = stolpern; holwarisch = holperig; nach m und s zu b: glumbə = Klumpen; lumbə = Lumpen; kaschbv = Kaspar; auslautend b: kabb = Kappe; subb = Suppe; rabb = Rappe.

mhd. d ist inlautend nach n geschwunden: finnə = finden; wunnv = Wunder; hunnvd = hundert; kinnv = Kinder; kalännv = Kalender; ənnv = ander; gsinnl = Gesindl; binnə = binden; främmv = Fremder; holunnv = Holunder; ferner ist das d geschwunden in wärrə = werden; isch wä(v) = ich werde; ball = bald; hämm = Hemd; bollarə = boldern.

mhd. t ist anlautend d: dihf = tief; dochdv = Tochter; danzə = tanzen; zwischen Vokalen d: biddv = bitter; räddə = retten; gleddarə = klettern; nach Konsonant d: schbaldə = spalten; kaschdə = Kasten; geschwunden ist das t in: is = ist; bisch = bist; sunsch = sonst; hosch = hast; bräddisch = Predigt; jetz neben jetzad = jetzt.

mhd. g schwankt in der Aussprache zwischen Vokalen. Nach dunklem Vokal (a, o, u) schwankt die Aussprache zwischen g und ch (ch ist das ältere!): naggl neben nachl = Nagel; foggl fochl = Vogel; kuggl kuchl = Kugel; froogə froochə = fragen; saagə saachə = sagen; waagə waachə = Wagen; glaagə glaachə = klagen; zwischen Palatalvokalen (e, i) schwankt die Aussprache zwischen g und sch (sch ist das ältere, das allmählich verdrängt wird): liggə lischə = liegen; schdaigə schdaischə = steigen; feegə feeschə = fegen; jeegv jeeschv = Jäger; dieses Schwanken zwischen g und sch auch in der Stellung nach r, l: äävgv äävschv = Ärger; folgə folschə = folgen; sovgə sovschə = Sorgen.

mhd. k (c) lautet zwischen Vokalen g: aggv = Acker; baggə = backen; buggl = Buckel; faggl = Fackel; die Endsilbe mhd. —ec neuhochdeutsch ig, lautet isch: leddisch = ledig; wännisch = wenig; käänisch = König.



Bootshaus mit Blick auf Ludwigshafen (Tuschzeichnung) — Theodor Schindler, Mannheim



Wirkteppich Entwurf: C. F. Schmitt-Spahn, Karlsruhe
Ausführung: Textil-Werkstätte der badischen Landeskunstschule (Frl. Koberski)

Der Mundartdichter Hanns Glückstein

Von Hermann Eris Busse, Freiburg i. Br.



Wie Hebel im badischen Oberland, so ist Nadler im Unterland, im Gebiet der rheinfränkischen (pfälzer) Mundart der Klassiker der Volksdichtung geworden. Alle, die nach ihm im Dialekt gereimt und gesungen haben, kommen irgendwie von ihm her, er ist das Maß der pfälzer Mundartdichtung geworden. Man kann aber nicht alle Jene Epigonen nennen, die in heimischen Klängen Gemüt und Witz sammelten. Manchen, wennschon sie Nadlers Muse tiefgründig kennen, ist er nur Anreger geblieben zu durchaus Eigenem. Ich will vorweg nehmen, daß zu diesen Hanns Glückstein voll und ganz gehört. Man könnte ihm nachweisen, daß er Nadler besser studiert hat als das Gebetbuch, aber man darf ihm gleicherweise nachrühmen, daß er als Mannheimer sich echt, künstlerisch entfaltete und zu durchaus eigenem Schaffen gelangte.

Ernst Traumann schrieb einmal über pfälzer Witz und Humor[1]. Es reizte ihn, vom Geistigen und Seelischen her das Wesen der schillernden, beweglichen, grotesken und lauthalsigen Krischermuse zu zergliedern. Leicht war die Aufgabe nicht zu lösen, an Hand von Nadlers Gedichten schon gar nicht, denn sie sind eigentlich mehr die Früchte eines ernsten Gemütsmenschen, der durch spottgeschärfte Gläser in gedanken- und bildvoller Weltanschauung beobachtet. Nadler ist kein Krischer, er schöpft meist aus der Quelle reinen Humors, er ist einmalig gemeißelt und zeigt festen Schnitt; er schillert nicht. Reim um des Witzes willen, der aus dem Verstand allein kommt und freilich vom Pfälzer als die Domäne seiner spitzen, weinfeinen Zunge und übers Ziel hinausjuckenden Kritikfreude betrachtet wird, solchen Reim macht Nadler nur ganz selten. Bei ihm sind, sieht auch eine Fassung nach spritzigem Witz aus, stets noch „S a ch e è h n e d r a", wie Hebel geheimnisvoll eine Dichtung schließt und damit einen goldenen Schlüssel denen in die Hände gibt, die ihn zu benützen verstehen. Was also hinter den Worten lebt, gilt als ewiges Geistern und Wirken in die Geschlechter hinein; man hat es im Gefühl und kann es nicht sagen. Das ist Künstlertum und stille Größe, und das wächst über das mundartlich Gebundene hinaus. Hierin liegt wohl der eigentliche Unterschied von Witz und Hu-

[1] „Von großen und kleinen Männern in Heidelberg", Verlag J. Hörning, Heidelberg 1926.

mor: der Humor bleibt ein Wert des Gemütes über Zeiten hinweg, der Witz verpufft wie Raketen, man genießt ihn, man lacht, man zertrümmert damit die Sorgen der Stunde und man bewundert seine Schlagkraft im sprudelnden Temperament des Augenblicks. Humor kann genial sein, irgendwo wurzelt er auch im Tragischen und er ist ein Gebild der Seele; der Witz ist stets nur Begabung, er fällt dem Gescheiten ein, auch dem Nüchternen (trockener Witz) und durch alle Wasser Gezogenen. Er ist vor allem mitleidslos. Sowie eine Spur von Hemmungen, — wie das Mitleid eben eine bedeutet, — hineinkommt, wischt er in das Grenzgebiet des Humors hinüber, heißt dann vielleicht Satire und fällt auch einer gewissen untergründigen Tragik anheim.

Mir liegt eigentlich die Aufgabe ob, nur über Mannheimer Mundartdichtung mich auszulassen. Da ich Oberländer bin, eng vertraut mit dem Wesen und Ausdruck meines Stammes, aber durch meinen Aufgabenkreis gezwungen, triebhaft gezwungen, mich in die Verschiedenartigkeit von Land und Leuten unserer Heimat einzuleben, drängen sich Vergleiche auf, die vielfach scharf das Eigenartige eines Volkstums herausheben und ein klareres Bild des geistigen und täglichen Gesichtes unserer unterschiedlichen Landsleute geben, als durch Beobachtung inmitten eines Gleichen, Gewohnten stehend möglich wäre.

Was mir irgendwie erreichbar war an pfälzer Mundartdichtungen diesseits und jenseits des Rheines habe ich gelesen und zu erleben versucht. Die Fülle war groß, die Auswahl des Wertvollen im Einzelnen nicht leicht. Nach und nach schälte sich der Kern, der allen eigen ist, heraus; daß manche lustige Gleichung sich mir aufdrängte und manche heitere Verschiedenheit lächelnd quittiert wurde, sei hier nur angedeutet.

Der Wein zum Beispiel ist im Dichtermund des Ober- wie des Unterlandes Gottesgeschenk; aber wie schenkt die süße Labe der Oberländer Spender und wie der Unterländer! oder besser wie nehmen beide die Gabe an! Im Alemannischen bedeutet der Wein die Vereinigung von „Weltgeischt und Erdguu“, wie Hermann Burte[1], der größte Mundartdichter seit Hebel, schreibt. Es ist „Chraft vom Bode, Liecht vom Himmel, Saft un Sunne, himmlisch Füür im ärdige Wy“ und vom Rebbauer heißt's: „Allewyl us Gottis Ode zieht sy Schnuufes her der Buur“. Gott ist der große Geber und Schöpfer, er ruht über Allem: hoch, unnahbar, streng, man trinkt ihn ehrfürchtig im Wein, man sagt nicht Gott dazu, denkt es nicht beim Gläserheben, man spürt es nur tief inwendig: Er ist. Ganz anders fühlt sich der Pfälzer beschenkt: wie ein Kind freudig und aufgetan schlozt er den Wein, und von seiner umschmeichelten Zunge springt als ein Lachen der Dank an „de liewe Gott“. Überall streut der liebe Gott seine Gaben hin, die gut schmecken, gut duften; alles was angenehm, froh und hell ist, stammt von ihm. Das Verhältnis vom Pfälzer zu Gott, drückt sich im Gegensatz zum großgeschauten Herrn des Geistes und der Seele der tiefveranlagten Alemannen recht familiär in der Dichtung aus. Der Glaube an den Lohn deckt die Furcht vor der Strenge völlig zu. Gott wird kaum einmal mit menschlichen Eigenschaften geschildert im Alemannischen, er ist unantastbar. Der Humor berührt ihn nicht; man läßt ihn aus dem Spiel. Der Pfälzer aber in seinem selbstverständlichen, dionysischen Lebensgefühl holt ihn vom Himmelsthron herab und führt ihn im Paradies der Pfalz umher, wie etwa Kinder den von der Reise mit Geschenken heimgekehrten Vater im Garten umherführen, als sei der inzwischen anders und schöner geworden.

[1] „Madlee“, Alemannische Gedichte von Hermann Burte, Verlag Sarasin, Leipzig.

Über guten Pfälzer Wein soll sich ja keiner beschweren; denn: „Wenn deß de liewe Herrgott heert, dann loßt 'r keen mehr wachse", mahnt Hanns Glückstein. Des Pfälzers Lebenslust kennt keine Gedanklichkeit, frisch, würzig, sprunghaft alles Hemmende überrennend, lacht sie keck ins Blaue. Ein Rausch ist eine Tat, die in ihrer komischen Wirkung überwältigend bildhaft gestaltet wird in den Gedichten vom Wein. Eine Komik mit Witz und Übertreibung gespickt, wie sie dem Oberländer fremd ist; er nimmt seinen Rausch nicht so leicht, er wird entweder sentimental, genial oder finster, wenn er zu stark geladen hat. Wie weit die Art des Weines an diesen taumelnden Verwischungen des Wirklichen schuld ist, vermag ich nicht zu sagen. Im Ernst, diese Dinge rühren an die Geheimnisse des Volkscharakters.

Ein Anderes fiel mir auch auf; das Verhältnis des Unterländers zum Weib in seinen Mundartgedichten. Ich habe selbst in den tollsten Sauf- und Schwankliedern auch von schweizerischen Alemannen kaum den Ausdruck „Alte" für Ehefrau gefunden, wenigstens ist er mir weder bei Hebel noch bei Burte (allerdings Junggesellen), aufgefallen. Man nennt „das Wyb" selten in typischen Mannsgedichten; es bleibt aus dem Spiel, es wird fast ausschließlich in Liebesversen, viel auch in innigen Muttergedichten genannt. In Pfälzer Versen auf Schritt und Tritt begegnet einem „mei Alde", die gefürchtete böse Sieben oder die Neunmalkluge, die Häfelesguckerin und Modetörin: kein guter Faden bleibt an ihr. Und doch steckt hinter allem Schlimmen, das der „Alten" von dem so sagenhaft braven Manne angehängt wird, die Lieb und Achtung vor der Hausfrau, die man nur am Stammtisch, sonst aber nie und nimmer missen mag, das sei zur Ehrenrettung und Vorbeugung gegen Rachegelüste von seiten des schönen Geschlechts den Pfälzer Dichtern und Reimern zugestanden.

Da die Mundartdichtung stets aus der Volksseele aufsteigt und den Lebensrhythmus des Stammes ausdrückt, kann man stichhaltig allein aus ihr die Eigentümlichkeit des leiblichen und geistigen Daseins erforschen.

Der Mannheimer nimmt eine ganz besondere Stellung im Volksganzen der Pfälzer ein, ihn schliff die aufstrebende Großstadt, er wurde gewandter, gewitzter, gewürfelter als der Pfälzer ringsum, aber sein Lebensgefühl, seine Lebenslust wuchs noch weiter und vielleicht auch begehrlicher in die Tiefe. Der echte, alte Mannheimer genießt feiner, er liebt, fördert begeistert die Kunst, vor allem die des Theaters. Das liegt ihm, die Welt des Scheins, das Schaubare, Bildhafte berückt ihn. Er ist ein Augenmensch. Wie sollte er es nicht sein inmitten einer fruchtbaren, weiträumigen Landschaft und einer lebhaften, schaffigen Volksgemeinschaft!

Weil er das Schöne und Bewegende am liebsten im Bilde erlebt, das ruhig drastisch, durchaus wirklich, eher übertrieben sein darf, paßt auch das laute Wesen immer noch in das Wesen des Mannheimers. Er hat keine Zeit und keine Fähigkeit zum Stillesein. Im Kunstgenuß wie im Lebensgenuß bevorzugt er das Handfeste. Er ist in diesem Sinne gesund und ehrlich. Sein Verstand schafft Gemütsgerümpel und Gefasel weg.

Man kann sich leicht vorstellen, daß unter diesen Umständen in der Dichtung die Lyrik eine seltene Begabung ist, ich fand neben ganz leisen lyrischen Untertönen der Glücksteinschen Verse eigentlich nur ein vollendetes lyrisches Gedicht, und zwar bei Palatinus, einem Poeten links des Rheines, das Liebeslied: „Summernacht". Die Lyrik der Lina Sommer fließt aus ihrem Frauentum allein und scheidet hier aus.

Der Pfälzer holt seinen Stoff aus dem Leben der Mitmenschen ringsum; die Natur bietet ihm meistens nur kurze Verse und ist schöner Hintergrund der Freude

auf Landpartien, erlebnisfrohen Weinreisen, vergnügten Sonntagsausflügen mit Kind und Kegel. Die Natur, so heiter sie sich dem Pfälzer auftut, fordert nicht seinen Humor und Witz heraus, den läßt man nur am lieben Nächsten, freilich nicht minder auch an sich selbst sein Mütchen kühlen. Da sprüht's und spratelt's nur so, da geht man feurig und rasch auf das Ziel los, nämlich auf die entblößte Schwäche des Nachbarn, die meistens eine Schwäche des Menschen überhaupt bedeutet. Und die Moral von der Geschichte guckt ohne Hehl bald hier, bald da aus dem forschen, wirkungsvollen Spottfeuerwerk heraus, manchmal freilich mit verbranntem Schnabel, aber rührig und wachsam trotzdem. Im Kritisieren haut der Mannheimer leicht über die Schnur, nicht aus Boshaftigkeit; er kann bloß schwer sein Temperament zügeln, er kreischt los und sagt heraus, wo ihn oder einen anderen der Schuh drückt. Dabei überfallen ihn förmlich komische, unzweideutige Bilder des Vergleichs, darin spiegelt er unerschöpflich die tausend kleinen und kleinlichen Dinge des Alltags und gibt ihnen die lächerlichsten Stellungen im weltanschaulichen Ganzen. Seine Mundart strotzt von farbigen, saftigen Wörtern und Wortspielen, die seinem Witz untertan sind wie die Hofnarren ehedem ihrem königlichen Brotgeber; das heißt: sie wuchern keck und stürmisch oft über das gesellschaftliche Maßhalten hinaus und rennen den Dichter um, selbst ein eigenes, übertriebenes Dasein zu führen. Man sagt dann, ihm geht der Gaul durch.

Es fehlt jedoch nie an schlagendem Witz, der die Betroffenen selbst so zu berücken vermag, daß sie am herzhaftesten zu lachen und zu verstehen gezwungen sind. Auch vergißt der Pfälzer leicht jede Unbill, er händelt nur gern, wortwechselt gern, und schlägt aus dem Handgelenk eine gute biegsame Klinge. „Die Pointe ist da leicht und heiter wie aus dem Nichts entsprungen", sagt Traumann in seinem Beitrag zu dem Pfälzer Wesen.

Aus all diesen Eigenschaften heraus erhellt sich, daß der Pfälzer Gesellschaftsmensch sein muß. Vereine, Stammtische, große Familien, Volksfeste sind daher Tummelplätze seiner durchaus sinnlichen Lebensfreude. Eigenbrödler gedeihen selten, Originale jedoch häufig unter ihnen.

In der Stadt Mannheim entwickelt sich das Temperament natürlich noch mehr zur lebhaften Seite hin. Man muß rennen, hetzen, schreien, umeinanderwirbeln, um das Salz zum Brot zu verdienen; die Langsamen gelten für dumm, die Stillen für einfältig. Wo etwas los ist, muß der echte Krischer dabei sein. Er arbeitet tüchtig den Tag über, ist amerikanisch anspruchslos was Ruhepausen und Essen anbetrifft, — Zeit ist Geld. Er scheint zum Großstädter geboren und schafft, um reich zu werden. An Feiertagen jedoch fliegt das Geld leicht fort wie sein Humor und Witz, da knausert er nicht, obschon er auch nicht verschwendet.

Der anderen Seite, die, je mehr das Volk an der Oberfläche schwimmt und von kühlen, nüchternen Alltagsregeln gebunden und getrieben ist, sich um so hartnäckiger behauptet, ja sogar an Boden gewinnt, ich meine der Seite des Gefühls, muß auch der Mannheimer Tribut zahlen. Er tut es verschämt, das heißt seine Dichter und Reimer tun es. Und wenn einem solch eine Stelle in Gedichten (bei Glückstein häufiger als bei den anderen) begegnet, freut man sich, man hat den Eindruck: es schwimmt einer auf dem Stromspiegel wohlig und fröhlich, er taucht, man wundert sich wie gut er in die Tiefe kommt und wie Schönes, Wertvolles er heraufbringt; aber kaum hat er es oben und mit ernstem Lächeln betrachtet, läßt er es schon hinabsinken, um es wieder einmal, wenn es ihn treibt, für einen Augenblick heraufzuholen.

Geschieht dies allzu oft, so merkt man aus dem Mannheimer Lebensrhythmus heraus: jetzt geht die Ursprünglichkeit und Echtheit verloren. Aus der Quellfrische

wird matte Limonade, wenn ein Dilettant sich im Fühlen darstellt. Und wenn ein Dichter die Mundart zum Ausdruck des Geistigen zwingt, kraft seines Könnens, wird bestenfalls Edelwein daraus, der nicht volkstümlich ist. Die Mannheimer aber nehmen ihre Mundart nur quellfrisch an und sprechen so ihren Dichtern ganz natürlich das Urteil. Man hört und liest hie und da, daß die Pfälzer Mundart zur Vermittlerin seichten Witzes erniedrigt worden sei. Nur der oberflächliche Betrachter kann, was die Mannheimer und die in der Gesamtheit gleiche Pfälzer Dichtung anbetrifft, diese Behauptung wagen. In seinen guten Mundartdichtungen stellt sich das heitere Volk dar wie es leibt und lebt. Dahinter stehen, freilich nur dem Einfühlenden sichtbar, seine Ideale und seine Religion. Darauf einmal einzugehen, behalte ich mir des beschränkten Raumes wegen an anderer Stelle vor.

Unter den Pfälzer Poeten sammelt sich stattlich die Schar der Mannheimer. Sie haben eine ganz tüchtige Tradition geschaffen und ihre Werke und Werkchen sind Fundgruben des Volkswitzes, der Volkskunst und Heimatkultur, der mundartlichen Wortlehre. Der bedeutendste mag J. Ph. Zeller sein, „D'r Vetter aus d'r Palz."[1] Er wurde 1824 geboren und starb 1862. Im Jahre 1863 gaben seine Freunde seine Dichtungen gesammelt heraus. Im Mannheimer gesellschaftlichen Leben spielte der nicht ganz fertig gewordene Mediziner, der vor vielseitiger Begabung nicht zum einheitlichen Wirken kam, eine große Rolle. Er war vor allem auch der eigentliche Gründer des Mannheimer Altertumsvereins. Merkwürdig berühren gerade den Oberländer, der mit Hebel innig vertraut ist, die Gedichte Zellers. Man muß wissen, daß er den Ehrgeiz besaß, für das Pfalzgebiet das zu bedeuten als Mundartdichter, was Hebel für die Mundartdichtung überhaupt geworden ist: ihr klassisches Vorbild und Beispiel. Auch wenn man diesen Wunsch Zellers nicht kennt, fällt einem sein Weg in Hebels Spuren auf. Das geht soweit, daß man einige seiner großen Gedichte, nahezu als Übersetzung der Hebelschen Idyllen ins Pfälzische bezeichnen kann, und von tiefgründigem Belang ist dabei, wie geistvoll und dichterisch eigen bei aller Anlehnung, Zeller doch zu gestalten vermag. Das Wesen des Pfälzers wird nicht vergewaltigt. Liegt dieser seltsamen Gleichungsmöglichkeit nicht tief die Tatsache zugrunde, daß Hebel einen starken Schuß rheinfränkischen Blutes durch seinen Vater, der aus Simmern stammte, ins Blut bekam?

Wie schön und innig, anschaulich ist das Zellersche Gedicht „D'r Appelbaum". Er schildert, wie die Blüten es kaum erwarten können aus den Knospen zu springen und obwohl der alte, mürrische Vater es noch nicht leiden will, an den Tag drängen:

„Jetz is 'n Alles zu eng, sie drücke 'n unn schiewe 'n unn mache,
Unn 's is halt ennder ken Ruh, als bis daß se draus an d'r Luft sinn."

Unwillkürlich hörte ich beim Lesen dieses Gedichtes unseren Hebelschen Dialekt mit. Diese Sinnigkeit und fromme Sinnlichkeit berückt, sie ist bei Zeller pfälzisch und ist es doch nicht so, daß sie im Volke heimisch wird, es rinnt das drinnen, was ich bereits über den Edelwein der geistig gesteigerten Pfälzer Dichtung andeutete.

Jakob Strauß, geboren 1861, gestorben 1911 zu Mannheim, erreichte eine große Volkstümlichkeit. Er war ein beliebter Mann wo er hinkam, seine Gedichte gaben wie bei Zeller auch nach seinem Tode die Freunde heraus[2]. Trink- und Festlieder voll lachenden, trefflichen Humors schrieb er. Sein „Mannem" gilt ihm alles

---

[1] Erschienen bei J. Löffler, Mannheim 1863.
[2] „Feierabend", Dr. Haas'sche Buchdruckerei, Mannheim.

in der Welt, wie überhaupt bei allen Mannheimer Poeten mindestens einmal als stehende Formel das „Mannem vorne“ auftritt, ein Wahrspruch und Wahlspruch, der alle Mannheimer verpflichtet und begeistert zugleich. Im Vorwort des Freundes heißt es von Strauß: „Er schuf das „Mannem vorne“ aus innerster Seele heraus, er, der treue Sohn seiner Heimat, er, das Urbild des Bürgers.“ Den Dichtern verzeiht man auch in Mannheim ein gemütliches Tempo, wenn sie dann nur im fröhlichen Vereine ihren Mann stellen. So war Strauß besonnen fleißig untertags, im Abend aber aufgeschlossen und gesprächig wie alle Krischer.

Eine einzigartige Rolle spielt im Stadtleben die köstliche Schriftenreihe „Stadtbas unn Lorenz“[1], die Heinrich Unger, (geboren 1835, gestorben 1907), ins Leben rief, die noch heute, freilich in ziemlich gewandelter Form, als Unterhaltungsbeilage einer Mannheimer Zeitung weitergeführt wird. Die Stadt von heute ist eben aus der gestrigen ungeheuerlich herausgewachsen; das Kleinstadtbürgertum, dessen wunderliche Streiche, Schnurren, Zänkereien und Stammtischgespräche Stoff in Fülle zu Witz und Humor boten, diese warmblütige, genußfreudige, von kleinen Erlebnissen zehrende Familiengesellschaft wurde ganz und gar in die gute, alte Zeit gedrängt. Unger hat um das spottsüchtige, krakehlige, scharfäugige und witzzüngige Ehepaar Bittermaul eine Reihe von Reim- und Prosareden geschart, die aber auch alles vor die Öffentlichkeit zogen, was faul war im Staate Dänemark. Die Winkel wurden herzhaft ausgekehrt, frisch von der Leber weg die Unsitte beim rechten Namen genannt, die Sitte gepfeffert gepredigt und jedem ungerechten Verdienst und Hochmut das rote Mäntelchen herabgezogen. In dem Blättle der „Stadtbas“ verhechelt zu werden, galt als schlimme Strafe, die der bürgerlichen Ehre den allzu glänzenden Schild trübte. Unger schien der Schnittlauch auf alle Suppen zu sein in solchen Dingen, er hörte das Gras wachsen und „die Flöh huschte“, ihm entging nichts, was für die „Stadtbas“ geeignet war. Sein Humor biß und sein Witz kratzte, aber lachen mußte man doch darüber, und das nahm allem die unangenehme Schärfe. Die Bittermauls, zwei echte, unverwüstliche Mannheimer Typen, sind heute noch nicht ausgestorben, Hanns Glückstein weiß, wenn auch unter anderen Namen, manche ihrer trefflichen Urteile und Entdeckungen in Reim zu bringen.

Sie machten überhaupt Schule die zwei, denn wie viele nächtliche, bittere Ehepredigten gehen auf ihre Lehrmeisterin, die zungenfertige Stadtbas zurück, die ihres Lorenz' und von seinem Beispiel ausgehend, manches andere schwarze Männergewissen zu reinigen herzhaft bestrebt war.

Zu einiger Bedeutung gelangten auch die im Verlag Ernst Aletter zu Mannheim erschienenen mundartlichen Sammlungen von Ludwig Brechter (1850 bis 1923) „Pfeffernüß“ und „Seefeblose“, und die von Hermann Waldeck „Nor nit brumme“, „Aus d'r Mannemer Mapp“, „Vun de Lewwer weg“. Ihren Rang nimmt auch Fritz Brentano (geboren 1840) ein, dessen „Schnoke unn Schnurre“ im Verlag „Lustige Gesellschaft“ zu Berlin erschienen sind. Allen dreien liegt ein echter Pfälzergeist zugrunde, sie reimen freudig und voll Humor, ihre Mundart zeigt Kraft und Saft. Ein Körnlein echte Dichtung rollt mitunter auch in ihren Poetereien, die sonst viel der Gelegenheit entspringen, dem weinfröhlichen Männersinn, Klingendem, Lachendem und Derbem zugeneigt.

---

[1] Gereimtes und Ungereimtes in Mannheimer Mundart, 3. Auflage, Verlag J. Gremm, Mannheim 1926.

Ferner darf man die Schriftchen von Jakob Frank „Pfälzer Humor[1]", Karl Noll „Aus meiner Schnuppduwaksdus[2]" und die Mundartbücher Ludwig Levy's[3] nicht vergessen, ebenso wie die in Zeitungen da und dort verstreuten Verse von A. Weber und Göller. Ich bitte mir nicht anzukreiden, wenn ich eine Persönlichkeit vergessen haben sollte, böswillig sicher nicht.

Meine Aufgabe war im Grunde, den zur Zeit fruchtbarsten und bedeutendsten Mannheimer Mundartdichter Hanns Glückstein in den Rahmen der Pfälzer Volkseinheit zu stellen. Er singt und sagt, was ihm durch sein echtes Mannemer Blut rauscht, was er an seinen lieben Nächsten entdeckt, mit ihnen erlebt, das blitzt und blinkt, stürzt und stürmt, jubelt und schreit in seinen Gedichten quicklebendig. Stille und feine Sonntagsstimmung, lyrisches, lenzliches Liebeswesen, neckisches, sauberes Angebändel mit drallen Pfälzer Mädel, Sehnsucht nach ländlichem Frieden, dies alles findet auch seinen schlichten, ungekünstelten, aber volkskünstlerischen Ausdruck bei Hanns Glückstein. Die sich selbst belächelnde Sentimentalität liebt das Volk, das geht nicht zu einem Ohr schmeichelnd hinein und im nächsten Augenblick, da ein anderes Bild winkt, wieder ohne das Herz berührt zu haben hinaus, das bleibt innen und vermag, kommt eine seltene stille Stunde, wieder zu erwachen und volksliedhaft aufzublühen. Diese wiesenblumige Lyrik ist eine Eigenart Glücksteins; sie beweist, wie schmiegsam sich auch der Pfälzer Dialekt in das Zarte finden kann; aber freilich ein Wort, ein Satz, ein Bild zuckt auch im stillsten Gedicht aus der Stille in das Laute wie ein Blitz, der die unnötigen Tränen der Rührung verschlägt; denn ihrer schämt sich jeder Pfälzer, selbst wenn er Liebeskummer und vor allem Heimweh hat.

Aus den Dichtungen Glücksteins allein, die in einer stattlichen und bunten Reihe von Bändchen an den Tag gekommen sind, kann man den Mannheimer Typ herauswirken.

Glückstein selber ist ein besinnlicher, von gemütvollem Humor und verstandeskühlem Witz zu gleichen Hälften begabter Mensch. Er dringt so tief auf Herz und Nieren seiner Landsleute, daß er sich selbst jedem einzelnen im Blut rauschen fühlt. So zeigen seine Gedichte die wechselvolle, draußen in der Welt viel verkannte Gestalt des Mannheimers, der als Bloomaul, Wuppdich, Krischer in allen Erdteilen einen eigenartigen, spöttisch-liebenswürdigen Ruhm genießt. Den „Mannemer" kennt man überall heraus, er verleugnet seine Mundart nicht und hat er daheim auch leicht den Mund auf über allerlei Dinge, und spricht respektslos, witzig von der hohen Politik, von Gericht und Regierung und läßt nichts Auffälliges ungeschoren, so liebt er doch sein „Mannem" über alles, lobt und preist es draußen in allen Tonarten und nichts hat neben seiner stolzen Vaterstadt Bestand. Der Mannheimer ist in anderen Dingen sonst garnicht sehr gesinnungstüchtig. Man sagt ihm im allgemeinen nach, er hänge flott sein Mäntelchen nach dem Wind, und was rot sei heute, heiße er morgen, wenn's nötig würde, blau. Daran ist schon etwas. Der Pfälzer ist seit langem ein Grenzvolk, dem es grauenhaft schlecht ging in Kriegstrubeln, so daß er gezwungen war, sich oft zu wandeln äußerlich: wes Brot ich eß, des Lied ich sing. Im Innern blieb er aber Pfälzer und leugnete es nie unter seinesgleichen. Er ist viel zu rasch im Fühlen, ein Stimmungsmensch, als daß er aus seinem Herzen eine Mördergrube machen könnte. Seine Beweglichkeit brachte ihm viel ungerechte Nach-

---

[1] J. Frank „Pfälzer Humor", Verlag J. Spahn.
[2] K. Noll „Aus meiner Schnuppduwaksdus", Verlag Herters Buchhandlung, Mannheim.
[3] Die Bücher Levy's erschienen im Selbstverlag 1896 und 1898.

rede, auch die liebenswürdige Lärmfröhlichkeit und krakehlige Sucht des Übertreibens, mit dem er sich im Weltbild durchsetzt.

Gewiß! der Mannheimer ist unlogisch, reine Verstandesmenschen, die ihm eine übertriebene Behauptung in die langweilige Wirklichkeit zurückbeweisen, sind ihm ein Greuel. Seine tollen Gedankensprünge sind jedoch über das hohe Seil des Witzes und Humors gespannt. Er ist wahrhaftig zuweilen ein Seiltänzer des Lebens mit allem Geflunker, allen Mätzchen und allem bunten Flitter und Tand dieser leichtfüßigen Leute, er verblüfft herzlich gern, so sehr er bewußt und unbewußt andere mit kühnen, im Kerne wahren Behauptungen vor den Kopf stößt. Zum schillernden, nur dem Kenner sich offenbarenden Charakterbild des Mannheimers gehört unbedingt sein zäher Fleiß bei der Alltagsarbeit, da lottelt er nicht, sein Verstand schafft: kaufmännisch, rechnerisch weitschauend und gerissen zeigt sich der Mann im Beruf. Dann, beim geliebten „Vertele" ruht er aus — aber wie? Glückstein faßt dieses Wesen kurz zusammen:

Jugse, singe, kreische, lache,
Schlachtfescht, Kinddaaf, Hochzigmache,
Finkepfeife, Sunneglanz,
Mädelküsse, Kerwedanz,
Äppelbengle, Luscht unn Juwel,
Echter, rechter pälzer Truwel,
Korz in alle Ecke knallt's
In de Palz.

Man meint in dem Wirbel stehen nur die Dichter still und zeichnen alles auf, scharf beobachtend, gerüttelt voll mit witzigen Einfällen, drastischen Wortspielen und Sprüchen.

Hanns Glückstein belauscht die Mannheimer Hafenarbeiter, die Sackträger, Waschfrauen und Kutscher. Unverfälscht reden sie miteinander in der alten Bürgersprache. Längst verschollene Ausdrücke gabelt er so auf und verwendet sie. Das würzt namentlich seine Trinklieder und Spottverse und stärkt die Schlagfertigkeit der Trümpfe. Bei aller Kühnheit der Bilder und Ausdrücke verfällt Glückstein nie ins Unfeine, weil sein Denken und Fühlen lauter ist. Ein Dichter kann ja auch kein Rohling sein, denn ihn treibt nicht die Gelegenheit, so derb und anregend sie sein mag, zum Reimen, sondern ein innerer Befehl. Ihm liegt nicht nur daran, das Volk zu unterhalten, sondern auch zu bilden. Deshalb schreibt man Glückstein die erhöhte Stellung unter den Pfälzer Mundartdichtern zu; er hängt nicht am schnöden Witz, am kühlen Geistesblitz und übt seine Gabe an nichtigen oder groben Dingen, ihm gehen die Erlebnisse tiefer und er wandelt sie um in Deutungen des Volksgemütes und der schamhaft hinter Genußsucht und Lebensfreude versteckten Seele. Daß ihm der treffsichere Humor, das plastische Mittel des richtigen Wortes und die blitzende Klinge des Witzes nicht abgehen, erhöht nur seinen Einfluß. Er macht auch Gelegenheitsgedichte, — warum nicht — wenn der Stoff ihm liegt.

Seine Liebeslyrik und die Kindergedichte bieten Perlen der Dialektdichtung; ihm liegt auch die Natur nicht nur als weinspendende, von Gasthäusern anmutig und nahrhaft unterbrochene Landschaft hingebreitet da, er empfindet sie schlicht, religiös und von Geheimnissen des Lebens erfüllt. Er greift wie Zeller tiefer in die Saiten, er hebt die Mundartdichtung aus dem sinnlichen Lachen in den sinnigen Ernst, Jugend, Kindheit, erste Liebe, fröhliches Feiern mit Wein, Weib und Gesang im heiter-ernsten deutschen Sinne, Wandern und Reisen, lustige Streiche, und

herzliche Kleinstadtromantik bieten seiner Dichtung einen gewiß allgemeinen, doch in seiner Gestaltung aus dem Pfälzer Charakter heraus ganz eigenartig formbaren Stoff, dessen Ausdruck in manchen Glücksteinschen Gedichten einmalige Geltung behalten wird. Vor allem fällt auch das reine Versmaß auf, die Sauberkeit des Zeilentaktes, an dem es manchen Mundartdichtern mangelt. Das beweist, daß Glückstein nicht nur mit Talent reichlich begabt ist, sondern auch, wie ein richtiger Meister, sein Handwerkszeug in Ordnung hält, vor allem es überhaupt besitzt. Das ist ein sicheres Unterscheidungsmerkmal des Berufenen und ernsthaften, bescheidenen Gestalters vom unberufenen Reimschmied. Das Geklingel am Ende der Zeile und die unvermutete Pointe zum Schluß des Verses macht noch nicht den Künstler, kaum den Könner aus, auch der Volksdichter muß Form und Rhythmus haben in seinem Werk, und ein gutes Quäntchen Andacht vor der schlichten Schönheit des Wortes, des mundartlichen vorab.

Des Dichters Werke muß man lesen, vortragen und genießen. Sie sind „Pfälzer Hochgewächs", breit, episch und in die Sonne gelagert wie fruchtbare Weinberge, obstreiche Ebenen, manchmal aber auch den Übermut mit kurzen Reimsprüchen stark abduschend, wie bei einem Sprung in den kühlen Rhein und zuweilen aufjauchzend wie Liebespaare beim Kerwedanz und kreischend, wie angesäuselte Pälzer Zecher. Mondscheinstille und Feiertagszigarre erfüllen die Lenzsonntage, geruhsam häusliches Familienglück, Kindermund tut komisch köstliche Wahrheit kund, und den Zecher läßt er überwältigend lächerliche Visionen erleben. Ein trauriges, leidvolles Pfälzer Dorfliebespaar, Romeo und Julia gleich, erreichen nach treuer Liebe doch ihre Vereinigung, denn blutige Tragik lehnt der Pfälzer ab; er liebt das glückliche Ende. Das „Bettelprinzeß'che" heiratet also den Schulzensohn und bringt ihm Kinder. Der „Geigefranzl" erlebt in der „Pälzer Musikandeg'schicht" sein Schnorrantenschicksal in der Fremde, das ihn erst im Alter wieder heimführt, wo er sein Heimweh und seine alte, nie gerostete Liebe zur Ruhe bringt. In alten „Kleenschtadtgasse" schläft die gute alte Zeit und der großstadtmüde Dichter staubt sie ab und umdichtet mit feiner Selbstverspottung diese entschwundenen Bilder. Er schreibt weit ausgesponnene Idyllen nieder, trägt Lachen und Weinen echt pfälzisch durcheinandergewirbelt in einem Sack durch sein schönes, lichtes, geliebtes Dichter- und Heimatland.

Über seine Person etwas zu sagen, würde er mir krumm nehmen; daß er untertags in verantwortlicher Stellung auf einer Großbank tätig ist, gerne seinen „Duwak blotzt", mit viel Kennersinn ein „Vertelche petzt", ein prächtiger Kamerad und ehrbarer „Familievatter", vor allem aber ein waschechtes Kind seines „Mannem in der Palz" ist, das zu berichten wird er mir nicht übelnehmen; denn „was wohr isch, derf m'r sage", heißt's bei uns im Oberland.

Mundartwerke von Hanns Glückstein:

„Sunneschtrahle", Verlag E. Aletter, Mannheim (vergriffen).

„Mannemer Sprüch unn Kinnerbosse", Pälzer Kleenschadt-Schtickelcher", „Ernscht unn Schpaß aus unserer Gaß", „Pälzer Gebabbel", Verlag Th. Berkenbusch, Heidelberg.

„Pälzer Jungbrunne", „Pälzer Krischer", „Pälzer Schnooke, Schnitz unn Schnörkel", Verlag J. Bensheimer, Mannheim.

„'s Bettelprinzeß'che", Verlag J. Marnet, Neustadt a. H.

Etliche mundartliche Kriegsbücher wie „Mannemer Buwe und Mannemer Mädle unn de Krieg", auch die „Kriegsschnooke aus de sunnige Palz" sind längst vergriffen.

Gedichte in Pfälzer Mundart

Von Hanns Glückstein, Mannheim

De richtige Mannemer

'me echte Mannemer geht 's nie schlecht,
Der find sich üwwerall zurecht,
Unn s c h e i n t 's 'm dreckig mol zu geh'n:
Er doppst wie 'n Tanzknopp uff die Been!
Der kummt nit unner Wagerädder,
Der flitzt devun wie 's Dunnerwetter!

'me Mannemer nemmt keen Mensch was krumm,
Unn was 'r schwätzt, deß is nit dumm,
Er redd aach alles mit Humor,
Unn was 'r secht, is alles wohr!
Wann aach sein Schtimm nit wie e Harf is
Unn 's Babble manchmol ziemlich scharf is!

So 'n Mannemer, der is uffgeweckt,
Wo manchmol aach was zu sich schteckt
Vun eem, wo dümmer als e Kuh,
Er secht als „Dank schön!" noch dezu!
Doch merkt dann hinnenooch e Jeder:
De Trump vum Mannemer kummt erscht schpäter,
Sodaß de annre ganz gewiß
Beim Knalleffekt de Dumme is!

Guckscht so 'me Mannemer in die Aache,
Die due d'r so manches sage:
Gutmütigkeit, Humor unn Schlauheit,
Vun Uz unn aach e bissel Rauheit,
Vun Lieb zur Heimat unn zum Rhein,
Zu Mädel, Wald unn Wies' unn Wein!

Unn hott 'r irgend was im Kopp,
Dann muß 's raus, sunscht kriegt 'r 'n Kropp!

Beim schaffe macht 'r nit lang Schmus,
'S hott jedi Arweit Hand unn Fuß!
In dere Zeit, wo 'n annrer schwätzt,
Do hott 'r g'schafft — — unn eens gepetzt!

Unn is so 'n Mannemer aach recht witzig,
Doch manchmol werd 'r aach mol hitzig:
Zum Beischpiel, wann eens „Babbsack" schennt,
Unn wann sein Esse angebrennt,
Unn wann eens mault gar uff die Palz,
Dann bort 'r 'm glei eens uff de Hals!

Unn wann kredenzt eens g'schmierter Wein,
Dann fahrt e Dunnerwetter nein!

Im Große, Ganze is 'r friedlich
Unn g'fällig, freundlich unn gemütlich,
Hott Schneid vum Nüßkopp bis zur Zeh
Unn Dorscht unn Apettit for zwee!

E jeder Mannemer is e Perl
Unn außerdem 'n ganzer Kerl
Mit Grütz im Hern unn schtets versöhnlich,
Korzum 'n Mensch, ganz ungewöhnlich,
Ganz annerscht als wie anner Leut
In Wese unn Persönlichkeit,
Im Denke unn in seiner Redd!

's fehlt bloos, daß 'r zwee — — Schnäwwel hätt!

's Photographiealbum

Ja, ja, ihr Leut, die Zeit putzt ewe aus,
Was nit mehr paßt, deß fegt ihr Bese naus,
Was heut noch schteht, werd morge seitwärts g'schtooße,
Unn 's liewe alte, deß werd umgebloose!
Was jetz eem freet, weil 's hochmodern unn fein,
Kummt oowends in die Krempelschublad nein;
Was ewe vun de Menschheit werd verhimmelt,
Schun ball dennooch in Schtaab unn Dreck verschimmelt!

Was unser Eltre in geruh'ge Tage
Voll Schtolz in 's Schtübbche hawwe neingetrage,
Was Tisch unn Sofa hawwe freundlich g'schmückt:
Die Deckcher, wo mit Blumme ware b'schtickt,
Die Kisse mit de Schleischer unn de Trottle,
Wo eens sechs Woche heut dran rum dät knottle;
Die selwer g'schnitzte Etagere unn Rahme,
Die Kragekäschte mit de Kreuzschtich-Name,
Die nowle Sessel aus geblumtem Rips,
Die „Marmorbüscht" echt imitiert aus Gips,
De Sekretär mit fuffzehn kleene Fächer,
Unn 's zinnern G'scherr, die Teller, Krüg unn Becher,
Haussege, Wandsprüch unn de Myrthekranz:
's is alles fort vor lauter Firlefanz!

Unn zwische „Gartelaub" unn Goldschnittbücher,
'me dicke Schlachtebuch vum alte Blücher,
Zwee „Souvenir" aus London unn de Schweiz
Unn 'me Kalenderle vum „rote Kreuz"
War in de Schtaatsschtubb bei uns uff 'm Tisch
E dickes Album noch aus rotem Plüsch!
Aus rotem Plüsch, so zart, so fein unn weech,
Mit großem Schloß unn „blech'ne" Messingb'schläg!

Ich seh mich, wie ich als uff leise Sohle
In 's Zimmer bin gewitscht verschtohle
Unn mit de Händcher üwwer 's Buch hab g'fahre,
Unn was deß Buweseligkeete ware,
Wann ich dann uff 'n Sessel bin geklettert
Unn hab im dicke, dicke Bilderbuch geblättert!

Do war die ganz Familieg'schicht beinanner;
Do sinn se uffmarschiert dann eens um 's anner:
E Dutt voll Unkle, Vettre unn drei Tante,
Zwee kleene Büwelcher als Kunfermante,
De Urgroß-Unkel aus Amerika,

Die Tante vun meim Taufpat seinre Fraa,
De Goth ihr'n Bruder mit 'me Hoorzilinner,
E Vattersbas mit Mann unn siwwe Kinner,
E Lauskrott mit ihr'm Brauterich 'me schtramme,
Die Mamme unn de Babbe vun de Mamme,
De Babbe unn die Mamme vun meim Babbe . . . .
Ich war vor Denke als am üwwerschnappe!

Natürlich fein geputzt die Dämlichkeite
In Sunntagsausgehkleedchelcher aus Seide,
Mit extra weite, himmellange Röckcher,
Mit Krinoline unn mit Ringellöckcher,
Mit Deckle uff, mit teilweis ganz konfuse
Unn gar e paar mit Schinke-Ärmel-Bluse!

Die Mannsleut mit de Koks unn weiße Weschte,
Unn dicke Kette, schtark-dreiviertels echte,
Mit g'schtreeste Hosse, schtolz als wie die Ferschte
Unn Schnörres in ihr'm G'sicht wie Kleederberschte!

M'r sieht 's 'ne an, deß war e groß Ereignis, —
Wie so 'me Buwele sein erschtes Zeugnis, — —
Bis jedes vun de uffgetakelt Schaar
Geputzt, gezwerwelt unn gewäsche war!

Unn dann, — mein Herzblut laaft m'r heut noch z'samme'
E Dutzend Bilder vun meim Babbe unn de Mamme!
De Babbe noch in Röck als kleener Bu
Mit Schlawwerläppche unn mit g'schtrickte Schuh,
Als Buxeknopp in seine erschte Hosse,
Als Kunfermant, sein G'sicht voll Summerschprosse,
Als „Commis voyageur" draus in de Welt
Bezahlt vum erschte selbschtverdiente Geld . . . .
Die Mamme uff 'me Bild als krutzig's Mädel
Im schpitzeb'setzte frischgewäsch'ne Kleedel,
Als A-B-C-Schütz uff 'me große Schtuhl,
Als langer Backfisch in de Sunntagsschul,
Als Tanzschtunnsbobb, e Fächer in ihr'm Händche,
Unn in 'me weiße Schorz als Kochschtudentche!
Unn dann — — Gewitternochemol — — wie fein
Die Aache voller Glanz unn Sunneschein,
Im Hinnergrund e Landschaft hingebaut,
Mit Rose g'schmückt als Brauterich unn Braut!

Unn wann ich heut deß Album als betracht
In seiner rote längschtverschoß'ne Pracht,
Do denk ich als: wann mol in verzig Johr
M e i n Bilder holt eens zum begucke vor,
Dann werd 's glei heeße:
guck, deß is der Tropp,
Der mit de Schnaps-Idee in seim Kopp!
M'r sieht 's 'm an, viel war nit mit 'm los,
Im Schprüchverzappe war 'r werklich groß!
Doch sunscht? Betracht 'n nor! Soll d e r was sein?
Da, nemm die Zeitung, pack 'n widder ein!!



Faun im Weinberg (Ölbild) Wilhelm Süs, Mannheim



Wilhelm Oertel (Kreide-Zeichnung) Otto Stieffel, Mannheim



'S is jo e altbekannti Tatsach, daß 's heut faſcht keen forrichtige Mannemer mehr gebt!

Meiſchtens hawwe m'r „Zugezogene" odder „Hergeloffene" unn die, wo in Mannem werklich uff die Welt kumme, ſinn als Kinner ſchun ſo vun de Kultur beleckt, daß ſe alles annere eher kenne lerne, als wie ihr Vatterſchtadt!

„Himmel, Schtern unn Quetſchekern:
Selbſcht die Kinner ſinn modern!"

Wo ſinn dann unſer ſchöne alte Kinnerſchpiele hin verſchwunne?

Sieht m'r dann die Buwe unn Mädle heut noch ſo ſchön Tanzknöppels ſchpiele mit farwig vermoolte Tanzknöpp, wo de Babbe odder de Großvatter ſelwerſcht gedreht hott? Wer hott heut noch ganz eenfache Klicker zum ſchpiele? Welle Buwe wiſſe, wie m i r früher „Hanſcher unn Räuwer" g'ſchpielt hawwe?

Heut muß de Tanzknopp poliert ſein, de Klicker bronciert unn 's liewe gute alte „Hanſcher unn Räuwer"-Schpiel is mit de Zeit die Bach nunnergange!

Unn weller Bu lernt vun ſeim Vatter heut noch ſo ſchön Mannemeriſch redde? Des is heut e Schprooch gemiſch, 'n italieniſcher Salat vun ſchwäwiſch-bayeriſch-ſächſiſch-preußiſch, daß 's eem ball üwwel werd!

Wer weeß vun de moderne Buwe noch, was e „Kipp" is?

E „Kipp" war bei uns e Vereinigung Mannemer Nüßköpp zum ſchpiele, zum gemeinſame Fenſchtereinſchmeiße, zum ſchelle an de Haustüre, zum Salamanderfange unn zum Äppelbengle!

Unn wann e Kipp vun de een Gaß die Kipp vunn de anner Gaß nit hott leide könne, dann hott 's als e Buweſchlacht gewe, bis mindeſchtens die Hälft aus de Nas geblute hott!

Do hott dann als laut de Mannemer Buwekampfruf geklunge:

„Kumm nor nit mehr in unser Gaß!“

Wann hört m'r heut denne Satz noch?

„War eem vun uns e Schtrooß verbotte,
Deß war so gut als wie 'n Erlaß!
Unn's war de Ruf vun kleenschte Krotte:
„Kumm nor nit mehr in unser Gaß!“

Een Bu, der dut de anner kenne,
E Gaß, die hott een Kipp, een Bloos,
Doch geht e Üze los unn Schenne,
Kummt mol 'n ann'rer in die Schtrooß!
Unn dut sich der nit gut betrage,
Mit Kannelwasser schpritzt m'r 'n naß,
Unn 's heeßt, wann se 'm die Rüb verschlage:
„Kumm nor nit mehr in unser Gaß!“

So war 's als bei uns!

's is alles rumgedreht heut! De Zeitgeischt hott fascht alles g'holt, was uns heilig war, die ung'schriewwene Buweg'setze sinn vum Zeitelaaf umg'schtooße worre unn die Großschtadtmaure hawwe alles, was Buweschpiel heeßt, eingeengt unn totgedrückt!

Heut fahre die Kinner mit de Eltre nooch Heidelberg, in die Palz, in de Odewald, in die Schweiz odder an die See! Wem is dann jetz 'n Schpaziergang in de Schloßgarte noch 'n Ausflug? Unn was kann 'n Bu dort drauße heut noch treiwe, wo hinner jedem Baam unn newer jedere Blum 'n Schutzmann schteht, unn die Blume regischtriert unn nummeriert sinn?

Deß war zu unserer Zeit alles annerscht!

Mittwochs odder Samschtags mittags is früher mein Kipp in de Schloßgarte gezoge odder uff die Mühlau odder in die Augärte, unn do hawwe mir Buwe e eigeni Welt for uns g'habt, wo sich keen Schutzmann unn keen Teufel drum gekümmert hott!

Die „Schloßgretel“ unn de „Kneppes“ (de Schütz im Schloßgarte), deß ware die zwee eenzige, wo sich als emol dezwische gelegt hawwe, wann se grad in de Näh ware; awwer wo hawwe dann die üwwerall sein könne?

De „Kneppes“ hot 's jo bös uff uns abg'sehe g'habt, wann m'r als die Märzeveilcher g'sucht odder Keschte gebengelt hawwe!

Deß war de Todfeind vun uns Mannemer Buwe unn weh, wann der een vun uns verwischt hott, dann hott 's gekleppert!

Ich seh 'n heut noch vor m'r:

„'s war e Männel kleen unn dick
Mit 'me bitterböse Blick,
Der war elend hinnerher
Mit seim Knewwel dick unn schwer!
Alles war im Nu verschtummt,
Hott m'r g'hört: de Kneppes kummt!

Ame Lenztag schön unn frisch
War ich mitte im Gebüsch,
Such m'r 'n kleene Blumeschtrauß,
Ropp die schönschte Veilcher raus,
Mach mich an die Voggelneschter,
Denk nit an den alte Wächter,
Unn uff eemol hör ich renne,
Schpringe, laafe, kreische, schenne,
's Hern war m'r vor Schreck verdummt:
„Hannes, renn, de Kneppes kummt!“

Ich d'r los! Beim Weiterborzle
Fall ich üwwer alte Worzle
In die Dorne mit 'm G'sicht
Unn do hott 'r mich verwischt!
Froog nit, was for blooe Flecke
Hott gemoolt sein dicker Schtecke,
Wie 'r mich uff 's Knie hott g'holt
Unn gehörig dort versohlt!
Unn mein Hern hott m'r gebrummt:
„Hannes, laaf, de Kneppes kummt!"

Hab m'r uff die Zähn gebisse,
Wie ich noochher ausgerisse,
Dann mein ganzes Hinnerfleesch
War d'r alles winnelweech!
Weit vun fern, do hör ich ebbes:
Hans reiß aus, sunscht kummt de Kneppes!
Unn ich habe gemeent, mein Knoche
Wäre allegar gebroche,
's dut m'r weh bei jedem Schritt,
Doch ich kreisch: Der kriegt mich nit!"



Nach der Buweschlacht

Unn ich hätt 's aach keem Deifel verzählt, daß 'r mich g'habt hott!

Domols hott de Schloßgarte awwer aach noch e ganz anneres G'sicht g'habt!

Do sinn nit die Herre mit de Naturg'schichtsbücher unn de „Anleitung zum Anlege vun Sondergärte" rumgeloffe unn hawwe rausbuchschtabiert, wo in verzehn Tag Bääm unn G'schträuch rausgerisse werre; welle neue Blumme unn Pflanze g'setzt werre müsse; do war alles noch Natur unn do draus is alles gewachse, wie 's de liewe Gott gewollt hott unn wie 's for uns Mannemer Buwe recht war!

Die Weg unn Pädcher ware schtelleweis vun Grün üwwerwuchert, daß m'r sich keen bessere Platz for Indianerlesschpiele hott denke könne, unn wann eem uff 'm „Kriegspfad" mol werklich jemand begegnet is, dann war 's e Seltenheit!

Was hott de „Gockelsberg" alles aushalte müsse!

Was sinn do for Schlachte geliffert worre mit holzene Säwel aus Latteschtücker, mit Chrischtkinnelsgewehre unn Lanze aus alte Schrupperschtiehl!

Als Trummel dient e bleche G'scherr,
Zwee Löffel sinn die Schlegel,
E Sacktuch an 're lange Latt
Schpannt schtolz als Fahn die Segel!

Unn wann 's hoch kumme is, dann hott m'r aus seim Säckelche zwische

Klicker, Schteen unn Bleisoldate,
Blanke Knöpp vun alle Arte,
Alte Feddre, Sigarrschpitze,
Fetze vun Soldatelitze,
Sigarrbännel, Gummiknottle,
Schtoppe, Näggel, Säweltrottle

e Fünfpfenningschtück rausg'sucht unn im „Milchgütel" sich e Bretzel odder gar e Schneckenudel defor gekaaft!

For uns Buwe aus de domols noch gute alte Zeit war awwer nit de Schloßgarte alleen de Schloßgarte, neen, der hott sich for uns bis naus in de Neckaraaerwald ausgedehnt!

Deß war natürlich for uns noch unerforschtes Gebiet, 'n Urwald, wo m'r sich forrichtig hott vererre könne unn wo eem erscht recht keen Deifel g'schtört hott!

Deß war unser Summerfrisch; dann domols hott 's noch nit gewwe, daß die Kinner in de „Groß", wie m'r die große Ferie g'heeße hawwe, fortg'fahre sinn!



Mannemer Buwe vunn heut

Dann sinn m'r schun morgens in aller Herrgottsfrüh, wo heut die Buwe noch vun de Akademiekunzerte ausschloofe, durch de Torboge am alte „Gymnasium" odder durch die „Seufzerallee" nausgezoge, als wann 's nooch Afrika ging!

Hinner'm Birkehäusel hawwe m'r am „Äppelweg" nooch altem Buwerecht als Proviant Äppel gebengelt, (wann's schun gewwe hott!), unn mit Schleuder, Pfeil unn Boge is 's dann in unerforschtes Gebiet gange!

Wie die Affe sinn m'r uff die Bääm geklettert, unn weit hinnedrauße, wo alle siwwe Johr sich mol jemand vunn de alte Leut hinvererrt hott, ware alte, dicke, ausg'hölte Weidebääm, wo de Ledderschtrump unn die Siouxindianer lewendig worre sinn!

Da ware Altwasser vum Rhein unn dreckige „Schnookebrutanschtalte" mit Kaulquappe, kleene Fischelcher, Frösch, unn wann eem vun uns beim Heemkumme 'n Feuersalamander odder 'n Herschkäffer aus 'm Hossesack rausgekrawwelt is, dann hott sich die Mamme noch nit emol gewunnert! Deß is nämlich mehr wie eenmol vorkumme!

Dort drauße hawwe m'r uns Höhle gegrawe, Wigwams gebaut aus derre Äscht unn Gras unn wann m'r verzehn Tag schpäter widder nauskomme is, dann hott m'r norre sein alti Hütt odder die Höhl zu beziehe brauche; dann keen Mensch hott se eem kaput gemacht g'habt!

Ware m'r müd vun dem viele toowe unn kreische, dann sinn m'r wie die forrichtige Indianer um e Feuerle rumg'sesse unn hawwe g'sunge!

Wer kennt heut noch die Lieder vun domols? Wer singt heut noch 's „Bienehaus" odder „Paul, Paul, zuckersüßer Paul, frischrasiert um 's Maul" odder „Male, Male, kennst du meine Male noch!"

Odder m'r hawwe g'schmettert:

„Hau de Katz de Schwanz ab,
Hau 'r 'n nor nit ganz ab,
Loß 'r nor e Schtümpel schteh'n,
Daß se kann schpaziere geh'n!"

E schönes Liedche war aach noch:

„M'r fahre ganz gemütlich
Uff de Pferdebahn,
De eene Gaul, der zieht nit,
De anner, der is lahm!
De Kunduktör is bucklig,
De Schaffner, der is scheel,
Unn alle zwee Minutte
Bleibt die Trambahn schteh'n!
Unn ich dät so gern mol eeni raache,
Wann ich norre, wann ich norre eeni hätt!
Unn wann 's aach bloos 'n Schtumpe wär,
Den Schtumpe dät ich raache,
Unn ich dät mol so gern eeni raache,
Wann ich norre, wann ich norre eeni hätt!"

unn do hawwe m'r geplotzt dezu: Kaschtanie hawwe m'r ausg'höhlt, e dünnes Schilfröhrche neing'schteckt, truckene Blätter in 's „Klöbche" neing'schtoppt unn — — zwee Minutte schpäter ware fuffzig Prozent vun de „Mohikaner" so krank, daß sich de Mage rumgedreht hott!

Wann 's ganz fein unn nowel zugange is, dann hott irgend eener seim „große Bruder" e Sigarett ausg'führt g'habt, wo als „Friedenspeif" reihumgange is, bis 's letschte Schtümpelche in die Luft gebloose war!

In denne Zeite ware die Indianerschpiele bei uns Buwe an de Tagesordnung, weil e paar Johr vorher de Buffalo-Bill in Mannem war!

Unn do hott 's als geklunge:

„Uff de Schießhauswiese
Is de Buffalo-Bill!
Mit seiner Schaar Indianer
Macht 'r was 'r will!
Sie reite uff de Gäul,
Sie schieße mit de Pfeil
Unn fange mit de Lasso
Die Büffel ein!"



Achtung, der Kneppes kummt!

Reim dich, odder ich freß dich! Awwer schön war 's doch!

's Allergeheimnisvollschte awwer war for uns die Fasane-Insel, unn wann m'r, frech wie m'r ware, die Kleeder im G'schtrüpp verborge g'habt hawwe unn sinn nüwwerg'schwumme unn hawwe uns wie die Trapper zwische Bääm, G'schträuch unn Gras uff de Bäuch dohing'schlängelt, dann hawwe m'r uns g'fühlt, wie de Kolumbus, wie 'r Amerika entdeckt g'habt hott!

Wer vun de moderne Buwe fuggert heut noch e Anhauchbildche gege e Herschkäffergeweih? Weller zieht heut die „Toteköpp" unn die „Lindeschwärmer" odder die „Nachtpfaueaache" selwer?

Mir hawwe sogar als Mäus in Ameisehaufe vergrawe unn verzehn Tag schpäter 's abgenagte Schkelett rausg'holt odder in Sigaretteschächtelcher tote Käffer vergrawe! Unn im Schloßgarte in de Näh vun de Rheinluscht sinn m'r als de Weg uff de Schulränze runnergerodelt, daß 's e Freed war!

Deß kennt m'r heut alles nit mehr!

An jedem Weg unn Schteg, an jedem Baam unn an jedere Blum fascht, do henkt e Schild, daß alles verbotte is, was 'n Bu freet! 's gebt mehr „Kneppese" wie Bääm, unn wann sich 'n Bu heut werklich mol 'n Käffer fangt, dann laaft die ganz Gaß z'samme!

Die Buwe sin heut frech unn batzig, laafe in 's Kino, schpiele mit elektrische Eisebahne, hawwe Fahrräder unn singe: „Ich hab mein Herz in Heidelberg verloren" ....

Do ware mir annerscht:

„Wer niemols eem de Kopp verschlage,
Keem eens gewischt mit seiner Fauscht,
Wer nit in seine Lausbutage
Als Klicker for e Bild getauscht!
Wer nie uff Fenschterscheiwe g'schosse,
Mit Kreide nie die Gaß vermoolt,
Wem nie die schtrammgezog'ne Hosse
De Babbe g'hörig als versohlt,
Wem nie de Mage rumgekrempelt,
Wann 'r e Sigarettche g'schlutzt,
Wer an de Türe nie gebembelt,
Sein Nas in 's Sacktuch hott geputzt,
Wer immer schtill im Schtübbche g'sesse,
Gelernt, gebüffelt unn geochst,
Wer immer brav sein Brotkruscht gesse,
Keem annre uff die Nas geboxt,
Wer nie e Gaslatern verschmisse,
Keen Loch im Kopp g'habt ab unn zu
Unn nie sein Hosse hott verrisse,
Deß war keen echter Mann'mer Bu!!

Och, ich glaab als, mir ware aach keene vun de Brävschte, awwer m'r ware doch ganz annere Kerl!

Unn de Schloßgarte unn de Neckaraaerwald hawwe uns erscht zu richtige Buwe gemacht; deß vergesse m'r nit un wann m'r aach jetz Glatze hawwe, so groß wie 'n zweeschläfriger Pannekuche ......





1. Martiniweibchen — phot. K. Hartmann, Mannheim

Volkskundliches aus Mannheim und seinen Vororten

Von Liese Behr, Mannheim

In Mannheim weiß ich in den Quadraten der Oberstadt einen Baum ganz einsam zwischen Häusermauern stehen, wie einen letzten Zeugen vergangener Zeiten, wie einen wehmütigen Gruß. Wie jener Baum, schleichen sich in all das moderne, in das großstädtische Leben und Gehaben hie und da Ausdrücke und Worte hinein, zeigt sich da und dort verstohlen ein Brauch als ein Gruß aus Väterszeit. Es ist aber jeweils ein lebensvolles, lebenswilliges Erbe. Da sei denen der Vorrang gebührend eingeräumt, die dieses Erbe pflegen, wenn auch unbewußt und voller Heiterkeit. Das sind die Mannemer Kinner.

Sie haben sich Spiele erhalten, die unsere Altvorderen spielten, und diese Spiele kommen mit instinktiver Sicherheit zu bestimmten Jahreszeiten. Sie sind auf einmal da an allen Ecken und Enden, und so sind sie auch wieder über Nacht verschwunden. Als erstes im Jahr erscheint „Gliggerles“ mit seinen verschiedenen Arten dem Kaudels, Reisels, Dibbels, Löchels. Die Spielregeln sind fest verankert und im ganzen Stadtbereich gleich, und unterscheiden sich wie auch die Spielnamen von denen anderer Orte. In allen zeigt sich das Temperament des Pfälzers, das weniger geruhsames Abwägen und Überlegen kennt als lustiges Draufgängertum und Lust zum Außergewöhnlichen. Je lückenloser die feste Pflasterung wird, desto mehr kommen diese Spiele in die neuen Siedelungsbereiche. Dibbels im Straßenkandel d. h. der Straßenrinnen zu spielen und Kaudels, wozu eine kleine Grube nötig ist, das ist den Kindern der Innenstadt bald genommen. Es ist aber wunderbar, wie diese Spiele nun hinausziehen aus der alten Heimat in die Neuanlagen, an die Stadtperipherie, wie sie die Verpflanzung ertragen, ohne sich im Wesen nur um eine Winzigkeit zu ändern. Der starke Verkehr hindert heute die Mädchen noch nicht Pladdehiggels zu spielen, ein Spiel, in dem die schönen Kiesel auf den Bürgersteigen Triumphe feiern, ein Spiel, das nur in ganz ebenen Straßen möglich ist. Unter Ribche, Bibche, Riwezahl, Ribche, Bibche, Lokke wird am liebsten Seil gehüpft. Das schönste und typischste Mannheimer Spiel, ein Fangspiel, in dem die quadratische Stadtanlage den Ausschlag gibt, dessen ganze Spielmöglichkeiten und -reize in dieser Anlage begründet liegen, ist Hans Naseweiß. Nie wird ein Mannheimer, selbst der Unmusikalischste, den Rhythmus und die Melodik dieses Rufes je vergessen.





2. **Der Odenwald** (Neckarau) phot. K. Hartmann, Mannheim

Nur Hanscher und Reiwer dürfte als ebenbürtig genannt werden, ein Spiel, in dem Kinder aus Häusergruppen, ja ganzen Straßen und Quadraten zu einem leidenschaftlichen Kollektivspiel geeint werden. Die dutzendfältigen Spielarten des Fangerles erfahren zwar eine ständige Erweiterung, aber die altüberlieferten Formen sind unweigerlich die beliebtesten. Neben ganz neuzeitlichen Spielen gehen die Kinder im Ellenzählerles und Fußzählerles mit den alten Maßen Elle und Fuß messend genau so um, wie man es vordem tat. Im Ellenzählerles tritt eine Art Rotkäppchenwolf auf, ich habe ihn vereinzelt auch als Welschen bezeichnen hören, so daß sich hier ein recht verstümmeltes, interessantes Überbleibsel vermuten ließe.

Ein Rest alter Festgebräuche ist im Martiniweiwel zu sehen. Da zeigt sich so ganz der Zug zur geräuschvollen Betätigung. Am Abend vor Martini ziehen kleinere Rotten weißvermummter Buben, die meist ein langes Hemd übergezogen haben und das Gesicht mit Mehl bestäubt, mit Deckeln und Kochlöffeln durch die Straßen, verführen einen Heidenlärm, drücken auf die Klingeln und schreien in die Hausgänge: „s' Mardiniweiwel". Mädchen, die noch etwa unterwegs, werden unter Schreien verfolgt und zu schlagen versucht. Vielleicht ist es zulässig anzunehmen, daß die Buben in ihren gespensterhaften Aufzügen und dem starken Lärmen, dem gleichsam warnenden Hineinrufen in die Hausgänge eine Art Geistervertreibung noch unbewußt bezwecken.

Wenn auch Fastnacht durch keinen besonderen Brauch mehr ausgezeichnet ist, so hat sich doch eine Maske erhalten, die aus dem immer mehr sich verändernden Hafenleben entnommen ist. Das ist die Sackträgermaske. Die Buben in starkgeflickten Hosen, denen zur Vervollständigung noch farbige Lappen aufgenäht werden, dem farbigen, meist roten Halstuch, den großen Hüten und Pfeifen, suchen durch Ruhmreden, durch Lärmen und bewußt weitschrittiges Gehen jene vielbewunderten Sackträger zu spielen. Denen war Zweizentnersäcke zu tragen Gewohnheit, und ihre kraftvollen Ausdrücke und eigene Sitten den Bewohnern des Hafenviertels geläufig. Nun leben sie bald nur noch in der Erinnerung und in jener Maske in der Mannheimer Bevölkerung weiter.



3. Aus den „Kappes" in Neckarau   phot. K. Hartmann, Mannheim

Ganz schwache Anklänge an besondere Gebräuche bei Familienfesten finden sich noch vereinzelt in Vororten. Den Bräuten in Feudenheim wird noch gern ein sonderbarer Strauß zur Hochzeit geschenkt; er ist gebunden aus Pflanzen des Küchengartens: Sellerie, Lauch, Zwiebel, Petersilie, Gelberüben. In Neckarau lebt noch die Erinnerung, daß das Brautpaar nicht Arm in Arm zur Kirche ging, und daß während des Hochzeitszuges aus sämtlichen Fenstern des Hauses der Brauteltern frische Wecken herausgeworfen wurden.

Während an Neujahr landauf — landab fast durchweg Brezel gebacken werden, machen die Stadtbäcker Neujahrswecke. Es ist eine Mürbeteiggebäck in Form zweier aneinandergewachsener flacher Mondsicheln. In Neckarau setzt man von jeher den Stolz in die Biskuitbäckerei, und heute noch kann kein Fest begangen werden ohne Überfluß an Biskuit, was an der Kerwe seinen Höhepunkt erreicht. Der Mannemer Dreck, eine derbe, süße Verdeutlichung der Pflaster- und Straßenverhältnisse verschwindet immer mehr, weil sein Ursprung schon fast sagenhaft geworden ist.

Ganz wunderbar zeigt sich die Pfälzer Art in „ihrer sinnfälligen Anschauung, ihrer Bilderkraft", ihrem ewigen Humor und warmem Witz in den Bezeichnungen für Stadtviertel, Straßen und in Übernamen.

Wie die Altstadt in den K-, H- und J-Quadraten die Filzbach hat und in T 5 den Schnokenbuckel, so nennt Neckarau die Fischerstraße wegen ihrer unregelmäßigen Bauweise, den ärmlichen Häusern, den Odenwald. Das Viertel, das auf dem Gewann entstand, das ehemals lediglich der Krautpflanzung diente, heißt Kappes (capus). Die Rheingoldstraße, in der die reichsten Bauern ihre Häuser zweistöckig bauten und die böhmische Glasfenster hatten, bleibt „Die" Strooß. Es ist geradezu erstaunlich, wie in der Gegend, die so gar nichts fast erhalten hat an Gebräuchen, die Erinnerung an Zuständliches lebt, und mit welcher Zähigkeit man an überlieferten Bezeichnungen hängt. An den ehemaligen Neckarauer Flachsbau erinnern die Brechäcker, die Käfertaler haben den Wingertsbuckel und wie fast alle Vororte eine Wingertstraße, obschon keine Traubenrebe mehr rankt. Die Rosenstraße Neckaraus wird immer die Dischtelgaß bleiben. Ein Stück der Friedrichstraße ist die Brücke, weil dort eine Brücke über einen Trocknungskanal führt. Man geht über den Gießen (giuzo-Flußarm), ein Feldstück, im ehemaligen Gewirr der Neckar- und Rheinarme.

Pülven müssen sich die Neckarauer schelten lassen, weil der Hausfrauenstolz in den größten Pülven, d. s. längliche Kopfkissen, sein höchstes Ziel erblickte. Die Feudenheimer sind die Lallehägler, weil sie kein t sprechen, ein seiner Statt ein l einfügen. Die Neckarstädtler sind in gutmütigem Sinne die Nekkergärtler, mehr böswillig die Nekkerschleimer. Wenn ein Urahne vorübergehend bei der Garde gedient hat, heißen alle Nachkommen die Gards. Auf die auswärtigen Gesellenjahre eines Vorfahren bezugnehmend eine ganze Familie die Straßburger. Nach einem Kindchen, das man einmal lange suchte, um es unter der Weste des Vaters zu finden, „unterm gilet", heißt eine große Familie „die Unterm". Es quillt nur so, wenn man hier anfängt zu forschen, und kein Zweig der Volkskunde mag in der Mannheimer Umgebung ertragreicher sein, als der des rein Witzigausdrucksvollen.

Die Hausgärten zeigen keine besonderen Pflanzen, die in irgendeinem Zusammenhang mit Volksglauben oder besonderen Gebräuchen stehen, auch gibt es kaum wirklich volkstümiche Sagen Wohl weiß man sich in Neckarau von Spiegels Loch etwas zu erzählen, auch um den längst ausgetrockneten Teufelssumpf in Feudenheim rankt sich eine recht wesenlose Sage. Da sie aber nicht der Volksvorstellung und dem Gemüt entsprangen, sind sie nie Gemeingut gewesen und geworden.

Mag auch die Stadt in ihrem ständigen Wachsen manches überschatten und gar vieles wandeln, solange unsere Kinder noch die alten Straßenspiele haben, der kraftvolle Mannemer Ausdruck besteht, und hie und da vielleicht einer kommt, der ins Leben schaut und nicht nur in Archiven stöbert, solange werden uns hoffnungsgrün die Kunden aus Väters- und Großväterszeiten grüßen im Betongrau.

Mannheim, die Stadt der Arbeit

Mannheim ist die Stadt der Arbeit. Aber eine heitere Stadt der Arbeit. Sie ist weder elegant noch mondain. Sie ist weder fieberhaft noch erregend. Aber sie ist bewußt, fleißig und voll von nie verebbendem Lebensschlag. Sie kennt kein dolce far niente.

Sie ist durchbraust von den Hämmern ununterbrochenen Tätigseins. Sie raucht aus vielen und gewaltigen Schlöten Tag und Nacht, ohne ihr heiteres und grünes Gesicht in Qualm und Dunst zu verdecken.

Mannheim ist eine schöne Stadt voll Landschaftsnähe und natürlichem Glanz. Mannheim ist eine Stadt voll Seele und Willen sicherlich. Rhein, Neckar und die herrliche Landschaft seiner Nähe werden die Stadt immer frisch, jung und lebendig erhalten.

Anton Schnack

Bücherbesprechungen

Karl Maria von Webers Abstammung von Friedrich Hefele (Nr. 30 der Heimatblätter „Vom Bodensee zum Main", 15 Abb., mit einer Stamm- und einer Ahnentafel).

Wirklich neue und beachtenswerte Ergebnisse zeitigten die mühevollen Forschungen des Freiburger Stadarchivars Dr. Hefele, die den Musikhistoriker, den Kreis von Webers Verehrern, vor allem auch den Ahnenforscher gleich fesseln. Auf Grund eingehender Studien wie zufälliger Funde im Städt. Archiv konnte er endlich die bestehenden Irrtümer berichtigen und einwandfrei die Herkunft und Abstammung der Familie Weber nachweisen. Gutes Bildmaterial unterstützt und schmückt diese Familienforschung.

Die Webers stammen aus dem alemannischen Breisgau, der Großvater Fridolin Weber ist, in den Kirchenbüchern nachweisbar, am 22. Juni 1691 im Dorfe Stetten, das heute mit Lörrach vereinigt ist, geboren, und damit sind die bisherigen genealogischen Angaben durch einige weitere stichhaltige Beweise ergänzt und richtig gestellt.

Die Webers waren seßhaft in Stetten, Zell im Wiesental und vor allem in Freiburg, was aus den zahlreichen Beziehungen zu diesen Orten und zu Freiburger Familien eindeutig hervorgeht. Zell (und nicht Freiburg nach bisheriger Annahme) ist auch der Geburtsort von Konstanze Weber, der Gattin Mozarts. Über Adel und Wappen der Familie Weber gingen bereits die Meinungen auseinander. Dr. Hefele löst auch diese Frage durch Vergleiche und heraldische Studien und gelangt zur Ansicht, daß Karl Marias Vater, Franz Anton, der Leutnant in kurpfälzischen Diensten, Amtmann in Steuerwald, Musikdirektor des Fürstenhofes von Lübeck, Stadtmusikant bei Kirchweihen, Kindstaufen, Hochzeitsessen in Eutin und Theaterdirektor mit eigener Truppe, zuletzt den Adel aus freien Stücken sich zulegte. Jeder Ahnenkundler und Familienforscher wird mit besonderem Eifer die beigegebene, übersichtliche Stamm- und Ahnentafel studieren. Tatsächlich lassen sich auch verwandte Züge und Schicksale in Fülle durch Vererbung feststellen, Eigenschaften und Veranlagungen körperlicher, geistiger, künstlerischer Art In der Familie Webers ist der Hang zur Musik, überhaupt zur Kunstäußerung ein geradezu leidenschaftlicher, Wandertrieb und stetige Unrast fast ein Erbübel, die Beamtenlaufbahn jeweils eine recht steilende, dann stürzende; tolle Abenteurerlust, kavaliermäßige Unbesonnenheiten stecken im Blut. Handschriften und Bildnisse erweitern noch die gemeinsamen Züge der Weber-Wesensart. Die Ahnen sind eben nicht tot, „sie recken sich alle Morgen noch in Dir", wie Ludwig Finckh sagt, „Du handelst unbewußt nach ihrem Gebot, ... Du bist ihre letzte Zusammenraffung."

In der Ahnentafel ist auch die mütterliche Linie zum erstenmal aufgestellt: eine schwäbische Familie Brenner. Des Komponisten Mutter, Genovefa Brenner, stammt aus Oberdorf, dem an der Bahn Kaufbeuren—Füßen gelegenen heutigen Markt-Oberdorf mit „seinem auf herrlicher Anhöhe stehenden, ehemals fürstbischöflich augsburgischen Schloß nebst Kirche." Die Berufe der Urgroßväter (ein Müller, ein Perückenmacher, ein Bauer, ein Jäger) ergeben Karl Marias Herkunft aus gesunden, bäuerlich-gewerblichen Kreisen.

Für diese neuen Studien in sachlich klarer Darstellung dürfen wir dem Forscher, Dr. Hefele, herzlich danken, denn die genealogischen Ergebnisse erhöhen natürlich nur die Anteilnahme am Werke dieses deutschen Musikers, alemannischem Stamm entsprossen!

Das Markgräflerland und die Markgräfler im Bauernkrieg des Jahres 1525 von Karl Seith. Heimatblatt Nr. 28 der Reihe „Vom Bodensee zum Main", herausgegeben i. A. d. Landesvereins Bad. Heimat E. V. von Hermann Eris Busse. 168 S. mit 41 Abb. und 2 Karten. *RM* 4,50. — Gleich unterirdischer Glut glomm leidenschaftlich

---

Unsere Mitglieder verweisen wir immer wieder darauf, daß sie sämtliche Heimatblätter unserer Schriftenreihe bei Bestellung durch die „Badische Heimat", Freiburg i. B., Hansjakobstr. 22, zu Vorzugspreisen beziehen.

die Unzufriedenheit der leibeigenen Bauern, lange kaum beachtet, wenig gefürchtet von den geistlichen und weltlichen Zwingherren. Sie sogen das Bauerntum aus durch harten Frondienst, mühsame Steuerleistung, blutschweißige Gefälle und Abgaben. Der Bauer, sonst am Alten beharrlich festhaltend, der erdgetreue Mann des Volkes, fühlte sein Heiligstes gröblich und schleichend Stück für Stück von sich gelöst: erst die Freiheit, dann die Ernte und Jagd, dann Feld und Wald und allerlei Gerechtsame. Selbst Frau und Kind kamen in Gewalt und Unbill des Herrn oder besser der Herren; denn deren gab es manchmal so viele auf den einzelnen Ort und damit auf den einzelnen Kopf, daß es den Bauern schwer gefallen wäre, ihren Namen und Ort zu behalten, wenn nicht jeder für sich und auf besondere Weise sie geschunden hätte mit Besthaupt, Zehnten und Zinsen. Das Recht erfuhr ausgeklügelte Beugungen. In die dumpfe, aufgebrauchte Luft des ausgehenden Mittelalters geraten, verfiel das Neue auf allen Gebieten Mißverständnissen und erfahrungsloser Ausdeutung. Es gärte allenthalben, auch die Bürgerschaft dehnte sich in der alten Haut. Auf der Schwelle des 15. zum 16. Jahrhundert wachte der Bauer auf. Er, der sich ehemals gleich den Herren auf Gelagen, Volksfesten und Kirchweihen nicht hatte lumpen lassen, selbst die Kleidung üppig werden ließ und auf den großen Geldsack pochte, er hatte alles unter der wachsenden Macht der Herren verloren. Der Bauer wurde arm, dienend, furchtsam und finster. Alles änderte sich unbegreiflich um ihn her, in stark hereindrängenden Übergangsverschiebungen des bisher Wesentlichen seines Daseins wie auch des bürgerlichen und herrschaftlichen Lebens. Die Reformation kam, die, weil sie die Religion durchstürmte, bei den religiösen Bauern am eindringlichsten wirkte, da sie dafür ihr Herz hingaben, wie für ihre Arbeit den Leib. Wirtschaftliche Veränderungen durch die Entdeckungen und Erfindungen brauchten lange, bis der Bauer sie begriff und seine Welt darnach umzustellen gewillt war. Er konnte ja auch nicht, denn der Druck der Herren, denen auch die neue Zeit stark aufspielte, war zu schmerzhaft. Die Herren erpreßten Geld und Geldeswert, weil ihrem Leben ein Leerlauf drohte, ihre Gesellschaft in den neuen Forderungen der Zeit weder Huld noch Halt fand, solange sie im Banne der überlieferten Regeln verharrte.

Die düstere Erhebung, die in manchen Zügen groteske Schattenzüge zeigt, ebenso wie die Magie hinreißender Massenbewegung, diese Sammlung der Bauernscharen zu hellen, begeisterten Haufen, zu gespenstisch bewaffneten Streitern um Recht und Gerechtigkeit, zu Fähnlein um den Bundschuh, die Bewegung hat, so wenig sieghaft sie endete, eine erschütternde Tragik; denn dieses Ringen ging nicht um Hab und Gut im alltäglichen Sinne, sondern um Erb und Lehen aus der Hand und dem Herzen der Ahnen, im einfältig frommen Sinne, der aus schlichter Größe wirkt.

Geschichtliche und seelische Deutungen der Ursachen des Niedergangs der Bauernschaft gibt K. Seith in seiner vortrefflichen Arbeit. Das Markgräflerland spiegelte stets die bewegliche, geistig vor allem belangreiche Geschichte des Reiches wieder und trug seine bürgerlichen und bäuerlichen Kämpfe um Recht und Freiheit mit starker, geschlossener Gemeinsamkeit aus. Der Alemanne hätte infolge seines hartnäckig die Rechte wahrenden Bauernstandes, der eine immerhin bedeutend erträglichere und geachtetere Stellung den einsichtigen Markgrafen und Grundherren gegenüber einnahm, er hätte nicht so sehr nötig gehabt, in die bewegtesten Wirren des Bauernkrieges einzugreifen; aber dem „neuen Wesen", sobald er dessen Notwendigkeit begriff, mußte er um der Sache willen, die herrlich und begeisternd war, dienen. Einzelne Unterdrückungen hatten ihm auch Mäler in sein Selbstbewußtsein gebrannt. Karl Seith, der geborene Geschichtsforscher, knüpft geradezu die vielen, bisher noch unentdeckten Fäden und Beziehungen des Markgräflers zum Bauernkrieg, des Markgräflers zum allgemein Menschlichen und besonders Eigenen in jener gärenden Übergangszeit auf. Er durchstöbert mit Mühe und nimmermüder Geduld die Archive in Basel, Freiburg, Karlsruhe und in den Städtchen der oberen Markgrafschaft, er sucht nach Dokumenten jeder Art in St. Blasien, St. Gallen, Bern und Zürich, holt alle Schriften bei, die je über diesen Zeitabschnitt der Geschichte berichten, und kommt so zu einem mächtigen Gesamtbild, dessen Einzelheiten von erdrückender Fülle sind. Aus diesem löst er die Zeit des Bauernkriegs im Oberland heraus, nachdem er großzügig und sicher eine Einführung in die Struktur von Landschaft, Volk und Geschichte gegeben, die das Schlußwort noch vollendet. Es fehlt an Raum, auch nur den kürzesten Überblick der Tatsachen dieser Markgräfler Bauernbewegung zu geben. Gesagt muß werden, daß eine Arbeit ohnegleichen bewältigt wurde, die ihren Lohn nicht nur in der von berühmten Geschichtslehrern (wie Prof. Wackernagel † in Basel u. a.) ausgesprochenen Hochachtung fand vor dem, man kann behaupten, aus einem vorher nahezu ungeklärten, kaum ge-

sichteten Material herausgemeißelten Werk. Vor allem ist Seith eines eigen: er erlebt Geschichte. Man riecht nicht mehr die muffige Luft der Akten, sondern wird beim Lesen in ein blutvolles, schöpferisches Geschehen gehoben. Seine Sprache ist bewegend, sauber und gut deutsch, sein Ausdruck bei aller Sachlichkeit eindringlich, vertieft und gewandt. Ihn trieb ein hoher Ernst zu diesem Werk, eine Hingabe, der man in den fesselnden Gesprächen mit dem Verfasser die Besessenheit des Meisters von seinem Stoff anmerkte. Auch das ist Kunst: aus dem Volk die eindeutige, vielfältige Volkheit so bildnerisch und lebendig darzustellen, daß sie erschüttert und begeistert zugleich in ihrer Gestalt, und daß sie wieder ins Volk einzugehen vermag. So bedeutet Seiths in Jahren strenger Selbstzucht und Arbeit entstandenes Buch ein Geschenk an das Markgräflerland und zugleich eine fördernde Tat im Rahmen der gesamten Geschichtschreibung.

Sachlich ist noch beizufügen, daß eine schöne Bilderfolge nach Werken von Hans Baldung Grien, Holbein, Urs Graf, Jost Amann, Matthäus Merian den Text beleben, wie auch Wappen und Siegel der drei Markgräfler Herrschaften Rötteln, Sausenburg und Badenweiler. Dieses Heimatblatt enthält neben überaus aufschlußreichen Anmerkungen im Anhang ein stattliches Verzeichnis des Quellenmaterials und ist so allen wissenschaftlichen Anforderungen in hohem Maße gewachsen.

Freiburg im Breisgau. Hermann Eris Busse.

„Baden". Der Reichtum eines Landes an Naturschönheit und Geschichte ist schwer zu schildern. Es braucht ein großes Buch und viele Kapitel. Aber ein anderer Weg führt auch zum Ziele. Bilder, denen es gelungen ist, die Natur und die Zeitalter der Menschen zu überraschen, Bilder, die mit Liebe und Andacht das Wesen eines Landes suchen und behüten und dazu Worte, die betrachten und verknüpfen helfen, mehr nicht — das ist die andere Art, in einem Lande herumzuführen, seinen Reiz, sein Gesicht, sein Herz ahnen zu lassen.

Ein Buch zum Blättern und Schauen, das Herrlichkeiten schenkt und Sehnsucht weckt, ist „Baden", mit 80 Naturaufnahmen, die größtenteils (65) vom Verleger des Karlsruher Tagblatts, Dr. Hermann Fecht (Verlag C. F. Müller, Karlsruhe, Preis M. 3.60), selbst gemacht worden sind. Ein Geleitwort, wie es besser und vorbildlicher nicht gedacht werden kann, hat Hermann Eris Busse, Freiburg i. B., geschrieben, ein schmetterlinggleiches Flattern und Schweben über die Berge, Schluchten, Burgen, Flüsse, Dörfer, Städte, Dome, Seen Badens. Die Sammlung, die als schönste wohl die Bilder von Heidelberg, dem Murgtal, Baden-Baden, Favorite, Windeck, Wolfach, dem Kirnachtale, dem Titisee, Freiburg, dem Bregtal, dem Feldberg, St. Blasien, Schaffhausen, Heiligenberg und Meersburg vereinigt, soll bei der nächsten Ausgabe, „wenn das Büchlein Anklang findet", in erweitertem Umfange erscheinen. Möchte das verdienstvolle Werk Fechts glücken, das er mit diesem von dem Karlsruher Radierer Hermann Kupferschmid freundlich ausgestatteten, nicht nur bildkünstlerisch, sondern auch auf seine Weise kulturgeschichtlich wertvollen Album beginnt. Möchte es dem Verständnisse für die üppige Schönheit süddeutscher Landschaft und für den Reichtum an Zeichen der Vergangenheit dienen und das engere und weitere deutsche Heimatgefühl auf sich lenken.

Berlin-Pankow. Robert Volz.

Wilhelm von Scholz, Perpetua. Der Roman der Schwestern Breitenschnitt. Horenverlag, Berlin-Grunewald. 552 S. Geh. M. 5.50, Ganzleinen M. 8.—, Halbleder M. 12.—. — Wilhelm von Scholz, der jetzt Präsident der neugegründeten Dichterakademie zu Berlin ist, brachte mit dem Werk „Perpetua" seinen ersten Roman heraus. Es ist begreiflich, daß alle, die bisher den Dichter als Dramatiker, Schriftsteller und Lyriker kannten, den Roman gespannt erwarteten. Ein Fünfzigjähriger, der aus den schönsten Bechern des Lebens getrunken hat, muß Reife und Tiefe geben können und Zeitloses; der Unwert des Zeitbedingten ist ihm gewiß geworden; denn er kann ja niemand ergreifender und erhebender bewußt werden als einem Dichter, der Lautloses hört, Unsichtbares sieht und die Ferne fühlt.

Der Roman erschien vollgewichtig, äußerlich stattlich und schön geformt auf dem Buchmarkt und erfüllte die Hoffnungen, das Bild ganz und gar, wenn man zu lesen begann.

Merkwürdig sachlich, offen und selbstsicher, berührt der Eingang des Romans, in dem Scholz den Inhalt der Geschichte angibt: „Ich will das Schicksal zweier Zwillingsschwestern erzählen, der Katharina und der Maria Breitenschnitt, von denen in ihrer Heimatstadt Augsburg um die Wende des 15. Jahrhunderts viel gesprochen wurde und deren Gedächtnis

sie eine Zeitlang überlebte. Das Schicksal war in der Tat merkwürdig und regte zum Nachdenken an. Die eine von ihnen starb hoch betagt als Äbtissin des Klosters Friedenspforte und galt schon zu Lebzeiten nicht sowohl wegen ihres stillen und doch wirkenden Lebenswandels als auch wegen mancher Wundertaten, die sie getan, als Heilige; die andere endete in verhältnismäßig jungen Jahren als Hexe auf dem Scheiterhaufen. Die Nähe, in der hier das höchste Gut und das verwerflichste Böse beieinander standen — von einem Mutterleibe gleichzeitig getragen und ans Licht der Welt gebracht — die Auswirkung, der über das gemeine Menschliche hinausgehenden Seelenkräfte, hier nach der Seite des Göttlichen, dort zum Teuflischen hin, mußte die Gemüter der Zeitgenossen beschäftigen und aufregen."

Die Töchter des Lichterziehers Breitenschnitt, äußerlich einander fast untrennbar ähnlich, entwickeln sich bis zu einem Punkt, da beide reif werden, in völliger Gemütseinigkeit: Mitleiden und Mitfreuden bis zur körperlichen Empfindung, als wenn sie eine Seele hätten und ein Leib wären. Im Grunde blieben sie das auch im geheimnisvollsten, rätselhaften Urgrund ihres Seins, wenngleich ihr Tun und Lassen im Leben, selbst im Gedanken und Gefühlsleben so verschieden war, wie Wasser und Feuer. Maria, die ein merkwürdiges Muttermal mit auf die Welt bringt (das Mal, nach dem in Hexenprozessen gesucht wird) ist fein, sanft und geht ins Kloster, Katharina, die stolze, wilde, heiße Flamme lodert ins Leben. Der ihre Schwester nach einmaligem Sehen liebt, wird betört von ihr und merkt den Wechsel nicht, sie trifft bei ihrer Muhme Hochbichler und anderswo gefährliche, mit der teuflischen übersinnlichen Magie vertraute Menschen, ihre Seele schreitet brennend und doch nicht verderbend durch die Gefahr, Katharina verfällt dem Inquisitor, erleidet Tortur und soll auf den Scheiterhaufen. Die Nonne im stillen Kloster erlebt tiefinnerlich gewaltige Leidenschaften, sie kämpft und betet und ahnt. Die Schwesternseelen, unvereinbar im Alltäglichen, schweben in starken Stunden des Erlebens hin und her. Ist es nur eine Seele überhaupt? Man trennt nur widerwillig und mühsam beim Lesen und heißen Miterleben die eine von der andern. Katharina hat alle Leiden und Wirren der Liebe, des Suchens und Sehnens mitgemacht, dämonisch getrieben eilte sie lichtscheu durch Finsteres, Böses und erlitt die Pein der Verheimlichung und Entdeckung. Als sie verbrannt werden soll, tauscht die fromme Schwester mit ihr das Kleid und erleidet den Hexentod. Katharina, von den Fesseln der Lebensleidenschaft und den Läuterungsgluten befreit, geht als Maria ins Kloster, sie ist jetzt Perpetua, ihr wahres Wesen, entschlackt, erfüllt sein Heiligendasein. Die Schauer des Wunders erfahren sie alle, die um die Schwestern Breitenschnitt gelebt und gehandelt haben, nicht die der christlichen, unwahrscheinlichen Wunder, die im Innern weder begeistern noch erschüttern; sondern das stille, schwebende, selige Wunder, dessen Nähe jeder einmal gespürt haben muß, um es zu verstehen.

Niemand soll glauben, eine der von Dilettanten bis zum Erbrechen abgenützten und vergifteten mittelalterlichen Foltergeschichten vorzufinden. Wenn auch der Stoff farbig gestaltet, in wunderbarer Sprache, fließend, mit kräftig gezeichneten Gestalten (Breitenschnitt selber, Veit, der Geliebte, der Magier, der Mönch, der Inquisitor, die Hochbichler und die alte Hexe u. a.) mit spannender Handlung oft voller Humor ausgestattet ist, und in vergangener Zeit an bestimmtem Platze spielt: das Werk in seiner durchgeistigten Form und Fassung steilt aus der Zeit und der Bindung des Ortes. Übrig bleibt die unfaßbare, ewig gleiche, ewig unabänderliche Wunderkraft der Seele, die aus dem Alltäglichen sich emporringt und plötzlich einmal auf den Befehl einer göttlichen Gnade aufbricht wie eine Leuchtkugel und sonnenhaft die Menschheit überstrahlt, sie mit der hehren Sendung ihres Wesens zu erfüllen.

„Die Erzählung durchschreitet den Kreis des Lebens." Im Bild jener Zeit erleben wir unsere Gegenwart, unser ewig sich gleichbleibendes wesenhaftes Menschentum.

Wilhelm von Scholz gibt jetzt im Verein mit H a n n s M a r t i n E l s t e r, dem Neugründer, die eigentlich von Schiller ins Leben gerufene Zeitschrift „Die Horen" heraus, die nach Inhalt und Ausstattung im Urteil Berufener, als die beste deutsche Kunst- und Kulturzeitschrift gilt. Sie hat vor allem ein eigenes, klares Gesicht und will was deutsch, was echt, vor allem aber bleibend ist in der Kunst darstellen und an den Tag bringen. Von badischen Künstlern wurden vor allem die Brüder Strübe gewürdigt, Hermann Strübe-Burte als Dichter und Professor Adolf Strübe als Maler, in anderen Heften, die übrigens buchtechnisch hervorragend ausgestattet sind, die Badener Karl Hofer, der Maler, Alfred Mombert, der Dichter, Wilhelm Gerstel, der Bildhauer.

Freiburg i. Br. Hermann Eris Busse

Deutsche Heimat. Bilder aus Stadt und Land. Herausgegeben von M. P. Block und Werner Lindner. I. Band Geleit von Hermann Stehr und Josef Winkler. II. Band Geleit von Arno Holz und Josef Ponten. Verlag Deutsche Buchgemeinschaft G. m. b. H., Berlin. — Diese beiden Bände sind in jeder Hinsicht das, was man ein sehr gutes Buch nennt. Eine ungemein reiche Zahl wirklich schöner, künstlerisch wirksamer und anschaulich ausdrucksvoller Bilder aus der ganzen, großen, deutschen Heimat sind vereinigt und mit den Geleitworten unserer besten deutschen Dichter Hermann Stehr, Josef Winkler, Josef Ponten und Arno Holz hinausgeschickt, von der Schönheit und dem unvergänglichen Wunder der Heimat zu künden.

Man ist versucht in einer Art hymnischer Beglückung die kraftvollen Worte Hermann Stehrs hinzuschreiben und laut zu sagen und man sehnt sich darnach mit Josef Winkler eine Dichter- und Seherfahrt durchs Land zu machen im Bummelzug vierter Klasse, wo das Volk mitreist: Bauern, Händler, Arbeiter; wo man die Mundarten hört: ungekünsteltes, erdrüchiges Sprechen; wo die kleinen Stationen mit ihrem eigenen, sommerglühenden oder winterstillen Gesicht für kurze Zeit in die Zugfenster staunen und Acker, Wiese, Wald und Fluß in gemächlicher Eile vorüberschwinden, damit man sieht, wie die Frucht steht, wie der Wald gepflegt wird, wie sich die einfachen Brücken leicht und fest über den Fluß schwingen, und auf den Rasenbleichen die Kinder spielen. Das Leben in der Heimat langt einem, so eilends man auch dahinfährt, lieblich und ernsthaft ans Herz. Man bekommt Heimweh nach der warmen, raunenden Enge des Geburtsstädtchens, nach der düsteren Geborgenheit des Dorfes im Schwarzwald, nach den Siedlungen voll Salz- und Fischgeruch am Meere. Josef Ponten baut aus den Vielseitigkeiten der Landschaften vom Meer bis zu den Alpen, aus ihrer Erdgestalt, ihrer Fruchtbarkeit, ihrer Besiedlung das Land auf, in dem der deutsche Mensch, „wie weit und fremd er auch geht“ (Ehrler) seine Seele wandern läßt und nie davon ablöst. Und Pontens durchgeistigter, durch die Form der bauenden Sprache schon monumentaler Sachlichkeit seines Auftaktes zu dem Bilderbuch, folgt die wundersame „Frühlingsnacht“ von Arno Holz. Die ganze deutsche Heimat überglänzt, durchduftet und überrieselt der Frühlingszauber dieser rhythmischen Dichtung.

Eine Übersichtskarte von Deutschland befindet sich in beiden Bänden, nicht geographisch genau, sondern eben nur die Einordnung der Landschaften, Städte, Flüsse und Seen in das ganze Gebiet vermittelnd. Die Herausgeber, (von denen Dr. Werner Lindner als tüchtiger, neuzeitlicher Führer in der Heimatschutzbewegung auch in Süddeutschland einen guten Namen hat) schrieben ein kurzes Vorwort dazu. Daß unserer engeren Heimat Baden eine schöne Reihe von Bildern gewidmet ist, braucht nicht besonders betont zu werden.

Noch ein Wort sei der Ausstattung der Bücher gewidmet. Sie ist gediegen, der Bucheinband künstlerisch, sorgfältig gelöst. Die Bilder kommen auf dem guten Kunstdruckpapier vorzüglich zur Geltung. Die beiden Bände sind in Wort und Bild ein Aufbauwerk, für das langsam aufblühende deutsche Vaterland und gehören in jedes Haus, das Heimat bedeutet.

Freiburg i. Br. — Hermann Eris Busse

Eugen Seyfried, Heimatgeschichte des Bezirks Schwetzingen. Ein Beitrag zur Geschichte der badischen Pfalz. Im Selbstverlag erschienen, Ketsch am Rhein. Der Schule und allen Heimatfreunden gewidmet. 409 Seiten. — Das Werk besteht aus zwei großen Teilen, von denen der eine die Gesamtgeschichte der badischen Pfalz gibt, und, soweit sie nicht vom linksrheinischen Gebiet zu trennen ist, diese mit einbezieht. Landschaft, Volk, Kultur, Kunst, Schicksale werden in anschaulichen Bildern dargestellt und von dem Wissen um die vor- und frühgeschichtliche Besiedlung durch alle Stufen der Lebensäußerung hinaufgeführt bis zur Jetztzeit. Der erste Teil enthält die allgemeine Betrachtung des Bezirks, die erste Besiedlungsform, die Anfänge des Christentums und der Kirche, den Bericht über Grundherrentum und privaten Grundbesitz, über herrschaftliche Gerechtsame und ihre Auswirkungen, über die Zent Kirchheim, die Dorfverwaltung und Dorfgerichte in Verbindung mit der Dorfordnung zu Ketsch im Jahre 1609. Der 9. Abschnitt handelt vom Übergang des fränkischen Gaus zum badischen Amtsbezirk; die Kriegsläufe und deren Folgen. Die Rheinschiffahrt, Maße und Münzen, Weidbetrieb und Forstwirtschaft und die Flurnamen des Bezirks sind in besonders aufschlußreichen Kapiteln entwickelt. Der

zweite Teil behandelt die einzelnen Orte des Bezirks, beginnend mit Schwetzingen, das recht ausführlich und lebendig zur Darstellung gelangt, dann Friedrichsfeld, Hockenheim, Reilingen (das Wersauer Schloß), Ketsch (mit dem Insultheimer Hof, der Enderle Sage), ferner Brühl und Rohrhof, Lußheim, Neulußheim. Alle diese Siedelungen sind in größeren Aufsätzen eingehend erschlossen und ihre Geschichte zuverlässig durch Auszüge aus Akten und sonstigem Archivmaterial erhellt. Eine ungeheuere Arbeitskraft saß über diesem stattlichen Band Heimatgeschichte, hingebender Fleiß und wahre Heimatliebe waltete über dem Werk. Es ist nur schade, daß sich kein Verlag entschließen konnte, das wertvolle Buch, dem auch gute Bilder und eine statistische Tafel beigegeben sind, auf den Markt zu bringen. So hat der Verfasser selber Druck und Ausgestaltung übernommen und sich wahrhaft aufgeopfert. Seyfried trug nicht nur das reiche Material, das meist mit vieler Mühe erst aufgestöbert werden mußte, zusammen und ordnete es, sondern er zeigte sich als Meister des Stoffes, in dem er ihn klar, zum Teil dichterisch gehoben, formt. Es ist ein Lesebuch geworden für jedes Haus der Heimat jenes Bezirkes, und es wäre wirklich eine trostlose Nachlässigkeit, wenn einer solchen Arbeit, die ihren Wert behält, nicht von seiten des Volkes und seiner Lehrer die vollauf verdiente Anerkennung zuteil würde.

Hugo Fränkel, Das Mannheimer Stadtbild einst und jetzt. Verlag H. Fränkel, Mannheim, U 4, 3. Preis *RM* 6,80. — Hugo Fränkel hat in diesem stattlichen, sehr gediegen hergestellten, dabei recht preiswerten Werk nicht nur für Schulen, wie er es ursprünglich wollte, in Wort und Bild ein vorbildliches Heimatbuch geschaffen, sondern vorab jedem Mannheimer die gute Gelegenheit geboten, sich eindrucksvoll und auch trotz aller Knappheit umfassend über die Geschichte, das Werden und Wirken seiner Heimatstadt zu unterrichten. Ein überaus reiches und in manchen Teilen seltenes Bilder- und Kartenmaterial unterstützt den Text, wobei die Anordnung von Text und Bild sehr vorteilhaft geschah, da man meist beim Wort auch gleich die Illustration vor Augen hat.

Das Buch ist in sechs Kapitel gegliedert. Im ersten wird die Lage, die Bodenbeschaffenheit des Stadtgewannes geschildert, auch die Änderungen der natürlichen Gegebenheiten durch Flußkorrektionen an Neckar und Rhein. Das zweite Kapitel beginnt die Geschichte Mannheims aufzurollen, vom Fischerdorf zur Stadt Friedrichs IV. von der Pfalz, und führt sie in den folgenden weiter, in den treffenden Ausschnitten aus dem Wachsen und Blühen der jungen Stadt zur Zeit Karl Ludwigs nach dem Elend des Dreißigjährigen Krieges. Im vierten Kapitel, „Die Residenzstadt“, konnten die Zeiten kurfürstlicher Macht und Prachtentfaltung zu Wort und Bild kommen, da Kunst und Kultur in hohem Maße gepflegt wurden, Mannheim seine edelsten Bauten bekam, Theater, Wissenschaft, Musik eine Heimstätte ohnegleichen fanden, besonders unter den Kurfürsten Karl Philipp und Karl Theodor. Das fünfte Kapitel führt in die Gegenwart, zeigt die Entwicklung zur größten südwestdeutschen Stadt mit einer stark unaufhaltsam sich hebenden Industrie, einem Stapel- und Handelsplatz von großer wirtschaftlicher Bedeutung. Zum Schluß werden noch einige Nachträge, Vertiefungen und Ergänzungen zu den einzelnen Kapiteln gegeben. Alles in allem, ein wohlgeglücktes Heimatbuch, klar, aufschlußreich, fesselnd und von bleibendem Wert!

Gustav Wiederkehr, Mannheim in Sage und Geschichte. Volkstümliche Erzählungen. Vierte illustrierte Auflage. Verlag: Druckerei Dr. Haas, G. m. b. H., Mannheim. — Gustav Wiederkehr, der bekannte Mannheimer Pädagoge, ist vor wenigen Tagen gestorben. Er hat sich durch bedeutende erzieherische Ideen auf dem Gebiet der Schule einen guten Namen erworben und war als Volkserzähler eine angenehme Erscheinung in der Heimatliteratur. Das vorliegende Buch scheint seiner Aufgabe, aus der Höhe der Auflage zu schließen, fruchtbar gewachsen zu sein. In einer nach Jahren sorgsam geordneten, dadurch innerlichen im Ablauf verbundenen Reihe von Geschichten, erwacht jeweils der Zeitgeist, steigen halb vergessene und in ihrer Eigenart zum Teil legendäre oder sagenhafte, anekdotische und dramatische Erlebnisse und Begebenheiten auf, die Kleinodien des deutschen, in Sonderheit des Pfälzer Lebensausdruckes bedeuten. Wenn solche Dinge gut, ein wenig sentimental freilich, aber unbedingt ausdrucksvoll erzählt werden, in schlichter und unterhaltsamer Darstellung, so greift das Volk gerne darnach und erbaut sich daran, ohne zu merken, daß es dabei lernt. Das sollte der Zweck dieses stattlichen Buches sein und den erfüllt es vollkommen. Es wird manchem Mannheimer das Herz ob vieler ergötzlicher Geschichten lachen, er merkt, die Vorfahren waren auch „nicht ohne“, und die ganze liebe, heitere Stadt gibt's doch eben nur einmal auf der Welt. Eine reiche Bilderfolge schmückt das Buch, das im ganzen überhaupt gediegen geformt und hergestellt ist.

Carl Haußer, Ein Lesebuch für junge Handwerker. J. A. d. Bad. Handwerkskammertages herausgegeben. Verlag der Betriebs- und Lehrmittelgesellschaft m. b. H., Karlsruhe, 1926. 383 S. mit Federzeichnungen von H. Kupferschmidt, Karlsruhe. — Gleicherweise auf erzieherischer Grundlage aufbauend, wurde die gute Idee Carl Haußers zur Tat. Er wollte den jungen Gesellen ein Unterhaltungs- und Belehrungsbuch in die Hand geben, ein Feierabendbuch, das jedem etwas bietet in seinen sorgfältig und reichhaltig ausgewählten Beiträgen, die fast alle auf hoher Stufe stehen, ohne jedoch die Anforderungen an das geistige Fassungsvermögen und schulgebundene Wissen zu überspannen, obwohl man einen jungen Menschen, der überhaupt ein Buch nach der Arbeitszeit zur Hand nimmt, von vornherein mit höherem Maße messen darf. Überraschend ist die Fülle der guten und besten Autoren. Wir treffen Theodor Storm, der mit dem Gedicht „Für meine Söhne" das Werk einleitet, treffen Wilhelm Schäfer, W. H. Riehl, Alfons Petzold, Mörike, Hansjakob, Fendrich, Wilhelm v. Scholz, Hölderlin, R. H. Francé (Die Entdeckung der Heimat), Anton Schnack, Hans Thoma, Gottfried Keller, Hebel, Goethe, Romain Rolland, F. Th. Vischer, Uhland, Carl Benz (Ein deutscher Erfinder), Colin Roß (Die unterirdische Stadt), Heinrich Barsch (Mensch in Eisen, der fleißige Schmied), Rainer Maria Rilke (Werkleute sind wir: Knappen, Jünger, Meister). Die Namennennung ist hier wahllos, sie soll nur zeigen, wieviel Gutes, Bleibendes und Anregendes auf diesem Gebiet gegeben werden kann. Unsere großen Dichter, wie überhaupt der Künstler, schufen immer aus dem Volk heraus, aus Volkserbgut und -einigkeit, darum sind sie auch wieder ins Innerste des Volkes wirksam. Alle Handwerkszweige finden so ihre berufene Stimme, die Heimat wird innig aufgetan, die Größe deutscher Männer umrissen, die Werktätigkeit geschildert im Großen und im Kleinen, dazu die Seligkeit des Wanderns in der Natur, das Glück der einigen Familie und die volle Hingabe der treuen Freundschaft. Das Buch hat geschlossenen Charakter und ist als erstmalige Verkörperung einer Idee gelungen. Auch der anschauliche und feine Bildschmuck zeigt ruhige Einheitlichkeit. Es sollte neben „Hebels Schatzkästlein" in keiner noch so einfachen Handwerksbücherei fehlen. Rein äußerlich, in kräftiges Leinen gebunden und auf haltbarem Papier klar gedruckt, wirkt es so schlicht wie stattlich. Es kostet 9 *RM*.

Freiburg im Breisgau. Hermann Eris Busse.

Deutsche Volkskunst. Herausgegeben von Reichskunstwart Dr. Edwin Redslob. Jeder Band kart. *RM* 7,50, Pappbd. *RM* 8,50, Ganzl. *RM* 9,50. Delphin-Verlag, München. —

I. Bd. Niedersachsen von Wilhelm Peßler. 156 Abb. Ein Werk, das sich besonders durch die geschlossene Eigenart seiner volkstümlichen Kunst auszeichnet.

II. Bd. Mark Brandenburg von Werner Lindner. 242 Abb. Siedlung und Metallarbeiten finden hier besondere Ausdrucksformen.

III. Bd. Die Rheinlande von Max Creuz. 172 Abb. In diesem religiösen und heiteren Volke gedieh einmal die Volkskunst besonders anmutig und reich. Die Keramik, auch die Haustypen, werden in vorliegendem Band besonders gezeigt.

IV. Bd. Bayern von Hans Karlinger. 221 Abb. Bayern ist das Land der bunten, bemalten Schränke, Möbel, frommer, schlichter Bilder und Figuren aus Holz. Ein Gebiet, das besonders reich an volkskünstlerischen Äußerungen ist.

V. Bd. Schwaben von Karl Gröber. 220 Abb. Schwaben, dessen phantasiebegabte Bevölkerung natürlichen Kunstsinn besitzt, hat eigenartige, volkskünstlerische Ausdrucksformen geschaffen.

An diese Reihe schließen sich an: Schlesien, Thüringen, Hessen, Westfalen, Sachsen und für uns Süddeutsche, im engeren Sinne Badener, wichtig: Elsaß, Franken und vor allem Baden.

Das Land Baden von Hermann Eris Busse ist in Arbeit. Im einzelnen wird auch noch über die Volkskunst der vorgenannten, uns zunächst berührenden Volksgemeinschaften seiner Zeit zu reden sein. Über den Band Niedersachsen wurde schon in „Mein Heimatland", 11. Jhg., Heft 3, S. 61, im Rahmen eines allgemeinen Aufsatzes über Volkskunst ausführlich von mir berichtet.

Reichskunstwart Dr. Redslob schreibt: „Die großangelegte Sammlung verfolgt den Zweck, auf dem Gebiet der Lebensgestaltung unserer engsten Umgebung zu den ursprünglichen Quellen deutschen Volkstums hinzuführen. Sie will das Gut sammeln und herausstellen, an dem wir für die Zukunft lernen können, nicht etwa das nachzuahmen, was einmal vorgegangen ist, sondern ebenso froh und zuversichtlich neu zu bauen. Der Umkreis der Sammlung schließt ganz Deutschland ein, auch die abgetrennten Gebiete, wie Deutsch-Österreich, Elsaß-Lothringen, Deutsch-Schweiz, so, daß jede Stammesart in einem Bande

dargestellt ist. Die Zusammenhänge der Volkskunst mit Geschichte und Kultur, wie mit dem Boden und der Natur der Landschaft werden erörtert. Besondere Kapitel sind der Siedlungsweise und den Bauformen, den Baueinzelheiten, den Friedhofsanlagen, der Gestaltung der Innenräume, den Möbeln, dem Hausrat, dem Arbeitsgerät, der Keramik, den Glas-, Metall- und Lederarbeiten, endlich den Trachten, Stoffen und Schmuckgegenständen gewidmet. Daneben ist die kirchliche Kunst durchaus nicht vernachlässigt, sondern im Bau der Kirchen wie in ihrer Innenausstattung gebührend gewürdigt."

Für die Ausstattung mit vorzüglichem Kunstdruckpapier und schönem Druck bürgt, gerade wegen seiner wissenschaftlichen Veröffentlichungen, der wohlbekannte Delphin-Verlag in München.

Friedrich Schnack, Das blaue Geisterhaus, Gedichte. Verlag Jakob Hegner, Hellerau. Die goldenen Äpfel, ein Roman. Ebenda erschienen. Sebastian im Wald, Roman. Ebenda erschienen. — Friedrich Schnack ist eine Franke. Er brachte im Jahre 1913 seinen ersten Gedichtband an die Öffentlichkeit, schwieg dann bis lang nach dem Kriege und seit 1920 nicht in sehr gedrängter, doch dafür in köstlicher Reihe Buch um Buch. Aus der Stille wuchs ein deutscher Dichter stetig empor, so begnadet mit Phantasie, Sprache, Seele, Religiosität, daß er von allen Stimmen seiner Weggenossen, auch von denen der berühmten, wie W. von Scholz, Ernst Lissauer, Alfred Mombert, Oskar Loerke, Hanns Martin Elster, neidlos, und man fühlt es aus ihren begeisterten Kritiken und Schriften heraus, überrascht vom blühenden Wuchs, als der größte, innigste und genialste deutsche Dichter der Gegenwart gepriesen wird. Alfred Mombert, der ekstatisch und überirdisch glühende Heidelberger, schreibt über die Sammlung „Das blaue Geisterhaus": „Ein schönes, reiches, echtes Buch! Traumgesänge! Stark ist ihre Bezauberung! Oft muß ich denken an den tragisch verzauberten Zauberer und Sänger Merlin!" Ein anderer sagt: „Zweifellos haben wir in Schnack den Lyriker unserer Generation vor uns", und weiter: „In Schnack wächst ein Dichter von wundervoller Einfachheit heran; seine Verse sind reinste, kostbarste Naturlyrik."

Er ist reich an Bildern und Fabeln in dem Roman „Die goldenen Äpfel", der ein Märchengebilde aus überströmender Glut und Sinnlichkeit, aus lautloser, heiliger Stille, aus gegenwärtiger, seelischer Menschenpein und zeitloser Läuterung ist. Südliche Farbigkeit der Sprache, süße Melodie des Wundersamen, frische, starke, vulkanisch aus dem Innersten geschleuderte männliche Kraft und Natürlichkeit des Lebensgenusses, nie lüstern, abenteuerlich oft und göttlich flammend, so zeigt sich das Wesen dieses seltsamen Buches. Der Kunstwart nennt ihn einen „monumentalen Roman". Welt und Mensch sind sein Thema; seine Sprache neu und eigen.

Schnack beginnt in jedem Werk von neuem ein Neues. Das beweist auch wieder sein jüngstes Buch „Sebastian im Wald". Es ist in allem einfacher, eindeutiger geschrieben als die andern, steht aber nie und nimmer hinter jenen zurück. Es zeigt nur ein noch unbekanntes, ganz wundersam schlicht und innig aufgeblühtes Dichtererlebnis, das aus der Heimat emporraunte und rauschte.

Sebastian, der aus der Fremde, aus dem Urwald, heimkehrte in seine fränkische Heimat, ist noch in den glühenden Tropenträumen befangen, da er durch den heimischen Wald wandert. Er trifft Urle, das unberührte, quellfrische Mädchen, das lachen und schweigen kann, und liebt es. Mitten im Wald verleben sie ihre traumhafte, ewig schöne und natürlich feierliche Hingabe an ihr Glück. Sie wohnen mitten im Wald, haben ein Kind und haben Einsamkeit. Da bricht Unheil herein, weil es kommen muß, um das todtraurige Zersehnen am Alltag zu heilen. Das Unheil beschattet die rastlose Seele Sebastians, macht ihn böse und blind. Urle leidet still. Der Knabe wächst harmlos heran, lebt unbewußt in den hinabgesunkenen Bildern des Vaters, und eines Tages, da er in heißem Spiel phantastisch den grübelnden Vater mit dem ahnungslosen Eifer des Kindes in sein Indianerspiel drängt, löst sich der Bann von dessen Seele, frei fliegt sie nach Träumen wieder aus, und Urle lauscht beglückt, daß die geliebte Urwaldflöte ihres Sebastian im Wald wieder an seinen Lippen ruht. Es ist „Ein tief verwurzelter, hoch hinaufreichender deutscher Waldroman. Der Wald der Heimat, Urwald ewigen Fernwehs, Seelenwald geahnter Übernatur. Erdennahe Schau, gläubig erhöht, erfreut sich an den Menschen des Landes, dem unverbildeten Tier, der Pflanze, die nicht zum Schmucke dient. Ein Buch einfachen Sinnes, aber mit allseitige unendlicher Ausstrahlung". Es bedeutet vielleicht bisher das deutscheste Buch des Dichters, eine Kristallisation der deutschen, tief im Mystischen und ewig in Sehnsuchten durch Traum und Fremde und Heimweh wallenden Seele.

Freiburg i. B. Hermann Eris Busse

Mannheimer Altertumsverein

Gegründet am 2. April 1859

Mitgliederstand (April 1927): 1555, darunter 335 auswärtige.
Geschäftszimmer des Vorstandes: Schloß rechter Flügel, Aufgang bei der Schloßbücherei.
Fernsprecher 29717.

Der *Mannheimer Altertumsverein* bezweckt die Förderung der vaterländischen Geschichtsforschung, besonders die Aufsuchung, Sammlung, Erhaltung und wissenschaftliche Verwertung von Altertümern und geschichtlichen Denkmälern aller Art, hauptsächlich aus dem Gebiete der Stadt Mannheim und der übrigen Pfalz (§ 1 der Satzungen).

Daraus ergeben sich

folgende Aufgaben:

Erweiterung der heimat- und kulturgeschichtlichen **Sammlungen** des Vereins, die jetzt einen Hauptbestandteil des **Schloßmuseums** bilden.

Ausbau der **Bibliothek** (bis jetzt ca. 10000 Bände), des **Archivs** (ca. 3000 Nummern) und der **Bildersammlung** (ca. 2000 Nummern)

Herausgabe der **Mannheimer Geschichtsblätter,** Monatsschrift für die Geschichte, Altertums- und Volkskunde Mannheims und der Pfalz (bis jetzt 27 Jahrgänge), der Forschungen zur Geschichte Mannheims und der Pfalz, sowie sonstiger Vereinsschriften.

Veranstaltung von **Vorträgen,** besonders aus dem Gebiet der Heimatgeschichte, des Sammlungswesens usw.

Familiengeschichtliche Forschung.

Ausgrabungen in Mannheim und Umgebung.

Führungen in der Stadt zu bemerkenswerten Bauten und dergl.

Ausflüge nach historisch wichtigen Orten.

Ihre **besonderen Aufgaben** suchen zu erfüllen die dem Verein angegliederten **Sondervereinigungen:**

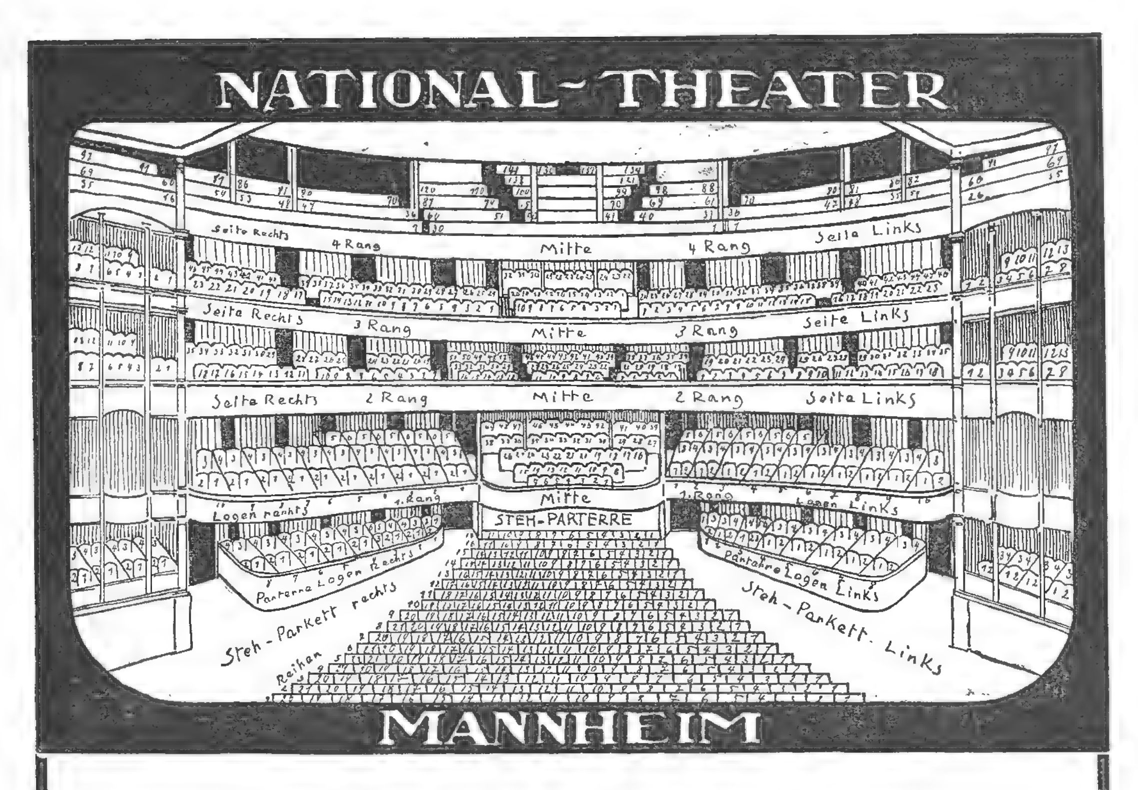
Familiengeschichtliche Vereinigung: (Leiter: Dr. Fl. Waldeck).

Sammlervereinigung: (Leiter: Prof. Dr. Friedrich Walter).

Wandergruppe: (Leiter: Prof. Dr. Hermann Gropengießer).

Derzeitige Mitglieder des **Ausschusses:** Geheimrat Wilhelm Caspari, Prof. Dr. Friedrich Walter, Dr. Fritz Bassermann, Carl Baer, Frau Hofrat Baumann, Dr. Joseph August Beringer, Direktor Julius Busch, Direktor Philipp Bohrmann, Prof. Dr. Alfred Caroli, Prof. Hugo Droes, Walter Goerig, Prof. Dr. Hermann Gropengießer, Dr. Rudolf Haas, Geheimrat Heinrich Hebting, Carl Heisler, Dr. Gustav Jacob, Landgerichtsrat Dr. Walter Leser, Dr. Robert Seubert, Wilma Stoll, Prof. Wilhelm Süs, Geheimrat Dr. Hermann Troeltsch, Dr. Joseph Vögele, Dr. Florian Waldeck.

**



Das Mannheimer National-Theater

wurde auf Befehl des Kurfürsten Carl Theodor im Jahre 1776 aus dem damaligen Schütt- und Zeughaus nach den Plänen des Architekten Lorenz Quaglio zu einem Komödien- und Redoutenhaus umgebaut und am 7. Oktober 1779 unter der Leitung des Intendanten Dalberg eröffnet. Der Zuschauerraum erhielt in 3 Reihen 45 Logen und im ganzen 1200 Plätze. Wenige Jahre nach der Eröffnung des Theaters — 1782 — erlebten hier Schillers „Räuber“ ihre erste Aufführung, der bald „Fiesko“ und „Kabale und Liebe“ folgten. Es war die Glanzzeit der Mannheimer Bühne, welche als die hervorragendste in ganz Deutschland galt. Neben der Pflege des deutschen Schauspiels wurden im Redoutensaal hauptsächlich noch Konzerte und Bälle abgehalten.

Bei der baulichen Erweiterung 1853/56 nach den Plänen des Bühnentechnikers und Theatermalers Mühldörfer erhielt das Theater äußerlich sowie auch der Zuschauerraum die Ausgestaltung, die sie in der Hauptsache heute noch zeigen. Der ursprünglichen Bestimmung als Theater-, Konzert- und Ballsaal blieb das Gebäude erhalten. Die alljährlichen Theater-Maskenbälle, bei welchen das tieferliegende Zuschauerhaus samt Orchester- und Bühnenhaus hinzugezogen und über die Hinterbühne hinweg durch eine breite bequeme und transportable Treppe mit dem höher gelegenen Konzertsaal in wirkungsvoller Weise verbunden und dekoriert wurde, erfreuten sich großer allseitiger Beliebtheit.

Bei der fortdauernden Vergrößerung und technischen Verbesserung des Theaterbetriebes mußte der Konzertsaal einer Probebühne weichen. Umfangreiche Umbauten wurden zur Erhöhung der Feuersicherheit und zur Verbesserung der technischen Einrichtungen vorgenommen.

Das Nationaltheater bietet abwechselnd Opern- und Schauspielvorstellungen und Operetten. Dem Betrieb ist das Neue Theater im Rosengarten eingegliedert. Die künstlerische Leitung liegt in den Händen des Intendanten Francesco Sioli; die Stadt Mannheim leistet als Eigentümerin des Nationaltheaters die erforderlichen finanziellen Zuschüsse und hat durch eine Theater-Kommission an der Verwaltung des Betriebes Anteil.

Die Michaelis-Drogerie

Fr. Becker Inh. Adolf Michels

Mannheim G 2. 2



liegt im Mittelpunkt der Stadt am Hauptmarkt gegenüber dem kunstvollen Brunnendenkmal des Peter van den Branden, welches Carl Theodor im Jahre 1767 der Stadt Mannheim bei seinem 25jährigen Regierungsjubiläum schenkte. In diesem Hause G 2. 2 errichteten die Gebrüder Eglinger bereits am 19. Juni 1834 das heute noch bestehende Geschäft als Drogen- und Materialienhandlung, welches 1892 von Friedrich Becker übernommen und nach dessen Ableben 1919 vom heutigen Inhaber Adolf Michels erworben wurde, so daß dieses Geschäft das älteste seiner Art am Platze ist. Der jetzige Inhaber hat dem Geschäft eine Spezial-Farben- und Photographische Abteilung angegliedert und das Haus im Erdgeschoß zu einem modernen Geschäftshaus umgebaut, so daß das Gebäude heute wie ehemals eine Zierde des Marktplatzes bildet.




Inkra
FAHRRÄDER
elegant
zuverlässig
dauerhaft
volle Garantie
Anzahlung 15 Mk
3 Mk
Wochenrate
INKRA
1
MANNHEIM
JNKRA G.M.B.H. MANNHEIM
N4,1.
TEL.26464 u.26465

